TALLEYRAND

Meyer's
Geschichts-Bibliothek
für
allgemeine Kunde
des
Kultur- und Völkerlebens.

Bayerische Staatsbibliothek München

Mit Illustrationen.

Neunzehnter Band. Erster Theil.

Mit dem Porträt des Fürsten Talleyrand.

Hildburghausen.

Druck des Bibliographischen Instituts.

New-York:

Paul Bernhard.

A/49/242

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Die Tudors
auf dem Throne Englands.

(Nach Dahlmann.)

Zwar ist kein Theil der vielgliedrigen Geschichte der Menschheit so unfruchtbar, daß seine Darstellung ohne Ausbeute bliebe; es gibt aber historische Gebiete, deren überschwänglich fruchtbarer Boden doppelte und dreifache Ernten verspricht. An sich selber lehrreich, fördern diese zugleich ein weiter reichendes Verständniß der Zeiten, lösen beängstigende Fragen der Gegenwart und enthüllen vielleicht einen Theil der uns schwachen Menschen sonst so unzugänglichen Zukunft. So ist es namentlich mit der Geschichte beschaffen, welche diese Darstellung sich zum Ziele nimmt: der Geschichte Englands unter den Tudors, dem eigentlichen Anfang der großen englischen Revolution unter den Stuarts, deren Geschichte sich an jene unmittelbar anschließt.

Wagen wir zuvörderst einen raschen Blick auf die älteren Zustände Englands. Von Julius Cäsar bis auf Wilhelm den Eroberer bereitet sich 12 Jahrhunderte hindurch der Boden, auf welchem die Zukunft dieses Reiches gebaut werden soll. Dem celtischen Britannien, von vielen Fürsten beherrscht, folgt einheitliche römische Beherrschung, dem Heidenthum, celtischem und römischem, folgt das Christenthum der Römer. Hierauf die Sachsen und Angeln und

Friesen und Jüten, zuerst heidnisch, dann christlich, zuerst in verschiedene Reiche getheilt, dann ein Gesammtreich, letzteres um die Zeit, da Karl der Große und sein frommer Sohn herrschten. Hierauf ein kurzer Abschnitt dänischer Herrschaft, endlich die Normannen der Normandie seit 1066. Nie ist ein Volksboden so häufig gewandelt und gekehrt worden als der britische. Unser Glaube an den geistigen Vorzug der reinen ungemischten Bevölkerung ist ein werthloser Aberglaube: schon Attika und Rom widerlegen ihn.

Der Eroberer schuf ein Heer von 60,000 Reitern, welches 1400 große unmittelbare Lehnsleute und wohl 8000 mittelbare ihm stellten. Sonst gab es in England damals an 250,000 Grundbesitzer in verschiedenen Abstufungen der Freiheit und 25,000 Sklaven. Das ganze England mochte ungefähr 2 Millionen Einwohner zählen. London und York waren die einzigen Städte von über 10,000 Einwohnern. Viele Städte lagen großentheils in Trümmern da, sowohl in Folge der Gewaltthaten der Eroberung, als weil man für ihre Behauptung Burgen baute, und zu dem Zwecke unbedenklich Häuser niederriß, um das Material zu benutzen. Damals gab es noch ausgedehnte Waldstrecken in England; gleichwohl schuf Wilhelm einen Theil der Seeküste bei Winchester, ein Gebiet von 60 Kirchspielen, zum ungeheueren Jagdrevier um, ließ alle Kirchen und Dörfer darin niederbrennen. Auf die Erlegung eines Rehes stand Verlust der Augen. Den sittlichen Charakter seiner Regierung malt die Scene seines Todes am 9. September 1087 in Rouen. Da liegt die noch warme Leiche vom 60jährigen Könige unköniglich, nackend auf dem Fußboden hingestreckt, verlassen von Jedermann. Die wilden Söhne sind fort, um Besitz vom Erbe zu nehmen, Bischöfe, Hofleute und Aerzte geflüchtet, das Gesinde mit der Plünderung des Hausraths beschäftigt. Mit Mühe findet sich ein Leichenkondukt; das Todtenamt beginnt. Plötzlich dringt durch die Gesänge der laute Einspruch eines Mannes: „Dieser Boden gehörte meinem Vater; gewaltsam hat der König ihn genommen. Ersatz auf

der Stelle! oder die Leiche muß weichen". Da treten nun die Prälaten mit Geld und Bürgschaft ein; und als man hierauf die Leiche hastig einsenkt, zerplatzt der gewaltige Körper; die Verwesung hat in aller Stille den Bastard Roberts des Teufels schon besiegt.

Wer aber nach diesem wüsten Auftritte den ganzen Mann beurtheilen wollte, in Wilhelm bloß den grimmigen Dränger sähe, ginge gleichwohl irre. In seinem Thun waltete ein wichtiges Princip der Staatsbildung, welches die buntgemischte Bevölkerung Englands zusammenpreßte, einer einheitlichen Regierung unterwarf. Der Lehnsverfassung, durch welche Deutschland zerstückelt ist, verdankt England zum großen Theile seine Einigung. Denn hier geschah jetzt auf einen Schlag und kam dem Ganzen zu Gute, was in Deutschland in Jahrhunderten wurde, als das Wahlreich und die Zerstückelung schon fertig waren. Die Lehen, welche Wilhelm aus seinem ungeheueren Güterraube vertheilte, waren von Anfang her so erblich und untheilbar wie seine Krone, sie gingen nur verloren, wenn der Stamm des Empfängers ausstarb oder der Lehnsträger sein Lehn durch Untreue verwirkte. Ein Gleiches war mit den Afterlehen der Fall, welche für Roßdienst ausgegeben wurden; auch die Afterlehnsleute band der König an sich durch den Eid der Treue und erlaubte nicht, daß sie ihren Baronen anders Treue schwuren als mit der ausdrücklichen Ausnahme ihrer Pflichten gegen den König und seine Erben. Dergestalt knüpfte er das große Reichsheer in allen seinen Gliedern an den König, verstand auch die Lehen ungeachtet ihrer Erblichkeit mannigfach abhängig und fruchtbringend für die Krone zu machen. Denn nicht allein, daß Heimfälle und Verwirkungen oft genug vorkamen, nicht allein, daß der König in gewissen Fällen, z. B. bei Verheirathung seiner ältesten Tochter, Beisteuern von seinen Baronen zu fordern hatte: jeder Wechsel im Leben brachte ein Auffahrtsgeld von Seiten des antretenden Erben; bei Minderjährigkeiten war der König Vormund und zog einstweilen die Früchte; sollte einmal von

dem Grundsatze abgewichen werden, daß der nächste Erbe das Lehen allein und ungetheilt erhalte, ward um eine Theilung oder gar um die Veräußerung eines Theiles nachgesucht, so kostete das große Konsensgelder; fiel ein Lehen nach Ausgange des Mannsstammes an eine Tochter, so ließ der König es sich nicht nehmen, diese, um den Lehen seine kriegerische Bestimmung zu erhalten, nach eigenem Gefallen zu verheirathen. Auf diese Weise gab das Lehnswesen, welches so viele Kronen arm gemacht hat, dem Könige Wilhelm Finanzen, wie er denn überhaupt sich nichts, was ihm frommen konnte, entgehen ließ. Denn als er nach der Eroberung jenen großen Griff that, sich in Besitz der alten Domäne setzte, die Fülle verwirkter angelsächsischer Güter dazu warf und nun seine normännischen Großen mit Erblehen reich ausstattete, verlor er darum nicht aus den Augen was er weggegeben. Er wußte genau Bescheid, den wievielsten Theil von seinem Lehen jeder Baron durch unterthänige Bauern, den wievielsten er durch Pächter bauen ließ, besonders aber, wie groß die Zahl und das Gebiet seiner reisigen After-Vasallen sey. Er kannte, spricht die Chronik, jede Hufe Landes, wer sie hatte und was sie werth war, und noch den jetzt Lebenden bezeugt das im Original erhaltene große Land- und Zinsbuch, gewöhnlich Gerichtstagsbuch genannt, welches er mit Hülfe der Gerichte abfassen ließ, daß die Chronik wahr spricht. Wie sein großes Wildrevier noch heute der neue Forst heißt, so hat auch das Erstgeburtsrecht, welches er pflanzte, unvertilgbare Wurzeln geschlagen, und Erbrecht und Strafrecht tragen bis auf diesen Tag den Charakter seiner Satzungen.

Wir stehen hier zugleich auf dem lebendigen Grunde der alten englischen Pärie, das will sagen des alten Parlaments von England; nur daß zu den großen Baronen noch die Prälaten zu zählen sind, welche von ihrem ausgedehnten Grundbesitze ebenfalls die Lehnsfolge leisten. Die Prälaten und die großen Barone bilden bis in das 13. Jahr-

hundert hinein ganz allein des Königs Rath, sein Parlament, nicht minder den königlichen Gerichtshof, indem sie sowohl versammelt Gericht halten, als auch in Abtheilungen die Grafschaften richtend durchreisen. So oft ein Steuerbedürfniß entsteht, benutzen sie diese Reisen zugleich, um den Bedarf durch Unterhandlungen mit den Grafschaften und Städten herbeizuschaffen; denn es gibt noch keine steuerbewilligende Versammlung, dem Parlament angehängt. Bloß ausnahmsweise werden zu Zeiten, wenn es drängt, Abgeordnete der Grafschaften (Ritter, von den Einwohnern gewählt) zum Könige berufen, um wegen der Steuern mit ihnen ein Abkommen zu treffen. Der König vergütet ihnen hinterher die Kosten, welche sie (**in going staying and returning**) aufgewandt haben, so daß diese auf die Grafschaft vertheilt werden; denn sie sind als Beauftragte erschienen, die Peers dagegen aus eigenem Rechte, mithin auf eigene Kosten.

Nun trat aber die Krise des Jahres 1264 ein. König Heinrich III. wird von seinen Baronen bekriegt und gefangen. Graf Simon von Montfort usurpirt die höchste Gewalt. Er bedarf dafür der Stützen im Volk, ruft Abgeordnete aus den Grafschaften, den Städten und den Flecken zur Parlamentsversammlung. Die Krise ging vorüber, aber die Neuerung des Jahres 1265 gewann Bestand. König Eduard I., Heinrichs III. Sohn, machte eine dauernde Einrichtung aus einem Nothschritte, welchen der Feind seines Hauses gethan hatte. Die Neuberufenen aber traten nicht in dasselbe Haus mit denen, welche aus eigenem Rechte das Parlament ausmachten; sie bildeten in ihrem Gemache eine Versammlung für sich. Man sprach von nun an von einem Hause der **Seigneurs** und einem der Gemeinen. Jene wurden über Staatssachen und, indem die Prälaten für sich zusammentraten, auch über Kirchensachen befragt, diese über Gewerbe und Handelsangelegenheiten. In der Wahlkammer saßen die Abgeordneten der Grafschaften, wiewohl sie sich ritterlichen Standes rühmten, unbedenklich neben den Abgeordneten der Städte und Flecken, welches Kauf-

leute und Handwerker waren; denn zu dieser Vereinigung führte beide Theile ihr wohlverstandenes gemeinsames Interesse und der gemeinsame Grund ihrer Berechtigung. Eben so natürlich, daß die Wahlkammer die alleinige Bewilligung der Steuern in Anspruch nahm, da die Gemeinen allein diese bezahlten.

Damals hatte überhaupt das Leben schon eine freiheitlichere Bewegung wieder gewonnen. Seit 1154 saß nicht mehr der Mannsstamm der Normannen, es saß durch eine normännische Erbtochter das Haus Anjou auf dem Throne, welches von der Genster-Pflanze in seinem Wappen den Namen Plantagenet führt. Der gleichmäßige Druck, der seit dem Eroberer auf dem gesammten England lastete, der auch die Sprache der Sieger in das Parlament und die Obergerichte einführte, gebar am Ende einheitlichen Widerstand. Das Jahr 1215 gab dem Reiche die Abschaffung der grausamsten Jagdgesetze und die **Magna charta**, welche diejenigen Dienste, die den Baronen erlassen werden, auch den mittelbaren Vasallen erläßt, welche Maß und Gewicht im Reiche gleichstellt und, was wichtiger ist, allen Unterthanen das gleiche Maß der Gerechtigkeit zusichert. Die Freiheit der Person und des Eigenthums keines Engländers darf geschmälert werden, es geschehe denn durch das Landesgesetz und durch ein Gericht von seines Gleichen. Die Engländer, sagt De Lolme, wären von diesem Augenblicke an ein freies Volk gewesen, läge nicht eine so große Kluft zwischen dem Geben der Gesetze und ihrer Beobachtung. Die schützenden Formen waren noch nicht fertig; denn erst 50 Jahre nach der **Magna charta** traten die Gemeinen zu dem Parlament und mußten sich nun die förmliche Anerkennung erst erkämpfen, daß fortan die Steuersachen nicht durch reisende Richter mehr dürften abgemacht werden, sondern vor das Unterhaus gehörten. König Eduard I. lag, so groß er war, im beständigen Kriege mit der **Magna charta**: elfmal hatte er sie bestätigt, um ihre Verletzungen wieder gut zu machen, und hat wirklich am Ende wegen der Steuern eine besondere

Versicherung gegeben, worin der Einwilligung der Gemeinen ausdrücklich gedacht wird. Unter seinem Sohne, dem zweiten Eduard, knüpft nun schon das Unterhaus Bitten, das will sagen Bedingungen, an seine Steuerbewilligung und macht so den Anfang seiner gesetzgebenden Gewalt. Unter dem dritten Eduard erklären die Gemeinen bereits, ihre Einwilligung sey nothwendig für die Gültigkeit der Gesetze, wollen sich indeß in allgemeine Staatsfragen, in Krieg und Heerwesen nicht mischen. Damals ward Gesetz, mindestens einmal jedes Jahr solle Parlament seyn. Die Diäten eines Ritters, der im Unterhause saß, waren 4 Schilling, die eines Bürgers halb so hoch. Damals kam auch die englische Sprache wieder zu Ehren: weder im Parlament noch in den Gerichten soll mehr französisch verhandelt werden; gleichwohl haben sich einige Geschäftsformeln bis auf diesen Tag erhalten. Es waren beinahe zwei Jahrhunderte seit der normännischen Eroberung verlaufen, als das Parlament wieder in englischer Sprache eröffnet ward.

Raschen Schrittes und wie unaufhaltsam entwickelten sich die Volksfreiheiten und das unter hochbegabten Königen, die noch dazu Eroberer waren, Irland gewannen und in Frankreich siegten; da rief zu Ausgang des 14. Jahrhunderts der Uebermuth eines schwachen Königs einen gewaltsamen Thronwechsel herbei, dessen Folge eine allgemeine Erschütterung des Gehorsams und darum gerade ein Rückschritt zu despotischer Gewalt war. Richard II., der Sohn des schwarzen Prinzen, Eduards III. Enkel, wird von einem anderen Enkel dieses Königs, welcher der dritten Linie, der lancasterschen angehört, entthront und ermordet (1399). Der Thäter besteigt den Thron als Heinrich IV. und schlägt siegreich alle Auflehnung zu Boden (1400). Die Heldenkraft seines Sohnes, Heinrichs V., verdunkelt sogar den schwarzen Prinzen, allein sie führte England nur weiter auf den Irrwegen der Eroberung. Der Bezwinger Frankreichs gestand auf seinem frühen Sterbelager, es sey seine Absicht gewesen, seine Thaten dadurch zu krönen, daß er Je-

rusalem den Händen der Saracenen entreiße. Seinem 9 Monate alten Sohne Heinrich VI. hinterließ er die Kronen von England und Frankreich. Aber dieser König der Wiege entwuchs seiner Wiege nie. Zu seiner Charakterschwäche gesellte sich häufig ein so gänzliches Unvermögen, daß er, ohne Besinnung und Gedächtniß, weder auf seinen Füßen zu stehen, noch den Kopf nur aufzurichten im Stande war. Da ging Frankreich bis fast auf Calais verloren, und Heinrich erfuhr am Ende das Schicksal Richards II. durch die Ehrsucht der Prinzen aus der vierten Manneslinie des Königshauses, der von York (1471). Denn unter ihm brach der Krieg der beiden Rosen aus, der rothen von Lancaster und der weißen von York, welcher ein Menschenalter hindurch England verheerte (1452 — 1485), das königliche Haus verödete und mehr als die Hälfte des Adels fällte.

Am höchsten schlagen wir die Unterbrechung einer unter den großen Eduarden stetig zur Freiheit fortschreitenden Entwickelung an. Ihre Formen bestanden zwar fort, zum großen Heile für die Zukunft, aber der Geist des inneren Friedens und der Versöhnung war dahin, und zwei Jahrhunderte vergingen, bevor er auf wunderbar verschlungenen Pfaden wiedergefunden ward.

Heinrich VII., 1485 — 1509.

Durch den Sturz des blutigsten Tyrannen, welcher je einen Thron entehrte, Richards III. von York, in der Schlacht von Bosworth bestieg Heinrich, Graf von Richmond, den Thron (22. August 1485). Die Sehnsucht nach Ruhe war allgemein. Die langen französischen Kriege, der bürgerliche Krieg der Rosen hatten den Wohlstand des Volks von Grund aus erschüttert, die Volkswirthschaft in ihren natürlichen Entwickelungen gestört. Ackerbau und Viehzucht waren im 13. Jahrhundert fortgeschritten. Je

mehr Englands Waldungen sich lichteten, um so mehr trat die Schweinezucht vor der Pflege edlerer Wirthschaftsthiere zurück. Diesem unlieblichen Thiere, dem Schweine, ergeht es am besten, wo es am wildesten zusteht. Es erging sich vor Alters weit und breit in den Waldungen von Deutschland, Dänemark und England. Wenn der Landmann sein meistes Rindvieh im Herbste schlachtete, weil er es nicht zu überwintern vermochte: die Schweine machten ihm wenig Sorge, sie versorgten sich selber. Ueberall aber ist es ein gutes Zeichen, wo Rindvieh, Pferde, Schafe an seine Stelle treten. Im 14. Jahrhundert gab es englische Große, die ein paar tausend Rinder, nicht ganz so viele Schweine, 500 Pferde und 24,000 Schafe auf ihren Gütern hatten. Das Rindvieh nährt den Menschen und das Land, welches es zugleich baut und düngt, das Schaf gewährt Kleidung. Der Engländer gewann an seiner Schafwolle auch einen Ausfuhrartikel, welchen die Hanse ihm mit begieriger Hand abnahm, die Häute seines Rindviehs machten den zweiten aus. Beide Artikel wurden bloß von Hanseaten ausgeführt, die seit 1250 ihr Kontor in London hatten, den sogenannten Stahlhoff (steel-yard); an seiner Spitze die Kölner. Aus elf englischen und drei irischen Häfen war diese Ausfuhr gestattet: sie zahlten für jeden Sack Wolle eine Mark Zoll. Als aber Eduard I. zur Zeit seiner französischen Händel plötzlich 3 Mark Zoll für den Sack grober Wolle begehrte, 5 Mark für feine und so viel für die Last Häute (144 Stück), wälzte sich der Zoll auf die Verkäufer hinüber und die Preise fielen. Aber auch die Käufer mußten die Geldnoth der Krone büßen. Der König zwang ihnen eine Anleihe ab, die dem Werthe ihrer Wolleinkäufe gleichkam. Als daneben nun noch Ausschreibungen von Schlachtvieh und Weizen für das Heer in Frankreich erfolgten, wurden Barone und Gemeine eins, ruhten nicht, bis dem Könige das Zugeständniß wegen der Steuern (de tallagio non concedendo) abgenöthigt war (1297). Der hanseatische Kaufmann wußte vollends seine Bedrängnisse auf anderem Wege wieder einzubringen.

Damals hieß es auf dem Kontinent: „Wir kaufen von dem Engländer den Fuchsbalg für einen Groschen und verkaufen ihm den Fuchsschwanz wieder für einen Gulden". Denn die rohe Wolle ward von dem fremden Kaufmann wohlfeil ausgeführt, die verarbeitete führte man wieder ein und setzte sie theuer ab. England ertrug was nicht zu ändern war: es besaß weder Schiffe noch Fabrikate, um mit der Hanse zu wetteifern. Erst als Eduard III. flandrische Fabrikanten bei sich angesiedelt hatte, wollte er die hansischen Tücher nicht mehr dulden, und doch war die Sache noch nicht zu halten. Auch spätere Versuche wie Richards II. und Eduards IV. mißglückten.

Die ordentlichen Kroneinkünfte hatten sich seit des Eroberers Tagen nominell wenig vermehrt, die Bedürfnisse aber waren gewachsen und man richtete mit einem Pfund Sterling bei Weitem nicht mehr so viel aus. Die Krone nahm damals jährlich kaum so viel tausend Pfund ein, als jetzt das Parlament jährlich Millionen bewilligt, das heißt einige 40 oder 50,000 Pfund, und die Einnahme sank in den Kriegen der Rosen bis auf 5000 Pfund. Da nichts desto weniger der Staatsaufwand bestritten und Krieg geführt werden sollte, mußte man außerordentliche Steuern suchen und Schulden machen. Die Staatsschuld stieg unter Heinrich VI. von 144,000 auf 372,000 Pfund. Man hielt das für eine rein unerträgliche Last. Dazu nun die innere Zerrüttung der Familien und der Sachen, die Rechtlosigkeit, die Unsicherheit des wichtigsten Rechtes von allen, des Thronrechtes zu der Zeit, als der erste Tudor den Thron bestieg.

Der Anspruch der Tudors auf die Krone ist so erwachsen. Als Katharina von Frankreich, die Tochter König Karls VI., ihren heldenmüthigen Heinrich V. von England so früh verlor, blieb ihr unmündiges Kind Heinrich VI. unter der Aufsicht seiner Oheime. Sie selber folgte weiblicher Neigung, verrückte gar bald ihren Wittwenstuhl, machte es wie ihre Schwägerin, die verwittwete Herzogin von Bedford, und reichte einem einfachen Edelmanne

die Hand, dem Wallisen Owen Theodor oder Tudor. Die beiden glücklichen Ehemänner fielen in Strafe, weil sie ohne königliche Erlaubniß mit Kronvasallen sich verbunden. Tudor ward nach dem Tode der Königin gefangen gesetzt, dann befreit. Wir finden ihn getreu der Sache seines königlichen Stiefsohnes, für sie fechtend wird er gefangen und enthauptet, 1461. Katharina hatte ihm 3 Söhne geboben. Der älteste von diesen war Edmund, Heinrichs VII. Vater. Die Hoheit seiner Großmutter konnte dem jungen Heinrich keinen Anspruch auf den englischen Thron geben, allein die Söhne Katharinens rückten in die Sphäre des hohen Adels von England hinauf. Edmund ward zum Grafen von Richmond ernannt, und er durfte einer hochgeborenen Frau die Hand reichen, Margarethen, der Urenkelin des Herzogs Johann von Lancaster, des Stammvaters der lancasterschen Linie, weil er ein Sohn Eduards III. und Bruder des schwarzen Prinzen war. Aus dieser Ehe entsproß Heinrich Richmond; sein mütterliches Blut gab ihm in der Meinung der Menschen ein Anrecht an den Thron, und das Haus Tudor entging im Kriege der Rosen dem spähenden Argwohne der Yorks nicht. Der junge Heinrich wich der Gefahr aus, floh aus Wales nach der Bretagne; der Herzog von Bretagne verweigerte großmüthig seine Auslieferung. Seit aber Richard III. den Thron bestieg und einen Zweig des Königsstammes nach dem anderen fällte, schwoll dem Tudor das Herz von stolzen Hoffnungen. Eine Verschwörung bildete sich in England zu seinen Gunsten, er selber rüstete, seine Landung sollte den Ausschlag geben; allein das ganze Unternehmen ward durch zufällige Ereignisse vereitelt. Jetzt aber war seines Bleibens auch nicht mehr in der Bretagne: Richmond suchte und fand Schutz bei dem Könige Karl VIII. von Frankreich. Richard verlor den Gefürchteten nun nicht mehr aus dem Auge. Es war der täglich wachsende Haß gegen den Tyrannen, welcher den Heinrich Richmond so furchtbar machte. Denn was sein besseres Anrecht als Lancaster be-

traf, so war der Faden, der ihn mit dieser Linie verband, dem Blute nach freilich stark genug, aber Johann Beaufort, Graf von Sommerset, Margarethens Großvater, war doch immer nur ein natürlicher Sohn des Stammvaters, zwar legitimirt, allein die Akte der Legitimation schloß ihn und seine Nachkommen ausdrücklich von der Thronfolge aus. Um so eifriger war König Richard angewandt einen anderen Plan der Anhänger Richmonds zu vereiteln. Man wollte diesen mit der ältesten Nichte Richards, der Tochter König Eduards IV., mit Elisabeth von York verbinden, um durch die yorkschen Rechte die schwache Seite seiner lancasterschen Ansprüche zu verstärken. Richard hatte sich zwar auch von dieser Seite gesichert, indem er die Ehe seines Bruders durch das Parlament für nichtig erklären ließ, und also die Kinder aus derselben für Bastarde, indem er endlich, um noch sicherer zu gehen, seine Brudersöhne ermordete; jetzt inzwischen beschloß er die Prinzessin Elisabeth unter seine Aufsicht zu nehmen. Man glaubt, daß er sie seinem einzigen Sohne Eduard bestimmte. Als der starb, beschloß er sie selber zu ehelichen, und wie er rasch in Allem zu Werke ging, so sah man in kurzer Frist die Königin Anna plötzlich erkranken und hinwelken. Ehe aber noch ihr Tod gewiß, nahm die bethörte Elisabeth schon die Werbung an, sie nennt in einem Briefe an einen Dritten den König ihre Freude, ihr Alles auf der Welt; ihre einzige Sorge ist, daß es der Königin am Ende gar nicht Ernst mit ihrem Tod sey. Diese starb jedoch wirklich in wenig Wochen, aber einige Monate darauf machte die Schlacht bei Bosworth allen Entwürfen Richards ein Ende,

Der Sieger fand für gut, alle Untersuchungen über die Quelle seines Thronrechtes abzuschneiden. Nach seiner Krönung erklärte er dem Parlament, „er sey auf den Thron gekommen durch sein gutes Erbrecht und durch das sichere Urtheil Gottes, der ihm in der Schlacht den Sieg verliehen", und umging so das verhaßte Recht der Eroberung. Er ließ sich übrigens vom Parlament ersuchen Elisabeth von York

zu ehelichen; Papst Innocenz **VIII.** ertheilte die Dispensation wegen der Verwandtschaft und beugte dabei jeder Auslegung, als gründe der König sein Anrecht auf dieser Ehe, durch die Erklärung vor, der König sey Erbe der Krone und auch in dem Falle, daß seine Ehe mit Elisabeth kinderlos bliebe, würden des Königs Kinder aus einer anderen Ehe die Krone erben. Wer dagegen handelt, soll im Banne seyn. Das war der Punkt, wohin der König wollte. Er ließ die Engländer sich freuen über die glückliche Vereinigung beider Rosen, aber nahm sich wohl in Acht ein Thronrecht seiner Gemahlin gelten zu lassen, welches ihn in ihren Unterthanen verwandelt haben würde. Er behandelte die Königin und ihr Haus mit zur Schau getragener Kälte, stellte sich beharrlich als einen ächten Lancaster dar, so wenig er es im Grunde war, und der hartnäckig behauptete Schein that am Ende eine Wirkung, die nicht weit hinter der Wahrheit zurückblieb.

Indem Heinrich, statt die Parteien zu vereinigen, so selbst Partei zunehmen gezwungen war, rief er mit den Vortheilen, die es brachte, Lancaster zu seyn, auch die Gefahren über sein Haupt herbei, die es brachte, kein York zu seyn. Aus diesem Hause war ein schuldloser Knabe noch am Leben, Eduard, Brudersohn der beiden letzten Könige Eduards **IV.** und Richards. Es war der Sohn des unglücklichen Herzogs Georgs von Clarence, der als ein Opfer des Bruderhasses fiel. Dem Knaben gab sein Oheim Eduard den Titel Graf Warwick, nach dem Hause seiner Mutter. Als Richard **III.** seinen einzigen Sohn verlor, war er eine Zeit lang zweifelhaft, ob er den Knaben Warwick zu seinem Thronfolger erheben oder ihn gefangen setzen sollte. Sein Argwohn entschied für die Gefangenschaft. Heinrich **VII.** fing seine Regierung damit an, daß er den nun 15jährigen Prinzen aus seinem bisherigen Gefängniß in das engere Gewahrsam des Towers bringen ließ. Nichts desto weniger trat ein falscher Warwick in Irland auf, ein Knabe aus dem Handwerksstande, Simnel, von einem Priester

eingeführt. Man rief diesen in Dublin als König Eduard aus, setzte ihm in der Kathedrale die Krone auf, und kein Schwert ward hier für die Sache Heinrich Richmonds gezückt. Alsbald aber gab dieser den ächten Warwick frei und ließ sich häufig mit ihm blicken, siegte dann im Felde über Simnel, als sich dieser nach England hinüber wagte, fing ihn und machte ihn zu seinem Küchenjungen, und sals er sich gut aufführte, zum Falconier. Ohne Zweifel war es klug die Sache mit Simnel leichter zu nehmen, aber der junge Warwick mußte nun in den Tower zurück. Jetzt ließ der König auch durchblicken, daß, in so weit überhaupt von Thronrechten der jüngeren Linie die Rede seyn dürfe, während die ältere noch am Leben, seine Gemahlin als Erbtochter Eduards IV. allen übrigen Yorks vorangehe. Er wußte recht gut, daß seine Gemahlin überall als die rechtmäßige Thronerbin betrachtet ward; schon hatte sie ihm den Prinzen Arthur geboren, und doch ward sie bisher vor dem Volk geflissentlich versteckt und blieb ungekrönt. Ihre Mutter saß sogar eine Zeit lang gefangen. Man sieht nicht recht durch. Steckte diese wirklich mit Margarethen von York, der Wittwe Karls des Kühnen von Burgund, heimlich zusammen und wollte den Mann, der ihrer Tochter die Krone vorenthielt, durch Prätendenten entthronen helfen? Jetzt aber ward die Krönung der Königin vollbracht und auch die Mutter kam wieder an den Hof (Nov. 1487).

Einige Jahre waren seitdem verlaufen, da ließ Heinrich dem burgundischen Hofe sagen: „die weiland unfruchtbare Dame Margarethe von York wird jetzt auf ihre alten Tage als Wittwe Mutter und bringt Jünglinge zur Welt, einen nach dem andern". Wirklich trat einer Namens Perkin Warbeck auf, wieder in Irland (1492); der gab sich für den zweiten Sohn Eduards IV., für den Richard: er sey im Tower glücklich am Leben geblieben den Tag, als sein Bruder Eduard V. umgebracht ward, sey nach langer Gefangenschaft entkommen. Gegen einen Bruder mußte Königin Elisabeth ihr Erbrecht nothwendig verloren geben nach dem alten

Herkommen von England, und der König von Frankreich erkannte diesen Bruder an, lud ihn zu sich, denn er stand mit England im Kriege.

Wider Heinrichs Wunsch war es so weit gekommen. Durchdrungen von den Gefahren seiner inneren Lage, hielt er möglichst mit allen Mächten Frieden, vor Allem mit Schottland. Jetzt aber kam eine Mahnung an ihn, die für ein großmüthiges Herz unwiderstehlich gewesen wäre. Das Herzogthum Bretagne ward schwer bedroht. Wer weiß nicht von Ludwig XI., wie ungern dieser Vertilger der Kronlehen dieses eine fortbestehen ließ? Jetzt wollte Karl VIII. das Werk seines Vaters krönen, die Bretagne an die Krone ziehen. In dieser Bedrängniß erinnerte der hochbetagte Herzog Franz den König von England an die sichere Zuflucht, die er ihm so lange Zeit mit eigener Gefahr gegeben. Heinrich gab gute Worte, aber rührte sich nicht. Als Franz unter wachsenden Bekümmernissen einen Theil aufopferte, um den Rest zu retten, und hierauf starb, rief seine Erbtochter Anna auf's Neue Englands Hülfe an. Das Parlament, in glänzenden Erinnerungen befangen, war ganz kriegslustig; Heinrich nahm die Miene des Krieges an, ließ sich Zehnten und Funfzehnten bewilligen. Unterdessen gedieh jedoch die Sache zu dem bekannten Ende, daß der junge König von Frankreich Annen halb nöthigte, halb überredete seine Gemahlin zu werden. Das empfand der römische König Maximilian mit allem Grunde übel und fing Krieg an, denn dieser Schritt nahm ihm in Annen von Bretagne seine angetraute Braut und entriß zugleich seiner Tochter ihren Verlobten, denn das war König Karl. Allein daß Heinrich jetzt nachträglich im Felde erschien, mußte überraschen. Aber er kam nur, um einen Frieden zu schließen (3. Sept. 1492), welcher ihm zwei Vortheile eintrug: eine große Geldsumme, welche sich auf das Dreifache seiner gewöhnlichen Jahreseinnahme belief, und die Entfernung des Prätendenten vom französischen Boden.

So ward der König reich, er, der vorher schon in Folge einiger Verschwörungen einen guten Grund von Wohlhabenheit gelegt hatte; denn die Güter aller vermögenden Theilnehmer verfielen der Krone. Ferner gelang es ihm einige Anhänger des Prätendenten zu bestechen, ein Paar Beichtväter in's Vertrauen zu ziehen, und auf diese Weise Geständnisse hervorzulocken, welche wieder eine große Anzahl Vornehmer um Leben und Güter brachten. Unter diesen steht Sir William Stanley, Bruder des Lord Stanley, welcher die Mutter des Königs zur Ehe hatte, voran. Dem Sir William verdankte Heinrich in der Entscheidungsschlacht von Bosworth Thron und Leben; allein er hatte sich mit Perkin Warbeck, wenn auch vielleicht nur durch unvorsichtige Reden verstrickt, und durch die Enthauptung dieses reichsten Mannes in England ward die Krone abermals um 3000 Pfund an jährlichen Einkünften von Ländereien und um 40,000 Mark an Baarschaften reicher. Seit Stanley's Falle hielt sich Niemand für sicher und man übte durch zahllose Schmähschriften an dem Gewaltherrscher und seinen Räthen Rache. Allein der König ließ sich nicht irren; er verstand die Kunst, wie sein Geschichtschreiber, der große Bacon von Verulam, sagt, mit den Unterthanen durch seine Gesetze, mit den Gesetzen durch seine Rechtsgelehrten fertig zu werden.

Die Geschichte muß den König gefühllos nennen, aber des Blutdurstes darf sie ihn nicht zeihen. Was nützlich war, das that er, nicht mehr, nicht weniger, und verschmähte gelegentlich sanfte gewinnende Mittel nicht. So war es ein treffliches Statut, des mildesten Herzens würdig, welches mit Genehmigung beider Häuser feststellte, es solle Niemandem fürder zum Verbrechen angerechnet werden, dem faktischen Könige, wer es denn auch gewesen, treu gedient zu haben. Durch weise Milde gewann er auch die Irländer, ließ überwiesene Hochverräther unter ihren Großen frei ausgehen; man wußte ihm Dank dafür und er brauchte den jungen Herrn, der sich König Richard IV. nannte, jetzt hier nicht

mehr zu fürchten. Auch die Flandrer, bei welchen dieser nun seinen Aufenthalt nahm, wurden es satt ihn zu hegen, seit Heinrich allen Verkehr mit ihnen abbrach und den Markt der englischen Tücher von Antwerpen nach seinem Calais verlegte. Dagegen nahm sich Schottland plötzlich seiner an, wo es wirrig zuging. Denn dort war Jakob III. kürzlich ermordet; Jakob IV., von den Mördern seines Vaters geleitet, sagte dem falschen Richard Hülfe zu, und vermählte ihn mit einer schönen Anverwandten; worauf dieser sofort zu einem Einbruche in England rüstete (1496), Steuererlaß und großen Lohn verheißend, wenn einer seinen Todfeind, den „Heinrich Tidder," so nannte er den König, einfange oder entsetze. Frankreich schürte im Stillen das Feuer und es kam wirklich zu einem furchtbaren Aufstande in Cornwall, welcher sogar London bedrohte. Aber als es nun gelten sollte, zog sich Schottland zurück, schloß Frieden und ließ seinen Schützling im Stiche. Diesen aber verließ am Tage der Entscheidung der fürstliche Muth (1497), den er zur Schau getragen, er entwich kleinmüthig kurz vor der Schlacht in den Schutz einer Freistätte, ließ seine Krieger und seine Gemahlin im Stiche und gab sich hernach gefangen. Heinrich hatte ihm das Leben zugesagt und hielt sein Versprechen. Selbst ein Versuch aus seiner Haft zu entrinnen ging ihm hin, nur daß er öffentlich das Bekenntniß seiner niederen Abstammung aus Tournay ablesen mußte. Oder sparte nicht vielmehr Heinrich das Leben dieses Elenden für andere Plane auf? Denn Perkin Warbeck kam jetzt in den Tower. Der falsche Richard ward mit dem ächten Warwick zusammengesperrt. Die beiden Leidensgenossen befreundeten sich und bald war ein Plan sich zu befreien entworfen, aber auch eben so bald entdeckt. Der Gerichtshof von Westminster verurtheilte den Warbeck zum Tode: Graf Warwick aber ward vor die Schranken des Oberhauses gestellt. Er gestand ein, daß seine Absicht gewesen sey, die Vasallen seines Hauses zur Vertheidigung des Mannes aufzurufen, den er für Richard IV. hielt. Der Unglückliche hatte die Hälfte seines

Lebens in Kerkermauern verbracht, eine 15jährige Gefangenschaft versenkte seinen Geist in den Zustand der völligsten Abstumpfung; er konnte, sagt ein Zeitgenosse, nicht eine Gans von einem Kapaun unterscheiden. Und er sollte Hochverrath begangen haben! Allein die Lords sprachen ihr Schuldig und das Haupt dieses letzten Zweiges vom Mannsstamme der Plantagenets fiel auf dem Blutgerüste (1499).

Von nun an ruhten aber auch alle Verschwörungen und Jakob von Schottland ehelichte des Königs älteste Tochter Margaretha (Jan. 1502), eine Verbindung, welche späterhin England und Schottland zusammenbrachte. Gleichwohl blieb Jakob mit Frankreich in Freundschaft und weigerte sich beharrlich den Titel seines Schwiegervaters „König von Frankreich" anzuerkennen.

Seine zweite Tochter Maria hätte Heinrich gern mit dem Enkel des Kaisers, dem jungen Karl von Kastilien verbunden, und es gewährte ihm große Freude, als das so weit aussehende und nie erfüllte Verlöbniß dieser Kinder endlich zu Stande kam (1508). Mit derselben Macht verband er seinen Erstgeborenen, den Arthur, indem er ihn mit Katharinen, der Tochter Ferdinands des Katholischen, verheirathete, allein der 15jährige Prinz starb bald darauf. Jetzt sollte der zweite Sohn Heinrich in diese Ehe eintreten; denn die Verbindung war politisch zu wichtig und die Mitgift allzu reich, um sie zurückgehen zu lassen. Auch ließ die päpstliche Dispensation nicht auf sich warten. Inzwischen sollte der Jugend des Prinzen, welchem man Gewissensskrupel beigebracht hatte, nichts aufgedrungen werden, und es war noch nichts zu Stande, als König Heinrich am 22. April 1509 verstarb, im 52. Lebensjahre.

Seine Neigung Geld aufzuspeichern nahm in seinen letzten Jahren auf eine furchtbare Weise zu und führte zu großen Bedrückungen. Mancher reiche Mann sah sich unversehens gefangen, wegen Verbrechen verklagt, von welchen

er nichts wußte; um nur bald wieder frei zu kommen, opferte er dann lieber einen Theil der Güter auf, deren Besitz sein Verbrechen war. An Gerechtigkeit durfte Niemand denken, wo nur irgend die Krone Partei war, vornehmlich in Geldsachen: da wurden Großgeschworene und Kleingeschworene fürchterlich bedroht und eingeschreckt; den üblen Leumund davon schob Heinrich dann gern auf seine Beamten, vornehmlich auf Empson und Dudley, die er als Stoßvögel brauchte, ließ sich übrigens die Sache in seinem Testament sogar ein paar reuige Worte kosten. Dafür aber war er auch seit Wilhelm dem Eroberer der erste König, der auskam, und dem man von den Kroneinkünften nichts vorweg abziehen durfte. Ueberdies hinterließ er in seinem Verschlusse einen Schatz von einer Million und 800,000 Pfund. Das will etwas bedeuten zu einer Zeit, in welcher, wie man meint, nur etwa 6 Millionen Pfund in ganz England im Umlaufe waren, in einer Zeit, die Ferdinand den Katholischen, welchem doch Columbus einen Welttheil schenkte, so arm sterben sah, daß man zu seinem Leichenzuge nicht Rath zu schaffen wußte. Sein Reichthum und seine geordnete Wirthschaft setzten den Tudor in den Stand, in der letzten Hälfte seiner fast 24jährigen Regierung nur ein einziges Mal das Parlament versammeln zu dürfen, und Niemand brachte das Statut Eduards III. in Erinnerung. Die ordentlichen Kroneinkünfte aus Ländereien und Zöllen reichten für gewöhnlich aus, als aber das Jahr 1504 einen außerordentlichen Zuschuß forderte, ward dieser in durchaus verfassungsmäßiger Weise durch das Parlament gesucht. Der König machte sich um das Unterhaus durch die Vermehrung der Zahl seiner Mitglieder verdient, indem er mehreren Ortschaften städtische Rechte und den Sitz im Hause ertheilte. Seine unerbittliche Strenge kehrte er ausschließlich gegen die Großen, und die veränderte Einrichtung des peinlichen Gerichts der später mit Recht so verhaßten „Sternkammer", welche Heinrich mit Genehmigung des Parlaments vollbrachte, ward vom Volk als eine Wohlthat empfunden. Denn in diesem

mit Sternen verzierten Gerichtssaale, nach welchem es seinen Namen führte, ward durch vom Könige willkürlich ernannte Richter und nach einem vom römischen Rechte entlehnten Verfahren der Uebermuth manches Mächtigen gebrochen, den bisher kein Gerichtsspruch erreichen konnte, weil er der Vollziehung nicht bloß seine eigenen Dienstleute entgegensetzte, sondern eine Menge anderer Menschen zur Hand hatte, die ihn vertraten und an seinen Abzeichen und Farben kenntlich waren. Ganz vorzüglich gegen Vertretung dieser Art (maintenance) und alle verbotene Dienstmannschaft ward seine Sternkammer aufgestellt, und wie genau der König diese Sachen nahm, dafür gibt sein Geschichtschreiber einen charakteristischen Beleg. Heinrich war zum Besuche auf dem Schlosse des Grafen von Oxford, von je her seines getreuesten Anhängers. Bei der Abreise war zu Ehren des hohen Gastes das gesammte zahlreiche Gefolge im Spalier aufgestellt. „Diese Schaar von schönen Herren", fragte der König, indem er danksagend hindurchschritt, „Alles ohne Zweifel euer Hausgesinde?" Der Graf erwiederte unbefangen lächelnd: „Das, mit euer Gnaden Erlaubniß, wäre doch meine Sache nicht. Es sind größtentheils Leute, die meine Farben tragen und bei dieser Gelegenheit gekommen sind, um mir zu dienen, vorzüglich aber, um euer Gnaden zu sehen". Heinrich antwortete: „Meiner Treu', Mylord, ich danke euch für eure gute Bewirthung, allein ich will nicht, daß man meine Gesetze vor meinen Augen übertrete. Mein Anwalt muß mit euch sprechen". Das Parlament hatte die Farben durch ein eigenes zu wiederholten Malen eingeschärftes Statut verboten, und dem Grafen kostete sein Diensteifer eine Buße von 10,000 Pfund. Solche Vorgänge thaten dem Könige in der Meinung der Menschen keinen Schaden, man nannte ihn im Lande „den König der armen Leute", wie sein Nachkomme Jakob I. in einer seiner Schriften versichert; man dankte ihm besonders die unentgeltliche Gerichtshülfe, welche er durch ein Statut allen Bedürftigen verschaffte, dankte ihm die Verfertigung der wohlfeilen groben Wollen=

zeuche, die zu seiner Zeit in Yorkshire Fuß faßte; und als der König für die Einfuhr von französischem Wein und Waid die Schranke setzte, daß sie künftig allein auf englischen Schiffen geschehen dürfe, kündigte sich ein Handelsgrundsatz an, welcher erst nach 5 Menschenaltern seine Ausbildung in der englischen Schifffahrtsakte erhielt. Ausländern, die den Krieg der Rosen erlebten, fiel es auf, daß selbst während dieser gewaltsamen Zeit die in besseren Tagen eingewohnte Herrschaft der Gesetze noch ihre Früchte in England trage und den Greueln eine Grenze stecke. Hören wir Philipp de Commines, der damals seine Denkwürdigkeiten schrieb. Er sagt: „Nach meiner Meinung ist von allen Herrschaften der Welt, die mir vorgekommen, England das Land, wo das Gemeinwesen am besten behandelt wird und das Volk am wenigsten Gewalt erleidet, wo man die Häuser nicht niederreißt und zerstört, und das Unglück des Krieges bloß auf die Krieger fällt". Wer den König Heinrich in seinem ganzen Schalten eine neue zeitgemäß verbesserte Ausgabe des alten Eroberers Wilhelm nennte, hätte ihn vielleicht am treffendsten charakterisirt, aber wir sehen ihn selbst während eines Kriegszuges gegen Empörer eifrigst darauf halten, daß nicht durch Diebstahl, Raub, Wegnahme von Lebensmitteln ohne Vergütung des Marktpreises die unvermeidlichen Uebel durch seine Krieger noch vergrößert werden. Er setzt den Tod darauf und wer auch nur ein anderes Quartier sich nimmt, als das ihm angewiesene, soll in's Gefängniß. Das Vertrauen auf den Bestand der neuen Ordnung legt sich in den auf lange Jahre geschlossenen Pachtverträgen dar, welche unter dieser Regierung die Pächter schon suchen und erlangen, und überhaupt in der ehrenhafteren Stellung der Pächter, ganz besonders aber in der günstigen Veränderung, welche in der Lage der unterthänigen Bauern eintritt. Denn die Zahl derselben nimmt schon unter dieser Regierung ab, und ohne daß ein Gesetz dazwischentritt, verschwinden sie zu Ausgang des 16. Jahrhunderts gänzlich vom englischen Boden. Es sind kleine freie Zeit=

pächter und selbst Lehnsbesitzer aus ihnen geworden. Der Adel ist ärmer und tritt die Gerichtsbarkeit über seine Eingesessenen und manche Lehnsrechte willig gegen Entschädigung ab. Die Städte sind volkreicher, London mit Westminster zählt 60 — 70,000 Einwohner, das ganze England etwa 3 Millionen. Ein großes Zeugniß gibt endlich der englische Rechtsgelehrte John Fortescue in seinem Werk **De laudibus legum Angliae**, welches er in Frankreich zur Belehrung des jungen Prinzen Eduard, des Sohnes von Heinrich VI., schrieb. Dem Fortescue, der für Lancaster die Landflüchtigkeit und den Namen eines Hochverräthers trug, galt das Haus Lancaster für legitim, aber legitim und unumschränkt galt ihm nicht für einerlei. Er belehrt den Prinzen, daß beschränkte Königsgewalt mehr werth sey als absolute, und daß diese Schranke in England Statt finde, wo der König weder Gesetze noch Steuern wider Willen seiner Unterthanen auflegen kann. Um sich gründlich zu überzeugen, wie gut das sey, möge der Prinz nur den Zustand von Frankreich vergleichen, wo dem nicht so ist, besonders den der unteren Volksklassen. Der Engländer sey besser genährt und gekleidet, genieße die Bequemlichkeiten des Lebens in reicherem Maße. Besonders sey England dadurch bevorzugt, daß es sein vaterländisches Landrecht besitze, und nicht das römische. Denn das Urtheil durch Geschworene verdiene bei Weitem den Vorzug vor dem Beweisverfahren. Der Prinz habe ihn einmal gefragt: Warum denn andere Nationen nicht durch Geschworene erkennen ließen? Die Ursache davon sey, daß in keinem Lande sich so viele wohlhabende Grundbesitzer befänden, die man als Geschworene verwenden könne.

Heinrich VIII., 1509—1547.

Während der langen Regierung des zweiten Tudors suchte und fand die Menschheit ganz neue Bahnen ihrer Entwickelung, für deren Rechtmäßigkeit sie zum Theil noch heute zu kämpfen hat. Bedenken wir, daß Heinrich VIII. Zeit-

genosse Maximilians und Karls V., Solimans des Großen und jenes Großmoguls Babur war, welcher durch die Unterwerfung von Hindostan der fernen Zukunft Englands vorarbeitet. Aber schwerer als Alles wiegt, daß sein Zeitgenosse Luther war.

Der zweite Tudor ist der wahre Vereiniger der Rosen, denn in ihm mußten auch die Yorkisten von wegen seiner Mutter den ächten Thronerben sehen. Also unbestrittenes Erbrecht, unvergleichlicher Reichthum und in dem blühenden Alter von 18 Jahren die Aussicht auf eine lange Regierung finden sich hier zusammen. Dazu kam eine ungemeine körperliche Stattlichkeit. Ritterlichen Uebungen ergeben, ein leidenschaftlicher Freund der Jagd, hielt gleichwohl der junge Fürst seine drei Messen des Tages regelmäßig ein. Es war eine Freude ihn latein, spanisch, französisch reden zu hören; war er doch als jüngerer Sohn ursprünglich für ein hohes Kirchenamt gebildet. Wenn noch der Zuversicht auf die Dauer der Dynastie, die auf zwei Augen stand, etwas abgehen mochte, so erfüllte die Vermählung des Königs mit Katharinen von Aragonien gleich im ersten Sommer alle Wünsche. Der nöthige Dispens, von Papst Julius II. ertheilt, war schon seit 6 Jahren zur Stelle, und Katharina hat in späteren Tagen Gott zum Zeugen ihrer Versicherung angerufen, daß ihre Ehe mit dem jungen Arthur nie vollzogen sey.

Auf den Rath seiner Großmutter, der Gräfin Richmond, behielt der junge König im Ganzen die Räthe seines Vaters bei, aber Empson und Dudley mußten sterben, um dem Unwillen des Volks über die Geldjagd der letzten Jahre ein Opfer zu bringen. Vergehungen gegen die Krone sollen künftig binnen 3 Jahren verjährt seyn.

Reichthum und Jugend, die ihren Willen haben, halten sich nicht gern zu Hause. Heinrich fühlte sich mächtig versucht, von der zähen Zurückhaltung seines Vaters in Bezug auf die auswärtigen Angelegenheiten abzuweichen. Für unsere Zwecke sind die auswärtigen Händel ein nebenhergehend Ding; damals aber war Italien, was leider Deutschland

nachher geworden ist, das gelobte Land der Eroberungssüchtigen, und doch am Ende die Höhle des Löwen. Wie viele französische Gebeine bleichten schon dort! Derzeit lag man gerade in den Nachwehen der berühmten Ligue von Cambray. Papst, Kaiser, Spanien, Frankreich, alle eins zum Sturze von Venedig, und gleich darauf wieder uneins, weil der eine Verbündete den anderen den Vorsprung abgewonnen hat und in Italien für eigene Rechnung gute Geschäfte macht. Das war Frankreichs Ludwig XII. Als der sich nicht stören lassen will, nimmt der Papst sogleich die verlorenen Söhne wieder auf, läßt sich die demüthige Abbitte Venedigs gefallen, stiftet eine andere Ligue (1511), die von seiner Heiligkeit die heilige heißt, gewinnt Ferdinanden dafür und thut sein Möglichstes, um auch den englischen Heinrich zu verlocken. „Wäre nicht jetzt", so fragte man in Heinrichs Rathe, „der Augenblick, die alten Ansprüche auf Frankreich, die fast zum leeren Titel geworden sind, zu erneuern?" Viele verneinten das mit Recht; denn Frankreichs Zwietracht bot dem Auslande keine Handhabe mehr, seit Ludwig XI. die Vasallenmacht gebrochen, auch nahm die durch das Feuergewehr jetzt schon entschieden veränderte Kriegführung die frühere Leichtigkeit hinweg, durch einen Handstreich mit wenig Tausenden erstaunenswerthe Dinge auszurichten. Und wenn am Ende Alles auf's Beste ging, sollten die Engländer Frankreich erobern, damit ihre künftigen Könige in Paris residiren könnten? Heinrich schickte nichts desto weniger seinem Schwiegervater Truppen zu, um die Provinz Guienne mit gemeinsamer Kraft für England zu gewinnen. Ferdinand sah die Sache etwas anders an, er benutzte die gemeinsame Kraft, um Navarra an sich zu reißen (1512), und was der Alte einmal hatte, das hielt er fest. Den Sommer darauf beschloß der junge König lieber selbst nach seinen Truppen zu sehen, ernannte seine Gemahlin zur Regentin, verließ die Freuden seines munteren Hofes und ging mit 25,000 Mann nach Frankreich; hier gewann er mit seinem Verbündeten dem Kaiser die Sporenschlacht von Terouanne, und schlimm

erging es seinem Schwager, dem König von Schottland, welcher den Franzosen durch einen Einfall in England zu Hülfe kam; denn Jakob verlor sein Leben in der verlorenen Schlacht. Da am Ende Heinrichs Alliirte für sich Frieden mit Frankreich schlossen, gab auch er die Sache auf, und vermählte seine Schwester Maria, die dem König von Kastilien zugesagte, jetzt an den französischen König (1514). Aber die Ehe, kaum geschlossen, ward durch den frühen Tod Ludwigs wieder gelöst und die junge Wittwe machte es ungefähr wie die Stammmutter der Tudors, heirathete unmittelbar darauf aus Herzensneigung den Herzog von Suffolk. Manche Geldkiste vom alten Könige her ward durch den Krieg geleert. Der Friedensschluß versprach zwar sie wieder zu füllen, denn Frankreich übernahm die Zahlung von einer Million Kronen, allein in 38 halbjährigen Terminen, und nur wenig ist davon eingegangen.

Während des Krieges nahm der königliche Almosenier Thomas Wolsey die erste Stelle im geheimen Rathe ein, in welcher er sich volle 15 Jahre zu erhalten wußte. Er stieg zum Erzbischof von York; Papst Leo X. erhob ihn dann zum Kardinal, hierauf zu seinem Legaten. Wolsey war von geringer Geburt; damals aber stand die Kirche da, wo jetzt in den meisten Landen die Rechtsgelehrsamkeit steht: es war die Leiter, auf welcher niedrig Geborene zu den höchsten Würden im Staate klimmten. Stets unterwürfig gegen den König, trat er gegen Andere übermüthig, ja mit herausforderndem Trotze auf; den Reichthum liebte er nicht bloß als Mittel zur Macht, er genoß gern („sündigte im Fleisch", sagt Shakespeare), gab viel auf Prunk, doch nicht allein für leere Eitelkeit, nein, auch in seinen gelehrten und kirchlichen Stiftungen. Denn er war leiblich zu Hause in der Gelehrsamkeit des Zeitalters, und gefiel er dem Könige über die Maßen als erfinderischer Festgeber, so verstand er nicht minder seine Ruhestunden auszufüllen, indem er in Unterhaltungen über Heinrichs Lieblingsautor, den Thomas von Aquino, beredt und sachkundig einging. Ohne Würde

des Charakters, wäre er doch im Stande gewesen den König, dessen kriegerische Gelüste er wenigstens nicht theilte, von manchem Mißgriffe abzuhalten, und man pflegt ihm dieses Lob zu ertheilen. Er verdient es nicht. Es ist wahr, die niedrigen Laster Heinrichs VIII. brachen erst nach Wolsey's Falle unverschleiert hervor, aber Wolsey leitete ihn wider bessere Ueberzeugung auf den argen Weg.

Wo nur die persönliche ungezügelte Ehrsucht mit in's Spiel kam, da stand diese allein in erster Linie bei dem Kardinal. War schon die Wiederaufnahme von Eroberungsentwürfen auf Kosten Frankreichs ein Mißgriff des Königs gewesen, was sollte man vollends von seinem Plane halten, nächstens römischer Kaiser zu werden? Diesen Gedanken hatte Kaiser Maximilian angeregt, als es ihm darauf ankam den König gegen Franz I. von Frankreich zu gewinnen. Wenn überhaupt ehrlich gemeint, so war es eine von den politischen Phantasien, die diesen menschlich liebenswürdigen Herrn oft genug überkamen, wie er denn auch mitunter gern einmal selber Papst gewesen wäre. Jetzt aber war der alte Kaiser todt (1519), und „dem Meistbietenden wird die Kaiserkrone zugeschlagen", schrieb damals sein Enkel, der König von Spanien, an seinen Schwager König Christiern II. im Norden; so beschloß denn auch Heinrich sein Gebot zu thun. Der Kardinal, statt abzumahnen, schürte vielmehr eifrig an; denn Wolsey stachelte das Versprechen seines Herrn, ihm als Kaiser den Weg zum Stuhle des heiligen Petrus zu bahnen. Allein die Bewerbung mißlang, der König von Spanien ward gewählt, er der Neffe der Königin von England.

Wenn nun den Kardinal etwas trösten konnte, so war es der Eifer, mit welchem er zu gleicher Zeit von dem neuen Kaiser und Franz I. von Frankreich, die schon mit blutigen Gedanken gegen einander umgingen, umworben und mit Jahrgeldern überhäuft ward. Endlich trug es der Kaiser davon, daß Heinrich in dem schon ausgebrochenen Kriege für ihn gegen Frankreich Partei nahm (1522). Als

aber jetzt ein englisches Heer von Bedeutung versammelt werden sollte, um nach Frankreich überzuschiffen, fand sich, daß der Schatz der Krone durch unsinnige Verschwendung erschöpft sey. Das war um so schlimmer, da die Schotten wie immer für Frankreich in Waffen traten. Verhandlungen mit einzelnen Gemeinden und Bürgern um Vermögenssteuern und halbgezwungene Anleihen, mit welchen sich Wolsey schon ein paar Mal geholfen hatte, halfen nicht mehr. Es mußte ein Parlament berufen werden, was seit 8 Jahren nicht geschehen. Der Kardinal ging selbst mit großem Gefolge in das Unterhaus, forderte 800,000 Pfund für den Krieg, durch eine Vermögenssteuer von 20 Procent aufzubringen. Er dachte einen seiner Triumphe zu feiern, die Bewilligung gleich mitzunehmen, hoffte dabei nicht wenig auf Sir Thomas More, einen königlichen Rath, den man der Krone zu Gefallen zum Sprecher gewählt hatte. Allein zu seinem Erstaunen fand er eine völlig schweigende Versammlung vor. Vergeblich daß er den Einen anfuhr, den Anderen bei Namen rief; nichts erfolgte. Am Ende sprach er: „Dieses Schweigen finde ich höchst sonderbar, es müßte denn etwa (und fast glaube ich, es ist so) das Herkommen eures Hauses seyn, in solchen Fällen euere Meinung durch den Sprecher zu erklären". Der Sprecher aber beklagte mit gebogenem Knie in aller Bescheidenheit, daß die Gegenwart eines so großen Herrn sie einschüchtere, übrigens wären sie nach ihren Gerechtsamen nicht verpflichtet zu antworten, der Sprecher aber nicht befugt es ohne Auftrag zu thun. Da nun die Einen keine Antwort gaben, der Andere sich hinter seiner Pflicht verschanzte, gab der Kardinal die Sache auf und ging entrüstet von dannen. Obgleich man sich später in Absicht der Bewilligung einander näherte, die Gemeinen blieben dabei, daß sie sich nur unter sich besprechen würden.

Ungegründet ist wahrscheinlich die Beschuldigung mehrerer Geschichtschreiber und des Kaisers selber gegen Wolsey, als habe er das Bündniß mit dem Kaiser untergraben, aus Zorn darüber, daß es ihm mit der Papstwahl mehrmals

mißlang, was er dem Kaiser Schuld gegeben. Mindestens ward die Nachricht von der Schlacht von Pavia (24. Febr. 1525), welche den französischen König als Gefangenen in Karls V. Hände lieferte, mit Begeisterung in London aufgenommen, und Heinrich schickte einen Gesandten an den Kaiser mit Vorschlägen, welche auf einen gemeinschaftlichen Einfall in Frankreich hinzielten. Man wollte in Paris zusammentreffen; der englische König wollte dann die französische Krone als rechtmäßiges Erbtheil an sich nehmen, der Kaiser sollte die burgundischen Provinzen, welche ihm Frankreich vorenthielt, erhalten. Allein die Ausführung dieses Planes, an sich unendlich schwer, hätte den Kaiser um die Früchte seines Sieges, um die Uebermacht über den Welttheil gebracht, die er erstrebte, und diese Früchte an seinen launischen Oheim in England übertragen. Die Ablehnung erklärt sich leicht. Heinrich aber hatte inzwischen schon rasche Schritte gethan, um sich Geld zu seinem großen Unternehmen zu verschaffen. Wolsey scheute ein Parlament, welches das letzte Mal ihm Alles so erschwert, ihm so Vieles abgedungen hatte. Dieses Mal soll kraft der königlichen Gerechtsame Geld erhoben werden, vom Klerus ein Viertheil, von den Weltlichen ein Sechstheil des Einkommens. Allein die Geistlichkeit erklärt den Kommissarien: diese Forderung laufe gegen die Freiheiten von England; der König dürfe Niemandem das Seinige anders nehmen als auf gesetzlichem Wege. Ein Gleiches predigt sie von den Kanzeln und geht dem Volk im Widerstande voran. Der König will einlenken, erklärt öffentlich, er fordere keine bestimmte Summe mehr, verlasse sich auf den guten Willen des Volks. Allein die sogenannten **benevolences**, das will sagen Ansprachen an den guten Willen der Form nach, in Wahrheit aber abgedrungene Geldhülfen, waren unter Richard III. abgeschafft. Dieses einzige Gute jener Regierung trug jetzt seine Frucht. Der Widerstand ging so weit, daß man in einigen Grafschaften sogar zu den Waffen griff. Am Ende stand der König ab und schloß nun (30. Aug.), da aus dem

großen Kriege nichts werden konnte, um so williger Frieden und Bund mit Frankreich, welches ihm 2 Millionen Kronen, in 20 Jahren zahlbar, jedes halbe Jahr 50,000, und die Fortdauer derselben Einnahme sogar für sein ganzes Leben zusagte. Versteht sich, daß der Kardinal sich noch in einem besonderen Artikel reichlich bedenken ließ! Wie hätte auch sein mehr als königlicher Hofhalt von 800 Personen ohne außerordentliche Zuflüsse bestehen können!

Von nun an neigte Englands Politik mehr zu Frankreich hin. Auf die Auflösung der freundlichen Verhältnisse zu dem kaiserlichen Neffen wirkte auch ein Familienverhältniß im königlichen Hause ein, dessen Katastrophe in die Geschichte Englands, ja in die Weltgeschichte tief eingriff.

Die spanische Katharina, des Kaisers Mutterschwester, war 8 Jahre älter als ihr Gemahl, König Heinrich. Sie gebar ihm 5 Kinder, 2 Knaben, die früh hinstarben, auch von den Mädchen blieb nur eins, Maria, am 8. Februar 1515 geboren, am Leben. Maria war manches Jahr mit ihrem Vetter, dem Kaiser, verlobt. Da dieser aber, 15 Jahre älter, ihre Mannbarkeit nicht wohl erwarten konnte, ward die Verbindung um so leichter aufgehoben, als man auch um anderer Ursachen willen miteinander zerfiel. Heinrich hatte Katharinen wirklich geliebt; auch die alternde und kränkelnde hielt er hoch, wie sie es in alle Wege verdiente, ertrug ihre Bußandachten und Kasteiungen, und schaute lüstern nach den Töchtern des Landes aus; manchmal kamen ihm auch Vermählungsgedanken und er zog Erkundigungen nach französischen Prinzessinnen ein. Unter seinen Freundinnen wird Maria Boleyn genannt, die Tochter des Sir Thomas Boleyn. Gewisser ist, daß deren jüngere Schwester, die schöne Anna, des Königs ganze Neigung gefangen nahm. Anna hatte ihre Jugendbildung am französischen Hofe erhalten, sie war in Tanz und Gesang allen englischen Damen überlegen. Zuerst Hoffräulein bei Maria, Heinrichs Schwester, die so frühe Ludwigs XII. Wittwe ward, dann bei der Gemahlin Franz' I.,

ward sie vor dem Ausbruche des Krieges mit Frankreich von Heinrich zurückberufen und trat als seiner Königin Ehrendame ein. Auf die Bewerbungen Heinrichs um ihre Gunst pflegte sie zu erwiedern, sie würde sich glücklich schätzen als seine Gemahlin, seine Buhlerin wolle sie aber nicht seyn. So standen die Dinge um die Zeit des Friedens mit Frankreich. Der König verbarg seine Leidenschaft, fing aber an gelegentlich vor seinen Vertrauten ganz bekümmert zu äußern, er besorge in Blutschande zu leben mit der Wittwe seines Bruders, die Verödung seines Hauses durch den Tod seiner Prinzen sey des Himmels Strafe, es werde in seiner Kinderlosigkeit die Drohung Mosis, Leviticus XX, 21, und Johannis des Täufers an Herodes, Marci VI, 8, sich erfüllen. Mit dem Kardinal sprach er bereits von Scheidung. Dieser machte allerdings einige Gegenvorstellungen: kaum aber erkannte Wolsey die hartnäckige Willensrichtung des Königs, als er auch seinen Beistand anbot und guten Erfolg versprach. Später hat er, je nachdem es ihm nützlich schien, bald geleugnet, bald behauptet, er habe dem Könige zugerathen. Aber seine Thätigkeit für die Scheidung offenbaren die eigenen gedruckten Briefe Wolsey's, dessen politisches Absehen dahin ging, durch die Heirath seines Königs mit einer französischen Prinzessin den Bund mit Frankreich zu stärken. Von der Neigung des Königs zu Annen mochte der Kardinal etwas ahnen, allein er, selbst beglückter Vater von mehreren natürlichen Kindern und des Königs Gehülfe in manchem unsaubern Handel, glaubte ohne Zweifel, es werde damit enden wie solche Verhältnisse zu enden pflegen.

Zu derselben Zeit, da dieses im Geheimen gesponnen ward (1526), verhandelte man schon förmlich über eine andere Verschmelzung der in Frankreich und England regierenden Häuser. Heinrichs Tochter Maria sollte nun Franzens Gemahlin werden. Bei dieser Verhandlung entfiel einem französischen Bischof der Zweifel, ob denn auch wirklich die Prinzessin als in der Ehe erzeugt zu betrachten sey. Das waren Töne, die dem Ohre Heinrichs lieblich klan-

gen. Seine Leidenschaft übersprang den Abgrund, der sich um ihn zu beiden Seiten öffnete. Soll er sein einzig Kind, die nächste an der Thronfolge, zum Bastard stempeln? Darf er eine in Blutschande erzeugte Tochter dem Könige von Frankreich zur Gemahlin bieten?

Die Scheidungsfrage lag, theologisch genommen, durchaus ungünstig für den König. Heinrich ging von der Ansicht aus, die päpstliche Dispensation für seine Ehe mit Katharinen sey darum nichtig, weil die Ehe mit des Bruders Wittwe dem göttlichen Gesetze widerstreite, von welchem selbst der Papst nicht dispensiren könne. Das sollten ihm seine Theologen wahr machen; er selbst arbeitete an einer gelehrten Schrift darüber. Allein wenn auch zugegeben würde, es sey das mosaische Recht von Gott für alle Völker der Erde festgestellt, so fangen damit die Schwierigkeiten erst recht an. Denn wenn das dritte Buch Mosis im 18. und im 20. Kapitel die Ehe mit des Bruders Wittwe verbietet, das fünfte Buch im 25. Kapitel gebietet diese Ehe, in dem Falle nämlich, daß der Bruder ohne Kinder gestorben ist. Das aber war Arthurs Fall, und die Ehe sollte nicht einmal vollzogen seyn.

Es war aber damals eine Zeit, in welcher das Wunderbarste als alltäglich erschien. Kaum hat man sich von dem Erstaunen erholt über die Gefangenschaft eines Königs von Frankreich, seine Wegführung nach Spanien, den ihm abgedrungenen Frieden und die schamlose Meineidigkeit, mit welcher der kaum Befreite den Frieden bricht, als durch die ganze christliche Welt die Kunde dringt, nun sey vollends der heilige Vater in die Hände der kaiserlichen Soldateska nebst seinem Rom gefallen. Gelang auch dem Papste Klemens VII. bald die Befreiung seiner Person, seine Länder blieben von kaiserlichen Truppen besetzt, und alle seine Hoffnung war auf die Schläge gerichtet, welche die verbündeten Könige von Frankreich und England gegen den Kaiser führen würden. In dieser Drangsal gab er den Vorstellungen

des englischen Gesandten nach (Ende 1527), erlaubte, daß Wolsey als Legat über die Ehescheidungssache erkenne und daß Heinrich an Katharinens Stelle eine andere Gattin nehme; es sollte sogar kein Hinderniß seyn, wenn diese auch schon Jemandem anders verlobt, oder im ersten Grade mit dem Könige verschwägert wäre. Beides scheint auf Annen Boleyn zu zielen; denn man sagte sie früher verlobt, und verbreitet ward, daß Annens Schwester die Buhle des Königs gewesen sey. Wenn dem so war, so befand sich der König in der eigenen Lage, die Dispensation des Papstes für einen Fall zu erhalten, über welchen nach seiner Behauptung der Papst keine Macht hatte. Denn der Bruder ist dem Bruder nicht näher verwandt, als die Schwester der Schwester.

Der dankbare Heinrich erklärte sogleich dem Kaiser den Krieg (Jan. 1528); aber dieser Schritt erregte im englischen Volk den allgemeinsten Unwillen. Alter Haß gegen Frankreich und die durch die Unterbrechung des Handels mit den kaiserlichen Niederlanden erwachsenden Einbußen wirkten zusammen. Zugleich verlautete etwas von den Scheidungsplanen. Man besorgte einen Aufstand. Der Zwiespalt drang bis in die höchsten Regionen; denn alle Räthe des Königs mit Ausnahme von Wolsey stimmten gegen das französische Bündniß. Wolsey selbst war innerlich verstimmt, seit er wußte, daß der König die Scheidung um Annen Boleyns willen betreibe. So zerfiel sein Plan mit der französischen Prinzessin in Nichts, und das war nicht einmal Alles: er fürchtete seinen Sturz durch eine geliebte Königin, kannte recht gut die Zahl seiner Feinde. Auch Heinrich war nur halb zufrieden. Er hatte zwar des Papstes Zusagen in Händen, allein Klemens hatte ihn beschworen, damit noch zurückzuhalten, weil er für Leib und Leben fürchten müsse, wenn der Kaiser jetzt schon erführe, welche Schmach über seine Tante verhängt sey. Auch seinem Günstling traute der König nicht mehr wie früher, seit

dieser neuerdings einen Versuch gemacht hatte, ihn von Annen abzuwenden.

Unter diesen Umständen ward das drohendste Mißvergnügen durch einen Waffenstillstand beseitigt, der bloß die Niederlande angehen sollte. Der Krieg mit Spanien dauerte fort.

Unterdessen erkannte Wolsey, seine Ungnade sey unvermeidlich, wenn die Scheidung nicht vor sich ginge, und er beschloß unter diesen bänglichen Umständen sich einem Ziele, dessen Erreichung er fürchtete, möglichst langsam zu nähern, jedoch mit allem äußeren Scheine des Eifers. Hierin traf er mit dem Papste zusammen und beiden arbeitete eine gefährliche Seuche in die Hände, welche in England ausbrach (1528), die sogenannte Schweißkrankheit. Heinrich fürchtete ernstlich für sein Leben, ließ auf einmal ganz ruhen, was er seine geheime Angelegenheit nannte, nahm an den Andachtsübungen der Königin Theil, beichtete täglich. Als aber die Krankheit wich, und Anna, welche das Uebel glücklich auf dem Landsitze ihres Vaters überstanden hatte, wieder am Hofe erschien, war Alles wie zuvor.

Der König muß dem Papste zugestanden haben, daß von jenen ersten Zusicherungen nichts bekannt werden solle. Kardinal Campeggio wird eine förmliche Bulle überbringen und mit Wolsey dann über die Scheidung erkennen. Nun brachte Campeggio wirklich die Bulle mit, allein er las sie dem Könige und dem Kardinal bloß vor, übergab sie nicht, und war nicht zu bewegen, sie auch nur dem geheimen Rathe mitzutheilen. Beide Legaten eröffneten nun ein Gericht (1529), vor welchem König und Königin erschienen. Katharina betheuerte feierlich, sie habe als Jungfrau das königliche Bett bestiegen, und berief sich auf die eigene Ueberzeugung des Königs; im Uebrigen protestirte sie gegen die Richter, weil diese Pfründen in England besäßen, folglich nicht unparteiisch wären, und legte Berufung an den Papst ein. Jetzt aber bestand Campeggio darauf, das Urtheil dürfe von ihnen nicht früher gesprochen werden, bis dem Papste

die Akten vorgelegt wären. Kurze Zeit darauf zog der Papst sogar seine Vollmacht für beide Legaten zurück und rief die Sache nach Rom zur Entscheidung ab. Campeggio ward vom Könige dem Anschein nach gnädig entlassen. Als er aber nach Dover kam, drangen Bewaffnete in sein Zimmer, untersuchten sein Gepäck unter dem Vorwande, es wären Sachen, die Wolsey gehörten, dabei. Ohne Zweifel der letzte verzweifelte Versuch sich der Bulle zu bemächtigen! Aber es mag schwer seyn es einem Kardinal an List zuvorzuthun. Alle Papiere von Wichtigkeit waren längst durch einen Mann des Vertrauens vorausgeschickt; nun mag die Bulle vernichtet seyn, allein verschiedene Briefe des Königs an Annen, vermuthlich durch Wolsey veruntreut, haben mit der Zeit den Weg in die Bibliothek des Vatikans gefunden und von da in den Druck.

Jetzt war Wolsey verloren. Mochte er es auch in seiner Herzensangst noch so aufrichtig meinen mit allen dringlichen Bitten um Beschleunigung, die er an Campeggio verschwendet hatte, das völlige Mißlingen verurtheilte ihn. Anna hatte dem Kardinal geschmeichelt, so lange sie von ihm die Scheidung hoffte; jetzt bewirkte sie leicht seine Verabschiedung. Von dem Augenblicke an war er ein gebrochener Mann. „Sein Gesicht ist um die Hälfte magerer geworden", schreibt der Bischof von Bayonne. Er überlebte seinen Sturz, den Untergang seines Vermögens, die Gefahr wiederholter Anklagen etwas über ein Jahr. „Hätte", sprach er sterbend, „ich nur Gott so fleißig gedient, wie ich dem Könige gedient habe, Gott würde mich in meinen grauen Haaren nicht verlassen haben". Starb 29. Nov. 1530. Ihn überlebte in Oxford sein **Christ-church-college**, aber seine gelehrte Stiftung in seiner Geburtsstadt Ipswich starb mit ihm, wie schon Shakespeare bezeugt.

Unterdessen verschlimmerte sich Heinrichs Lage, was seinen Lieblingswunsch betraf, zusehends. Papst und Kaiser versöhnten sich, hausten 4 Monate beisammen in Bologna, und Heinrich empfing Mahnungen, seine Gemah-

lin bei sich zu behalten. Die großen Stöße von Gutachten, welche er von den hohen Schulen Italiens, Frankreichs, Deutschlands mit großen Kosten einzog, brachten ihn, wie die Sache stand, keinen Schritt weiter, obgleich viele günstige einliefen. Da regten sich in des Königs Busen heftige Entwürfe, welche sich zunächst in ungemessenen Drohworten gegen Papst und Papstthum Luft machten. Bald aber bot sich auch der Mann dar, der ihnen Gestalt und Nachdruck gab.

Damals hatte die deutsche Reformation bereits ihre völlige Ausbildung erreicht. Der Inbegriff ihrer Lehre ward dem Kaiser, welcher sie verwarf, übergeben, und ein Kriegsbund deutscher Fürsten, der schmalkaldische, war bereit für sie zu leben und zu sterben. Viele Satzungen Martin Luthers erinnerten die Engländer an John Wicliffe, der im 14. Jahrhundert in England gegen Papst und Hierarchie, gegen Transsubstantiation lehrte, predigte und schrieb, der wie Luther auf der heiligen Schrift seine Lehre gründete und, weil die biblischen Schriften wenig noch in Uebersetzungen bekannt waren, eine neue Uebersetzung anfertigte, welche er freilich nur durch Abschriften zu verbreiten im Stande war. Seine Lehre ward durch den Papst verdammt, durch eine englische Synode verurtheilt. Als indeß auf Antrieb des Klerus das Oberhaus einen Beschluß gegen ihn und seine Anhänger faßte, welcher als Parlamentsbeschluß gelten sollte, protestirte das Unterhaus, eifersüchtig auf seine Rechte, weil die Gemeinen nicht zugezogen worden, und Wicliffe durfte unbeunruhigt in seiner Pfarrei Lutterworth sterben (1384). Heinrich VIII. war nach dem ganzen Gange seiner Jugendbildung allen Neuerungen im Dogma feind. Als Martin Luther in seiner Schrift von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche sogar die Siebenzahl der Sakramente antastete und so ein Heiligthum angriff, welches selbst Wicliffe respektirt hatte, schrieb der König gegen ihn eine Vertheidigung der sieben Sakramente (1521). Das Werk ist bei des Königs Lebzeiten dreimal aufgelegt und gefiel dem

Papste Leo X. so sehr, daß er dem Könige den Titel defensor fidei (Vertheidiger des Glaubens) verlieh, welchen Klemens VII. ihm bestätigte. Luther antwortete das Jahr darauf in Ausdrücken von solcher Ungebundenheit gegen den König, daß ein heutiger Censor von ihrem bloßen Anblicke den Tod nehmen würde. Die Form dieser Erwiederung fand übrigens auch bei treuen Verehrern Luthers Tadel und er ward 1525 von König Christian II. von Dänemark bewogen in entschuldigenden Ausdrücken an König Heinrich zu schreiben, wobei er von der Annahme ausging, als sey jene Schrift dem englischen Könige untergeschoben worden, was dieser dann freilich in einer Erklärung mit Verachtung zurückwies. Luthers Schriften wurden in England öffentlich verbrannt.

Auch jetzt hatte Heinrich, so entbrannt er war, keineswegs im Sinne zu den Lehren des Reformators, den er haßte, überzutreten. Er wollte sogar zu Anfang bloß drohen und wäre durch eine günstige Erklärung Roms in der Scheidungssache damals wieder umzulenken gewesen. Allein als er weiter schritt, gingen ihm auf einmal die Augen auf, wie er selbst nur seines Landes Papst zu werden brauche, vor allen Dingen um sich selbst zu dispensiren, dann aber um seine Schatzkammer wieder zu füllen, um die Thronfolgeordnung wieder herzustellen, um eine nie gekannte Macht über das Parlament zu gewinnen und einen Nimbus des Königthums über ganz England auszugießen. So ergriff er mit roher sinnlicher Faust einen Gegenstand, welcher in Deutschland im innersten Gemüthe getragen und bewegt ward, und rein auf den äußerlichen Erfolg gestellt, brachte er eine Ausdehnung der Königsmacht zu Stande, bis zu welcher die kühnsten Hoffnungen seines Vaters sich nicht verstiegen, und die allen Tudors zu Gute gekommen ist.

Der Mann, welcher dem König die Augen öffnete, seiner Schwankung zwischen dem Papste und seiner Geliebten ein Ziel setzte, war Sir Thomas Cromwell. Er war

von geringer Geburt, ward vom Kardinal in die Staatsgeschäfte eingeweiht, die Treue, welche er dem Gefallenen eine Zeit lang widmete, flößte den Männern, die jetzt am Ruder standen, Vertrauen ein. Man beförderte ihn auf's Neue. Jetzt erbat er sich geheim Gehör bei dem Könige, stellte ihm vor, wie er ohne Gefahr für seine Rechtgläubigkeit den deutschen Fürsten von Luthers Lehre in so weit nachahmen dürfe, daß er statt des Papstes sich selber zum Oberhaupte der Kirche von England erkläre. Das geschehen, hänge die Ehescheidung von dem Könige selber ab, und die Krone sey fortan mit einer einheitlichen Macht ausgerüstet, welche ihr bisher abgegangen. Dieser Rath schmeichelte sowohl der Liebe des Königs zu Annen als seinem Hange zur Willkür. Cromwell ward als Mitglied des geheimen Raths sofort in Eid und Pflicht genommen.

Seit lange hatte England den beiden Mächten, welche die Weltherrschaft ansprachen, den beiden sogenannten Schwertern, ein reges Selbstgefühl entgegengesetzt, dem Kaiser und dem Papste. Als Kaiser Sigmund Heinrich V. zu besuchen kam (1416), seine Flotte bei Dover Anker warf, ritten des Königs Bruder, der Herzog von Gloster, und eine Schaar Edelleute mit blanken Schwertern in die Wellen an des Kaisers Schiff, fragten, ob der Kaiser Willens sey, irgend eine Autorität und Gerichtsbarkeit in England anzusprechen oder auszuüben. Erst auf sein Nein ward er und mit den größten Ehrenbezeugungen empfangen. Die Versuche Englands, dem Papste einen einigermaßen unabhängigen Stand abzugewinnen, sind noch ein Jahrhundert älter und gehen in ihren Anfängen sogar in das 13. Jahrhundert zurück. Unter der schwachen Regierung Heinrichs III., welche dem Unterhause das Daseyn gab, schritt der Papst in Ausübung seines Rechts der sogenannten Provision, das heißt der Besetzung erledigter Pfründen aus eigener Machtvollkommenheit, weiter als je zuvor. Das Land ward mit auswärtigen Geistlichen, besonders Italienern, überfüllt; und schlimmer noch, wenn diese in England Stell=

vertreter hielten, um behaglich ihre Pfründen im Auslande zu verzehren. Nun geschah es, daß der Papst eine Pfründe vergab, deren Verleihung einer adligen Familie zustand. Alsbald bildete sich im Adel ein Verein, es kam zu Gewaltthätigkeiten gegen päpstliche Behörden. Am Ende mißbilligte der Papst selber, was in seinem Namen geschehen war und gab solche Pfründen frei, welche von weltlichen Patronen abhingen. Der englische Klerus aber wollte die Ausländer eben so wenig in seiner Mitte dulden. Auch die Krone fühlte sich verletzt, besonders seit der Papst nicht bloß die Bischöfe providirte, sondern auch die Verleihung der weltlichen Rechte, der sogenannten temporalia, sich beilegte. Als die kühnen Eduarde zur Herrschaft kamen, begannen auch die Statuten gegen die Provisoren, welche, weil die Strafbefehle in denselben mit den Worten Praemunire faciat anfangen, nur kurzweg Praemunire genannt werden. Man beobachtete von nun an die Beamten, die der Papst für diese Zwecke und für seine Geldeinnahmen in England unterhielt, als Prokuratoren, Exekutoren, Notarien, genau, fing an, ihnen schon bei ihrer Ankunft in Dover Verbote und Proteste entgegenzustellen, warf sie oft in's Gefängniß, und wenn man auch am Ende dem päpstlichen Einflusse in sofern nachgab, daß man die Strafen gegen sie erließ und Provisionen gestattete, so blieben doch die Statuten dagegen in Kraft und die schärfsten Strafen waren schon zu Wicliffe's Zeit jedem Geistlichen angedroht, der sich in Widerspruch mit den Rechten der Krone vom Papste mit einer Pfründe versehen ließe.

Auf Cromwells Rath eröffnete der König von dieser Seite seinen Angriff. Die gesammte Geistlichkeit ward plötzlich angeklagt die Statuten gegen die Provisoren überschritten zu haben. Erschrocken bot sie 100,000 Pfund für eine vollständige Begnadigung, welche der König aber ablehnte und nicht eher sich gefallen ließ, bis der Klerus (1531) sich dazu verstand in die darüber in der Form einer Schenkung auszufertigende Akte gleichsam beiläufig eine Einschaltung

aufzunehmen, worin der König als alleiniger und oberster Lehensherr und Oberhaupt der Kirche und der Geistlichkeit anerkannt wird. Kaum daß der bedrängte Klerus nur nach mühseliger Unterhandlung den Zusatz sich errang, „in so weit es Christi Gebot gestattet" (quantum per Christi legem licet), wohinter sich dann freilich mancherlei Reservationen verkriechen konnten.

So ward um ein Paar schöner Augen willen eine Schranke der weltlichen Gewalt durchbrochen, in welcher Jahrhunderte sich eingewohnt hatten, und Heinrich war nicht träge die Frucht der neuen Macht zu pflücken. Katharina ward vom Hofe entfernt. Als der Papst hierauf den König ermahnte seine rechtmäßige Gemahlin wieder zu sich zu nehmen und sich vor ihm als dem Richter in dieser Sache zu stellen, berief Heinrich das Parlament und bewirkte die Abschaffung des Peterspfennigs, nicht minder der Annaten oder Einkünfte des ersten Jahres von allen Pfründen und geistlichen Würden, welche bisher als der Preis der päpstlichen Bestätigung nach Rom flossen, entzog auch der Konvokation (Synode) der Geistlichkeit das Recht irgend Vorschriften in Kirchensachen ohne vorherige königliche Genehmigung zu erlassen. Jetzt ward zur Scheidung geschritten, nachdem vorher der unglücklichen Fürstin ihre letzte Zuflucht, die Appellation an den Papst durch einen Parlamentsbeschluß abgeschnitten war, welcher jedwede Appellation der Art unter Androhung der gegen Provisoren verhängten Strafen verbot. Da Katharina nicht erschien, so erkannte das geistliche Gericht gegen sie als widerspenstig, erklärte ihre Ehe mit dem König für ungültig von Anfang her, weil sie dem göttlichen Verbot zuwider geschlossen sey (1533). Vorsitzer des geistlichen Gerichts war der neue Erzbischof von Canterbury, Cranmer, der durch ein Buch für die Scheidung und durch seine Thätigkeit für denselben Zweck sowohl in Rom als bei Einziehung der Universitätsgutachten des Königs Gunst und diesen hohen Platz gewonnen hatte. Cranmer war von Haus aus ein Weltlicher, erst nach dem

Tode seiner Frau nahm er die Weihen. Nichts desto weniger hatte er sich bei seinem Aufenthalt in Deutschland zum zweiten Male mit der Nichte des Reformators Osiander verheirathet. Dieser Schritt zeigt schon, daß Cranmer im Herzen viel weiter wollte als der König, welcher sein Lebenlang dem Cölibat der Geistlichkeit getreu blieb. Darum blieb auch Cranmers Frau in Deutschland zurück und der König wußte entweder nichts davon, oder betrachtete das Verhältniß wie ein Konkubinat. Es ist aber die englische Kirche noch diesen Tag nicht von den Flecken genesen, die unausbleiblich an jeder Veränderung im Kirchenwesen haften, welche aus äußeren Antrieben, nicht aus der Tiefe der Ueberzeugung hervorgeht.

Der König hatte sich der ganzen Procedur des geistlichen Gerichtes nur gleichsam aus Gefälligkeit gegen den Erzbischof unterworfen. Er selbst betrachtete sich, seit er mit dem Papste gebrochen, als einen Souverän, der auf Erden keinen Oberen hat, den Gesetzen keines Wesens auf Erden unterworfen ist. Aus diesem Gesichtspunkte konnte er auch, wie er that, die Ehe mit Annen schließen, ehe das geistliche Gericht seine Ehe mit Katharinen gelöst hatte; denn nach seinem Urtheil hatte er mit dieser nie in Ehe, nur in Blutschande gelebt. Er erklärte demnach, er habe die Sache „vor dem Gerichte seines eigenen Gewissens untersucht, welches erleuchtet und geleitet worden sey durch den Geist Gottes, der die Herzen der Fürsten bewohne und leite". Vielleicht fand zuerst eine geheime Trauung Statt. Im achten Monate (7. Sept.), sey's nach der öffentlichen Erklärung, sey's nach Abschließung der Ehe, gebar Anna als schon gekrönte Königin eine Prinzessin, die nach der Meinung der Anhänger der alten Kirche vor der Ehe erzeugt und in keinem Falle ehelich war, weil Anna nur als ein Kebsweib des Königs zu betrachten. Diese Prinzessin war Elisabeth.

So war der König Vater von zwei Töchtern. Die eine hatte er selbst für unehelich erklärt, die andere war unehe=

lich nach der Meinung der großen Mehrzahl der Engländer. Nichts ungewisser also als die Thronfolge.

Von den Drohungen des Papstes appellirte der König an ein allgemeines Koncilium und erlangte vom Parlament die förmliche Bestätigung alles dessen, was im Kirchenwesen bisher vorgenommen war. Die ganze Macht des Papstes in England ward nun förmlich aufgehoben. Nicht allein alle Beamte, alle Geistliche, auch Mönche und Nonnen mußten beschwören, daß der König ihr geistliches Oberhaupt sey, daß der Papst nicht mehr Rechte in England habe als jeder auswärtige Bischof, und daß die Ehe des Königs mit der Königin Anna die allein rechtmäßige sey und einzig auf ihr die Thronfolge sich gründe. Jene frühere Klausel des Klerus ward durch einen Parlamentsbeschluß beseitigt. Ein ungeheurer Umschwung warf alle bisherigen Ueberzeugungen um. Man hörte Cromwelln bei jeder Gelegenheit die Pflicht des unbedingten Gehorsams gegen den König lehren. Sir Thomas More, ein allgepriesener gewissenhafter Mann, Wolsey's Nachfolger in der Kanzlerwürde, die er, ein Weltlicher, gegen das Herkommen bekleidete, wollte von Luthers Thun nichts wissen und schlug mit aller Härte des Zeitalters jeden Versuch kirchlicher Neuerung, der von den Niedern ausging, zu Boden, aber eine Reformation der Kirche, von innen heraus und von oben geleitet, hätte er gern gesehen. Als aufgeklärter Staatsmann und Freund des Erasmus war er den herrischen Ansprüchen Roms abhold, aber dem Reiche der Willkür zu Hause widerstand er, gab sein hohes Amt ab. Allein man ließ ihm fortan keine Ruhe. Nicht genug, daß er die neue Thronfolge anerkannte, er sollte auch beschwören, daß die Ehe mit Katharinen von Anfang her ungültig gewesen sey. Da zog er den Tower vor. Nach einem Jahr Gefängniß ging More auf das Schaffot (1535) in seinem alltäglichen härenen Gewande und mit der ihm eigenthümlichen wolkenlosen Heiterkeit des Scherzes. Auch Bischof Fisher von Rochester büßte im höchsten Greisenalter das Bekenntniß seiner Ueberzeugung,

daß der neue Suprematseid den Lehren der Kirche zuwider sey, mit demselben Tode. Man sah die Köpfe Beider auf der Londonbrücke aufgesteckt.

Zur Handhabung der gesammten geistlichen Gerichtsbarkeit an des Königs Statt ward Cromwell bestellt unter dem Titel eines General-Vikars. Er hatte schon die Annaten und Zehnten in die königliche Kasse geleitet. Dem Könige war es recht auf diesem Wege munter fortzufahren und auf einen Schlag wurden von den 500 Klöstern Englands etwa 380 aufgehoben (1536). Der beste Theil der Beute fiel dem Könige zu. In den nächsten 4 Jahren hob man auch die übrigen Klöster und die meisten kirchlichen Stiftungen, darunter über 100 Hospitäler, auf. So Vieles auch verschleudert und veruntreut ward, die Krone hatte ihr jährliches Einkommen um ein Großes vermehrt.

Um die Zeit (8. Jan.) starb die arme verstoßene Katharina und jetzt erst fühlte sich Anna vollkommen froh als Königin. Sie ist gerade zum zweiten Male schwanger; da erblickt sie eines Tages ihr Kammerfräulein, die schöne Johanna Seymour, auf dem Schooße ihres Gemahls. Von Eifersucht durchdrungen, gebiert Anna zu früh einen todten Prinzen. Ein paar Monate darauf ward die Königin verhaftet, in den Tower gebracht. Sie ist angeklagt, mit 5 Edelleuten, unter welchen ihr eigener Bruder sich befindet, ehebrecherischen Umgang gehabt zu haben, und auf das Bekenntniß eines von diesen, in der Hoffnung auf Begnadigung abgelegt, werden sie sämmtlich zum Tode verurtheilt. Anna ward, statt vom ganzen Oberhause, von einer Kommission von 26 Peers gerichtet und ebenfalls schuldig befunden (19. Mai). Sie ging auf das Schaffot unter Betheuerungen ihrer Unschuld und kein Beweis gegen sie liegt vor. Mit wie maßloser Willkür Heinrich alle Willen seinem Willen unterwarf, geht auch daraus hervor, daß er den Erzbischof Cranmer bewog 2 Tage vor der Hinrichtung der Königin eine Urkunde auszustellen, welche die Ehe mit Annen für von je her null und nichtig erklärt, und zwar

vermöge eines Hindernisses, welches Anna ihm dem Erzbischof in ihren letzten Tagen bekannt haben soll, das aber der Welt verborgen bleibt. So war nun auch Elisabeth für unächt und somit der Thronfolge unfähig erklärt. Heinrich hatte geweint bei der Botschaft von Katharinens Tode, den Morgen nach Annens Hinrichtung heirathete er Johanne Seymour.

Er hoffte, in den Kindern der neuen Königin würden ihm Thronfolger erwachsen; unterdessen ließ er sich vom Parlament bevollmächtigen auf den Fall, daß er von seiner gegenwärtigen oder einer künftigen Gemahlin kinderlos bliebe, sich seinen Nachfolger selbst zu ernennen.

Und mit der künftigen Gemahlin stand es nicht lange an. Johanna gebar dem Könige den längst ersehnten Prinzen, den nachherigen König Eduard, und starb in der zweiten Woche darauf (24. Oktober 1537). Alsbald ward die vierte Frau in Bedacht genommen. Es soll Anna, die Schwester des Herzogs von Cleve, seyn. Heinrich hatte ihr Gemälde von Holbeins Hand gesehen, und vernahm gern den Bericht, sie sey vollkommen so hohen Wuchses, wie er es für die Majestät seiner Gemahlin nöthig hielt. Als er aber der Ankommenden zuerst verkleidet entgegenritt, um, wie er es nannte, seiner Sehnsucht Nahrung zu geben, war seine Bestürzung groß, da er sie freilich lang genug, aber entkleidet von jedem feineren Reize erblickte. Ganz niedergeschlagen berieth er sogleich mit seinem Vertrauten, bestürmte Cromwelln. „Muß ich denn den Kopf durchaus in diese Schlinge stecken?" Die Sache war indeß zu weit gediehen, und Heinrich ließ die Trauung über sich ergehen. Die neue Königin konnte weder Englisch noch Französisch, nur Deutsch, konnte nicht spielen, nicht singen, nur lesen, schreiben und nähen. Der König war in Verzweiflung, schwur, er könne die große flandrische Stute nicht lieben, und Cromwell sollte ihm das büßen. Schon seit länger stand dieser nicht in alter Gunst mehr; von nun an ward er gehaßt, denn er hatte die Heirath angestiftet, aber Heinrich

fuhr fort ihn mit Gütern und Ehren zu überhäufen, nur um seinen Untergang desto schmählicher zu machen. Cromwell hatte die willkommene Lehre aufgestellt, daß Hochverräther füglich auf die bloße Anklage hin ohne Prozeß und ohne Geständniß verurtheilt werden dürften. Jetzt mußte er den Kelch leeren, welchen er für Andere gefüllt hatte. Besonders erbitterte es den König, als er aus Cromwells Papieren ersah, daß dieser mit deutschen protestantischen Fürsten in geheimem Briefwechsel zu dem Zwecke stehe, die Reformation in England auf deutschem Fuß fortzusetzen. An demselben Tage, an welchem Cromwell seinen Sitz im Oberhause als Graf von Essex einnahm, ward die Anklage wider ihn verlesen. Das Ende war Cromwells Hinrichtung und die Scheidung von Anna von Cleve (1540).

Der König erwählte seine fünfte Gemahlin wieder aus den Eingebornen seines Landes, Katharinen Howard. Nach Jahresfrist wurde diese hingerichtet (1542), wegen eines erwiesenen Falles der Unkeuschheit vor der Ehe, und ein Statut trat an's Licht, welches die Jungfräulichkeit künftiger Königinnen in Erwägung zog. Die Verhehlung eines Fehltrittes wird mit derselben Strafe belegt wie Verhehlung von Verrath.

In die Strafe dieses Statuts nicht zu verfallen, war die sechste Königin sicher, weil sie notorisch schon Wittwe war, Katharina Parr. Dennoch kam sie ihrem Untergange nahe, als sie verbotene Bücher las und die Untrüglichkeit des Papstes von England, der zugleich ihr Gemahl war, zu bezweifeln anfing. Schon waren Anklagepunkte gegen sie entworfen, besonders auf Bischof Gardiners Betrieb, welcher von der alten Kirche so wenig als möglich missen wollte, als sie schlau der Sache die Wendung gab, sie habe nur deshalb sich in die Dispute mit dem König eingelassen, weil sie bemerkt, daß er im Eifer manchmal seiner Schmerzen vergesse. Heinrich litt nämlich seit lange an einem

unheilbaren Geschwüre am Schenkel. „Ist es nur das, Liebchen", rief der König, „so sind wir wieder Freunde."

So charakteristisch diese späteren Ehestandsgeschichten sind, immer werden wir doch auf jene erste zurückgeführt, welche England vom römischen Stuhle losriß. Seit Jahren schon drohte Papst Paul III. mit einer Bulle, hatte sie auch unterzeichnet (1535), nur nicht publicirt, worin er den König nach Rom zur Verantwortung wegen aller seiner Vergehen gegen den heiligen Stuhl ladet, ihn, wenn er binnen 90 Tagen nicht erscheine, in den Bann erklärt und seiner Krone verlustig, seine Länder mit dem Interdikt belegt und seine Unterthanen nicht allein aller Treue entbindet, sondern ihnen auch gebietet die Waffen gegen den König zu ergreifen. Ende 1538 ließ der Papst den Pfeil endlich vom Bogen fliegen, der 3 Jahre hindurch gespannt gewesen. Er fiel kraftlos zu Boden. Zwar hatte der Papst die Versicherung des Kaisers und des Königs von Frankreich in Händen, sie würden gleich nach Publicirung der Bulle Gesandte nach England schicken, um dem Könige wegen seiner Trennung von der Kirche alle Freundschaft aufzusagen, würden auch mit seinen Unterthanen allen Verkehr abbrechen. Als es aber zum Handeln kam, verboten Beide Karl V. und Franz I. die Bekanntmachung der Bulle in ihren Reichen und machten sich gegen Heinrich ein Verdienst daraus. Dieser gründete darauf sogar die Hoffnung den König von Frankreich zu bewegen, daß er seinem Beispiele folge und mindestens einen Patriarchen in Frankreich aufstelle. Als aber dieser Plan mißlang und Franz sich außerdem zum Nachtheile Englands in die schottischen Händel mischte, so trug der Kaiser für dasmal den Preis davon. Dieser ließ den König wissen, daß durch den Tod seiner Tante Katharina die Ursache des früheren Mißverständnisses verschwunden sey; möge nur ihrer Tochter das väterliche Herz sich wieder zuwenden. Man kam über eine Herstellung des Thronfolgerechts Maria's überein, welche durch das Parlament ohne alle Erörterung ihrer Geburt geschah. Auf

dieser Grundlage versöhnte man sich und erklärte sogar gemeinsam den Krieg an Frankreich, im Sommer 1543. Heinrich erschien das Jahr darauf selbst mit 30,000 Engländern auf französischem Boden (1544); 15,000 Kaiserliche stießen zu ihm. Während aber Karl mit seiner Hauptmacht erfolgreich gegen Paris vorwärts drang, blieb Heinrich von seiner Seite zurück, hielt sich bei Belagerungen auf, eroberte Boulogne. Da schied der Kaiser lieber aus, und schloß den vortheilhaften Separatfrieden von Crespi. Die Folge war, daß nun ein Seekrieg zwischen England und Frankreich übrig blieb. Am 17. Juni 1546 schloß man Frieden. England soll 8 Jahre lang in dem Besitz von Boulogne bleiben.

Der König hatte sich in diesem unbedacht unternommenen und widersinnig geführten Kriege arm gekriegt; die ungeheuren außerordentlichen Einkünfte aus dem Verkaufe von Kirchengütern waren endlich verbraucht. Jetzt aber zeigte sich erst Heinrichs gewaltige Machtvollkommenheit. Schon in seinem 26. Regierungsjahre berechnete man, er habe allein mehr Steuern eingenommen, als alle seine Vorgänger auf dem Throne zusammengenommen. Jetzt folgte eine Forderung der andern auf dem Fuße und ihnen allen ward entsprochen. Jetzt werden betrüglicher Weise alle königlichen Schulden an Unterthanen aufgehoben, die freiwilligen Geschenke kehren wieder, die Münze wird verschlechtert, so daß sie auf ein Drittel ihres früheren Werthes sinkt; bei welcher Gelegenheit man erfährt, daß damals Gold gegen Silber wie 12 zu 1 stand.

Vor der Lossagung vom Papste saßen mehr geistliche Mitglieder im Oberhause als weltliche, an Bischöfen und Aebten. Nun war das Verhältniß umgekehrt. Die Aebte waren mit ihren Klöstern verschwunden, die Bischöfe, 26 an der Zahl, saßen zwar im Parlament, aber waren zum Theil ärmlich ausgestattet, und ihre Selbstständigkeit war dahin, weil die schützende Hand des Papstes fehlte. Die geistliche Konvokation ward zwar noch wie ehedem versammelt, in

welcher die niedere Geistlichkeit das Unterhaus bildete, allein sie übte keine gesetzgebende Gewalt mehr. Bei dem Könige stand alle Entscheidung. Aber auch die weltlichen Peers waren die alten nicht mehr, wie vor dem Kriege der Rosen. In diesem Kriege gingen die mächtigsten und reichsten Familien zu Grunde, die Mehrzahl der jetzigen Peers verdankte den Tudors ihre Würde und ihr Vermögen. Sie waren Emporkömmlinge. Da nun die Krone zugleich einen überwiegenden Einfluß auf die Wahlen der Mitglieder des Unterhauses übte, besonders in den Grafschaften, und da der Sprecher gewöhnlich ein Kronamt bekleidete, so verlor auch das Unterhaus seine Selbstständigkeit. Wenn der König gleich den Gemeinen, wie er es nannte, eine anständige Redefreiheit zugestand, er allein entschied, was anständig sey und was nicht. Und wenn sie sprachen, was ihm nicht anstand, drohte er, nannte sie Bärenhäuter. Nicht bloß Cromwell war unerschöpflich in Lehren des unbedingten Gehorsams, nannte den König, diesen König, Gottes Ebenbild, Ungehorsam gegen ihn Ungehorsam gegen Gott; auch ein Mann wie Cranmer, bei welchem die Gottesfurcht wenigstens wiederauftauchte, sobald die Menschenfurcht ihm Ruhe ließ, entblödete sich nicht das Gewissen des edeln Thomas More mit dem erklärten Willen des Königs zu bekämpfen. Denn als More in seinem Verhöre bekannte, daß sein Gewissen ihm verbiete den Suprematseid zu leisten, obgleich er die nicht tadeln wolle, die ihn geleistet, versetzte Cranmer: „Ihr sagt, ihr tadelt Keinen, der den Eid leistet. Offenbar seyd ihr also nicht überzeugt, daß es Unrecht ist ihn zu leisten; aber davon müßt ihr überzeugt seyn, daß es eure Pflicht ist dem König zu gehorchen. Verweigert ihr also den Eid, so zieht ihr das Ungewisse dem Gewissen vor". Hierauf More: „Eure Logik fürwahr würde uns aus aller Noth reißen. Denn wenn die Doktoren künftig uneinig sind, dürften wir nur jedes Mal einen königlichen Befehl für die eine oder die andere Meinung erbitten und das Recht ist zur

Stelle". Es scheint fürwahr, daß der entnervende Pesthauch dieser Lehre vom unbedingten Gehorsam darum doppelt ansteckend wirkte, weil er für Männer dieses Bodens den besondern Reiz der Neuheit hatte. Bei jeder Eröffnung des Parlaments floß Alles von Schmeicheleien über: der König hörte sich einen Salomon an Weisheit, einen Simson an Stärke, einen Absalon an Schönheit nennen. Diese bisher unerhörte Unterwürfigkeit lockte den Plan hervor die Flamme der englischen Freiheit auf ihrem eigenen Hausherde anzugreifen und zu ersticken. Eines Tages ward Bischof Gardiner von Winchester, den wir später von einer andern Seite werden kennen lernen, an den Hof berufen. Hören wir, was er selbst in einem Briefe davon erzählt. „Lord Cromwell hatte dem Könige einst in den Kopf gesetzt, sein Wille und Gutdünken müsse als Gesetz betrachtet werden, und ich ward deshalb nach Hamptoncourt berufen. Und wie der Lord denn sehr barsch war, so sprach er: Kommt her, Mylord von Winchester, antwortet hier dem Könige, aber sprecht aufrichtig und grade heraus und fürchtet euch nicht, Mann. Ist nicht das, was dem Könige beliebt, ein Gesetz? Habt ihr das nicht im römischen Rechte: **quod principi placuit legis habet vigorem?** Ich stand still da und wunderte mich in meinem Geiste, wohin das führen solle. Als mich der König sinnen sah, sprach er mit freundlichem Ernste: antwortet ihm, ob es so ist oder nicht. Ich mochte nicht Lord Cromwelln antworten, sondern richtete mein Wort an den König und sagte, ich habe von Königen gelesen, deren Wille stets als Gesetz gegolten habe, aber der Brauch seines Reiches, das Gesetz zu seinem Willen zu machen, sey sicherer und ruhiger; und durch diese Regierungsform, sprach ich, seyd ihr eingesetzt und sie ist der Natur eures Volks angemessen. Nehmt ihr ein neues System an, so kann Niemand sagen, wie es ausfallen wird. Der König drehte sich um und ließ das Gespräch fallen." — Aber Cromwell darum nicht seinen Plan. Denn kurze Zeit vor seinem Sturze (1539) demüthigte sich das Parlament bis zu der

Erklärung, königliche Proklamationen, welche mit Zuziehung des geheimen Rathes erlassen wären, sollten dieselbe Wirksamkeit haben wie Parlamentsbeschlüsse. Das hieß einen Selbstmord begehen. In solchem Grade wurden durch die Vereinigung der früher getrennten Gewalten in Heinrichs Königskrone Aller Augen geblendet. Dennoch wäre es zu diesem Aeußersten nicht gediehen ohne den bittern Haß, mit welchem im Parlament die geheimen Römischkatholischen und die geheimen Lutheraner sich wechselseitig betrachteten. Beide Parteien überboten einander in der Bereitwilligkeit sich durch jedes Opfer Duldung und Gunst vom Könige zu erkaufen.

Alles also kehrt immer wieder auf den Supremat des Königs zurück. Einen Aufstand in den nördlichen Provinzen zu Gunsten des alten Kirchenwesens unterdrückt er mit Gewalt, läßt fleißig Ketzer gegen den neuen Supremat hinrichten. Dabei bleibt er im Dogma ganz an der alten Ordnung haften, denn seine berühmten 6 Artikel von 1539, die sogenannten Blutartikel, unter Bischof Gardiners Einflusse abgefaßt, lehren die Brodverwandlung, entziehen dem Laien den Kelch, lassen den Geistlichen im Cölibat, Mönche und Nonnen in ihren Keuschheitsgelübden, behalten Seelenmessen und Ohrenbeichte bei und drohen allen Uebertretern die schwersten Strafen, ja verstockten Sündern den unvermeidlichen Tod an. Gestattet der König auch eine Zeit lang den Laien das Bibellesen, es wird bald für das Volk zurückgenommen und auf Leute von Stande beschränkt (1543). Es heißt Alles sagen, wenn wir hinzusetzen, daß der König sich noch ausdrücklich jede beliebige Aenderung seiner Kirchensatzungen für die Zukunft vorbehielt. Als die Entsetzung aller verheiratheten Priester befohlen ward, erschrak Erzbischof Cranmer und schickte eilends sein Weib und seine Kinder, die er in der Stille hatte kommen lassen, ohne je mit ihnen öffentlich hervorzutreten, wieder zurück nach Deutschland. Denn bis hierher drang der Schrecken seines Namens nicht. Als er mit Kursachsen wegen eines Protestes

gegen die trienter Kirchenversammlung in Unterhandlung trat, sprach Kurfürst Johann Friedrich zum englischen Gesandten: „Euer König ist ein ruchloser Herr, mit welchem ich nichts zu schaffen habe, schlimmer als der Papst, dessen Herrschaft er lediglich um seines Vortheils willen abgeschüttelt und aus zwei Religionen eine dritte geschmiedet hat".

Uebrigens lebte Heinrich in seiner letzten Zeit ganz den Freuden der Tafel. Das geistliche Oberhaupt gewann dadurch einen körperlichen Umfang von solcher Bedeutung, daß es sich nur durch Maschinerien von einem Zimmer in's andere schaffen ließ. Das Unterschreiben mußte er aufgeben. Dem blinden Eigensinne seines langen Lebens huldigt noch sein Testament, welches auf den Fall, daß seine Kinder Eduard, Maria und Elisabeth ohne Erben stürben, nicht die Nachkommenschaft der älteren Schwester des Königs, der Königin von Schottland, sondern die Nachkommenschaft der jüngeren, der Königin von Frankreich, nachherigen Herzogin von Suffolk, zur Thronfolge beruft. Der Tod des Tyrannen rettete den Herzog von Norfolk, dessen Hinrichtung desselben Tag geschehen sollte, da Heinrich starb, am 28. Januar 1547.

Eduard VI., 1547—1553.

Heinrich VIII. erlitt das gewöhnliche Schicksal der Despoten. Ihr Wille, knechtisch verehrt, derweil sie leben, wird zum Spotte, sobald sie die Augen geschlossen haben. Sein Testament setzte einen geheimen Rath von 16 Mitgliedern ein, welcher die Regierung führen sollte, bis sein Sohn das 18. Jahr vollendet haben würde. Eduard stand im 10. bei seines Vaters Tode. Ein anderer Rath von 12 Personen sollte einen Staatsrath bilden, der bloß ein Gutachten abzugeben hätte. Im Rathe der Sechszehn befand sich auch Eduard Seymour, Graf von Hertford, der Mutterbruder des Königs. Dieser gewann die Mehrzahl seiner Kollegen und erhob sich zuerst zum Vorsitzer des geheimen

Rathes, dann zum Protektor, verschmolz hierauf beide Räthe, welchen nur ein Gutachten blieb, ihm selbst aber fiel alle Macht der Krone zu. Hertford erhob sich ferner zum Herzog von Sommerset unter dem Vorwande, hiermit gehe die Absicht des verstorbenen Königs in Erfüllung.

Das Parlament gab zu dem Allen bereitwillig seine Genehmigung. Es hoffte von dem Protektor Wiederherstellung in weltlichen Dingen und, wenigstens der Mehrzahl nach, auch einen Fortschritt auf dem Wege der deutschen Reformation. Es betrog sich nicht. Viele despotische Statuten der vorigen Regierung wurden abgeschafft, namentlich jenes, welches den königlichen Proklamationen Gesetzeskraft verlieh, und Erzbischof Cranmer stellte sich an die Spitze der Reformation. Das Verbot die Bibel zu lesen fiel zuerst; die Aufhebung der 6 Artikel Heinrichs machte es zur Nothwendigkeit, die in diesen aufgestellten kirchlichen Vorschriften durch neue Glaubensnormen zu ersetzen, und die 42 Artikel traten an ihre Stelle. Die Bilder wurden aus den Kirchen entfernt, das Abendmahl ward unter beiderlei Gestalten in der Landessprache gespendet, in derselben eine neue Liturgie abgefaßt, nicht minder ein Katechismus. Im Unterhause fanden diese Neuerungen wenig Bekämpfung. Im Hause der Lords wurden sie mit 31 Stimmen gegen 11 angenommen und nur 3 weltliche Lords widersprachen. Im Jahre 1549 fiel der Cölibat, für die Aufhebung stimmten im Oberhause 39 Mitglieder, 12 dagegen, worunter 4 weltliche.

Diese Dinge waren im raschen Gange, als dem Protektor plötzlich eine Gefahr von einer Seite erwuchs, von welcher er es am wenigsten erwartet. Er hatte seinen Bruder Thomas Seymour reich gemacht, ihn zum Lord und zum Lord-Admiral von England erhoben. Aber Thomas wollte höher hinaus. Die verwittwete Königin Katharina war ihm seit lange geneigt und heirathete ihn mit unanständiger Eile bald nach Heinrichs Begräbniß. Sie brachte ihrem Gemahl neue große Reichthümer und den Glanz einer königlichen Wittwe zu. Dennoch, scheint es, konnte er ihren

Tod kaum erwarten, der gleich im ersten Jahre der Ehe im Kindbette erfolgte. Denn ihn reizte der Gedanke die Prinzessin Elisabeth zu gewinnen, welche 14jährig, sich selbst überlassen, ihm unziemliche Vertraulichkeit gestattete. Zugleich gewann er den jungen König, und war im Begriffe diesen zu verleiten, an das Parlament eine Beschwerde über den Oheim-Protektor zu richten, damit dem Oheim-Admiral die Aufsicht über des Königs Person vertraut würde, als der Protektor dahinter kam. Dasmal verzieh er. Als aber sein Bruder neue Ränke spann und, wie man ihn mindestens beschuldigte, durch einen bestochenen Münzmeister falsche Münze für sich schlagen ließ, um an der Spitze von 10,000 Mann den König zu entführen und die Regierungsform zu ändern, ward er gefangen gesetzt und mit der Formlosigkeit, welche damals in Hochverrathssachen Staat fand, gerichtet, verurtheilt und hingerichtet, ohne daß seine Ankläger ihm gegenüber gestanden hätten.

Aber der Protektor fand durch seines Bruders Hinrichtung die gehoffte Ruhe nicht. Er hatte sich unvorsichtig in einen Krieg mit Schottland verwickelt, der einen Krieg mit Frankreich nach sich zu ziehen drohte, und die Stimmung des gemeinen Mannes in England ließ nahe Gefahr fürchten. Das öffentliche Mißvergnügen floß aus verschiedenen Quellen, theils verschuldet, theils unverschuldet. Plötzliche Theuerung, Mangel an Arbeit, weil auf den großen Gütern die Schafzucht zum Nachtheile des Ackerbaues überhand genommen hatte, wovon die Folge, daß viel früheres Ackerland jetzt zu Weideland eingehegt ward; endlich die neue Liturgie, alle drei Ursachen wirkten zusammen. London besaß damals einen Kanzelredner von seltsam ergreifender Kraft, den Latimer. Er ward unter der vorigen Regierung Bischof von Worcester, verlor aber sein Bisthum und kam in den Tower, weil er gegen die 6 Artikel Einwendungen wagte. Jetzt zog man ihn an den Hof, er ergötzte mit seiner schlagenden, oft burlesken Beredsamkeit den jungen König. Eine seiner Predigten ergießt sich in Zorn über das Steigen der Preise aller

Lebensmittel in England. Dieses kam indeß wohl nur zum Theil von den jetzt fühlbar werdenden Metallzuflüssen aus dem neuentdeckten Welttheile her; allem Ansehen nach wirkte weit mehr darauf die schlechte Münze ein, welche Heinrich prägen ließ und die besonders den Tagelöhner drückte. Die Pachtzinse verdoppelten und verdreifachten sich, aber der Tagelohn wollte nicht steigen, sank vielmehr, weil man weniger Tagelöhner brauchte als früher. So geschah es, daß bei Einführung der neuen Liturgie in vielen Grafschaften ein furchtbarer Aufstand ausbrach. Denn auf zu rohem Wege war die Reformation in England eingebrochen; elf Zwölftheile der Nation hingen noch am alten Glauben. Der Drang des Augenblicks rief damals die Anstellung von Lord-Lieutenants in den Grafschaften hervor, welche den Aufstand überlebt haben bis auf diesen Tag. Ihre Bestimmung war Truppen auszuheben und gegen die Empörer zu führen. Entsetzliche Hinrichtungen erfolgten in mehreren Grafschaften, aber die Unterdrückung der gefährlichsten Empörung gelang am Ende nicht dem Protektor, sondern dem Grafen Warwick. Dieser trat dem Protektor von nun an furchtbar gegenüber und hatte um so leichter Spiel, als Frankreich durch die Gährungen in England sich zu einer Kriegserklärung bestimmen ließ (August 1349). Auch von dieser neuen Verlegenheit trug Sommerset die Schuld. Er hatte seinem Könige und England die schönste Aussicht für die Zukunft zu bereiten gedacht, indem er eine Vermählung seines unmündigen Eduards mit der jungen ebenfalls unmündigen Königin von Schottland vermittelte, welche keine andere als Maria Stuart war. Allein der Widerwille der Schotten und die unbändige Hast, womit der Protektor die Sache betrieb, bewirkten gerade das Gegentheil seiner Absicht, einen Krieg mit Schottland und die Vermählung der jungen Königin nach Frankreich. Hier herrschte nicht mehr Franz I. Der war, seiner Einbildung getreu, er müsse in demselben Jahre mit Heinrich VIII. sterben, auch wirklich zwei Monate nach ihm verstorben. Sein Sohn Heinrich II. war

gefolgt, er gewann für seinen unmündigen Dauphin Franz zur Verlobten die junge reizende Schottin und mit ihr ein Königreich. Sommersets Sturz war die Folge von so vielem Meßlingen, kaum daß er sein Leben rettete. Als er ein paar Jahre darauf seine Wiederherstellung versuchte, fiel sein Kopf. Warwick trat an seine Stelle, und schloß Frieden mit Schottland und Frankreich (März 1550). Aber Boulogne fiel an Frankreich zurück.

Graf Warwick stieg zum Herzog von Northumberland; er beherrschte das Königreich ohne Nebenbuhler, was ihn quälte, war die Sorge um die Dauer seiner Macht. Denn die Gesundheit des jungen Königs erlitt durch Masern und Blattern eine plötzliche Erschütterung. Kein Zweifel, daß die Lunge angegriffen war. Welches Schicksal harrte Northumberlands, des eifrigen Fortsetzers der Reformation, wenn Maria Königin ward, sie, die eine dreifache Unbill, die Leiden ihrer Mutter, ihre eigenen und die ihrer Glaubensgenossen zu rächen hatte! Northumberland fand ein Gegenmittel. Die Parlamentsbeschlüsse, welche Marien und Elisabeth wegen ihrer Geburt ausschlossen, waren noch nicht aufgehoben. Denn bei der 1543 geschehenen Herstellung Mariens in ihrem Thronfolgerechte hatte man ihre Geburt lieber gar nicht berührt. Ward nun alles Gewicht auf die Statuten der Ausschließung gelegt, so konnte ihnen gegenüber selbst die im väterlichen Testament geschehene Herstellung der Prinzessinnen als ungenügend erscheinen, denn dem verstorbenen Könige war freilich das Recht verliehen sich seinen nächsten Nachfolger zu ernennen, keineswegs aber die ganze Nachfolgeordnung festzusetzen. Seltsam aber mußte es erscheinen, daß doch von der anderen Seite so viel auf den Umstand gegeben ward, daß in jenem Testament die Linie der jüngeren Schwester des Königs Heinrich, Maria, ein Vorzugsrecht vor der älteren Linie, wie schon gedacht, erhält. Denn auf diesem Vorzugsrechte baute freilich Northumberland seinen ganzen Plan. Maria hatte als Herzogin von Suffolk 2 Töchter geboren,

Die ältere Frances heirathete Henry Grey, der zum Herzog von Suffolk erhoben ward. Aus dieser Ehe entsprang als älteste Tochter Johanna Grey. Diese ersah Northumberland zur Gemahlin für seinen Sohn Lord Guilford Dudley und zur künftigen Königin. Ein blutjunges Paar, beide kaum 17jährig. Warum durfte auch am Ende Eduard nicht thun, was sein Vater that? Er hob die Thronfolgeordnung auf, welche Heinrichs VIII. Testament festgestellt hatte, und erklärte die Schwiegertochter Northumberlands zur Thronfolgerin in England (Juni 1553). Der junge König starb bald darauf (6. Juli) 15jährig an der Schwindsucht, ehe noch das Parlament die von ihm genehmigte Thronfolge bestätigen konnte.

Unter Eduard ward Niemand um seiner Religion willen hingerichtet, wiewohl man Strafen verhängte und selbst Prinzessin Maria am Ende ihren Beichtiger missen mußte. Gegen Elisabeth zeigte Eduard eine zärtliche Anhänglichkeit, gab aber dennoch seinen Willen dazu, daß die Krone auch an ihr vorübergehe.

Maria, 1553 — 1558.

Als Northumberland den Tod des jungen wohlwollenden Königs unabwendbar vor Augen sah, war seine Absicht sich Lady Mariens zu bemächtigen. Sie empfing einen königlichen Befehl unverzüglich an den Hof zu kommen. Wirklich verließ sie die Einsamkeit ihres Schlosses Kenninghal in der Grafschaft Norfolk; allein unterwegs erhielt sie einen Wink über die wahre Lage der Dinge und kehrte sogleich um. Drei Tage verbarg der Herzog Eduards Tod, aber keine 24 Stunden verflossen, so war Maria schon davon unterrichtet. Am 10. Juli ward des Königs Ableben verkündigt und Johanna Grey als Königin ausgerufen. Sie hatte sich in ihre hohe Bestimmung gefunden, obgleich der erste Antrag

der Krone sie bis zur Ohnmacht überraschte. Den Tag darauf schrieb Maria an den geheimen Rath, verwies ihm, daß er ihr den Tod ihres Bruders nicht angezeigt, und verlangte ihre Proklamirung als Königin. Der Rath ermahnte sie dagegen zur Unterwerfung unter ihre rechtmäßige Königin. Bald aber vernahm er, daß Maria keineswegs so verlassen sey, wie man gewähnt. Die Grafen von Bath und Sussex waren die Ersten, welche für sie zu den Waffen riefen. Es war ein Moment der allgemeinen Spannung, nicht für England nur, für Europa. Nicht bloß ein Kampf um die Krone, auch ein Kampf um die Kirche wollte sich entzünden. Der Kaiser vernahm mit Erstaunen die Entschlossenheit seiner Muhme, die als Kind seine Verlobte gewesen, und gab ihr Beifall. Frankreich stellte sich ermuthigend auf Johannens Seite. Northumberland zog selbst aus an der Spitze seiner längst um die Hauptstadt vorsorglich zusammengezogenen Heeresmacht, um gegen den Landadel zu kämpfen, der für Marien waffnete. Aber man bemerkte seine Niedergeschlagenheit, als er durch die Stadt ritt; er ließ gefährliche Feinde hinter sich, besonders im geheimen Rathe. „Das Volk drängt sich herbei uns zu sehen", sprach er, „aber Niemand ruft: Gott geleit' euch". Unterwegs vernahm er, der Feind zähle 30,000 Mann und es sey ein Preis auf seinen Kopf gesetzt. Es wäre nicht das erste Mal gewesen, daß 10,000 Mann geübter Truppen die dreifache Zahl von zusammengerafften Mannschaften geschlagen und vernichtet hätten, allein dem Herzog entsank das Vertrauen, wie er näher kam, er zog rückwärts und alsbald entwich man von seinen Fahnen und der geheime Rath rief Marien als Königin aus. Johanna hatte 9 Tage Königin geheißen, wider ihren Willen zu diesem Werke des strafbaren Ehrgeizes berufen, als man die schöne und edle vom Throne stieß. Am letzten Tage des Monats hielten beide Töchter Heinrichs VIII., Maria und Elisabeth ihren feindlichen Einzug zu Pferde in London. Man konnte keine ungleichartigeren Erscheinungen sehen, als diese beiden

durch das Blut weit mehr getrennten als befreundeten Prinzessinnen: hier die 38jährige Maria, die von frühem Kummer verzehrte herbe Jungfrau, ohne irgend eine der Stattlichkeiten ihrer fürstlichen Aeltern, blaß und mager mit dunkeln, zum Erschrecken stechenden Augen, und neben ihr Elisabeth, halb so alt als die Halbschwester, mehr einnehmend zwar als schön, aber groß und wohlgebaut; ihre etwas dunkle Gesichtsfarbe hob den Glanz ihrer schönen blauen Augen und zu dem Allen, schreibt der venetianische Gesandte, eine schöne Hand, die sich geschickt zu zeigen verstand.

Northumberland und einige seiner Genossen büßten ihr Unternehmen mit dem Tode; auch das junge Königspaar ward verurtheilt, doch schien die Hinrichtung dieser verführten beiden Siebzehnjährigen fast zu grausam. Dagegen ward Bischof Gardiner aus dem Tower befreit, worin er wegen seiner Anhänglichkeit an die alte Kirche lange gesessen, und nahm seinen Platz im Rathe, bald empfing er als Kanzler die Siegel. Mariens thätige Anhänger wurden belohnt, unter ihnen der Graf von Sussex sonderbarer Weise mit dem Vorrechte, sein Baret, seine Haube oder Nachtmütze, oder wenn er wolle, auch deren zwei, selbst in Gegenwart des Königs aufzusetzen. Die schlechte Münze ward durch bessere ersetzt.

Königin Maria fing an sich in bunte Farben zu kleiden und verschwieg nicht, daß sie sich zu verheirathen gedenke. Während nun der Rath mehrere Fürsten in Vorschlag brachte, schrieb der Kaiser, wenn es ihm seine Jahre erlaubten, würde er selber nach der Ehre ihrer Hand streben, brachte seinen Sohn Don Philipp in Vorschlag. Diesem Plane waren Viele entgegen, selbst von der katholischen Partei, auch der Kanzler Gardiner, dem bei allem seinem Kircheneifer Englands Wohl wahrhaft am Herzen lag. Der Schrecken der Protestanten aber war groß, als man vernahm, Maria habe ihren Entschluß gefaßt, diesen Prinzen zu ehelichen, der nebenbei 12 Jahre jünger als sie war.

Die kirchlichen Dinge schlugen sogleich einen anderen

Weg ein, allein zu Anfang in ziemlich glimpflicher Weise. Beiden Theilen ward ihre Freiheit vergönnt; indeß hielt Elisabeth es rathsam, mit ihrer Schwester die Messe zu besuchen. Als aber Erzbischof Cranmer sich zu einer muthigen Erklärung gegen die Messe aufraffte, sperrte man ihn in den Tower. Denn er war als der Stifter der Ehescheidung Marien vor Allen verhaßt, und da er sich allen dogmatischen Launen Heinrichs VIII. knechtisch gefügt hatte, so deckte ihn auch das Schild einer gewissenhaft behaupteten Ueberzeugung nicht.

Die Stimmung in England war im Ganzen diese. Man war in die neuen Lehren ohne Prüfung hineingerathen auf Königsbefehl, großen Theils ohne inneren Drang, Viele wider Willen. Wenige waren durch eigenes Nachdenken so sehr darin zu Hause, daß sie sich ihrer nicht leichten Kaufes hätten entschlagen mögen. Allein die Erlösung von der päpstlichen Gerichtsbarkeit seit nun 30 Jahren sagte dem angeborenen Sinne der Engländer für ein geschlossenes Staatswesen durchweg zu, und zweitens, von der Rückgabe der Kirchengüter, wovon ein so großer Theil in Privathände gekommen und schon durch viele Hände gegangen war, wollte Niemand etwas wissen. Die Räthe der Königin verbargen sich nicht, was diese Stimmung ihnen erlaube und ihnen verbiete. Besonders das Unterhaus war gegen den Papst, und Maria hielt den Schriftenwechsel sorgsam geheim, in welchen sie mit Rom getreten.

Das Parlament stellte vor allen Dingen die Ehe Heinrichs VIII. mit Katharinen wieder her, gab dann seinen Willen dazu, daß der Kelch den Laien entzogen, daß der Cölibat der Geistlichkeit wieder eingeführt ward.

Da eine Empörung ausbrach, an welcher der Herzog von Suffolk Theil nahm, so wurde jetzt Johanna Grey mit ihrem schwachen Gemahl hingerichtet (Febr. 1554). Johanna hatte keinen Theil am Aufstande, allein der Kaiser hatte schon vorhin ihre Hinrichtung um der Sicherheit Mariens willen dringend angerathen. Johanna starb stand=

haft und dem protestantischen Glauben getreu. Die alten Sprachen waren ihr so geläufig, daß sie in einem griechischen Briefe von ihrer Schwester Abschied nahm, vermuthlich um ihn fremder Kenntniß zu entziehen. In ihr Tagebuch schrieb sie: „Wenn mein Fehler Strafe verdiente, so dürften mich meine Jugend und Unerfahrenheit mindestens entschuldigen. Gott und die Nachwelt werden mir günstig seyn". Und dieser Wunsch ist in reichem Maße in Erfüllung gegangen. Die Nachwelt hat Johannen sogar ihre Vorliebe zugewendet. Elisabeth stand im Verdacht geheimer Theilnahme an den letzten Unruhen, sie ward verhaftet, in den Tower gebracht; sie sah dem Schicksal ihrer Mutter entgegen, als die Verwendung ihres Schwagers ihr Leben und Freiheit, freilich unter Aufsicht, gab.

Es war Graf Egmont, der im Namen des Infanten in London den Antrag machte. Das Parlament willigte in die Ehe mit Don Philipp; doch soll er keine Regierungsrechte für sich ansprechen, auch nach Mariens Tode nicht. Bald darauf zog Philipp in London ein als König von Neapel und Herzog von Mailand. Zu Beidem erhob ihn der Kaiser durch die Abtretung seiner Regierungsrechte, damit er der würdige Gemahl einer regierenden Königin werde. Die Heirath ward am 24. Juli 1554 vollzogen.

Nicht lange nach dieser Verbindung wagte Maria den entscheidenden Schritt. Die Kirche ward feierlich wieder mit dem päpstlichen Stuhle vereinigt; es geschah das auf Antrag beider Häuser des Parlaments. Diese Maßregel war Vielen im Lande nicht erwünscht, allein da gleichzeitig die Kirchengüter ausdrücklich und mit Gestattung des Papstes ihrem Schicksale überlassen wurden, eine Sache, die das Vermögen von Tausenden betraf, so ging sie bei den Lords ohne Widerspruch durch. Das Unterhaus mochte damals etwa 320 oder 330 Mitglieder zählen; es erhoben sich nur 2 Stimmen dagegen, die auch bald verstummten. Es hieß in dem Parlamentsbeschlusse: „Man gedenke mit Reue und Leidwesen des Abfalles". In feierlicher Sitzung beider Häu-

ser und in Gegenwart des Königspaares löste nun der päpstliche Legat Kardinal Pole das Königreich England von dem Fluche der Ketzerei. Den Schluß machte ein Te Deum in der Palastkapelle.

Um dieselbe Zeit wähnte Maria sich schwanger und das Parlament ersuchte ihren Gemahl, falls der Königin ein Unglück widerführe, die Regierung des Landes so lange zu übernehmen, bis die Prinzessin, wenn eine solche geboren, das 15., oder ein Prinz das 18. Jahr vollendet habe. Da die Regierung nicht im eigenen Namen Philipps geführt werden sollte, so stand das mit dem früheren Beschlusse in keinem entschiedenen Widerspruche.

Mit dem Jahre 1555 begannen nun die Scheiterhaufen für Opfer wahnsinniger Religionsverfolgung zu flammen. Die edle Standhaftigkeit vieler Einzelnen bewährte hier, daß es doch höhere Ziele als das der Kirchengüter gegolten habe. Gardiner war Vorsitzer des Ketzergerichts von 13 Bischöfen und einer Anzahl von Lords und Rittern. Roh und unmenschlich trat hier Gardiner auf, stempelte zum todeswürdigen Verbrechen Gebete gegen den Papst, die er selber zur Zeit seines Bedruckes in der Kirche gesprochen hatte. Aber die Geschichte ist ihm die Anerkennung schuldig, daß er nur kurze Zeit in diesem traurigen Amte blieb. Auch ließen von den nur 14 damals im Amte stehenden Bischöfen Englands nicht mehr als 5 solche Greuel in ihren Sprengeln zu, und Gardiners Sprengel war nicht unter den fünfen. Sein Nachfolger aber ward der grausame Bischof von London, Bonner. Jetzt ward der kühne Redner Latimer verbrannt mit mehreren entsetzten Bischöfen, und Erzbischof Cranmer büßte vielfache Schwächen des Ehrgeizes und die mancherlei zur vermeintlichen Ehre Gottes angewandten schlechten Mittel mit einem Tode, welchem doch zu viel Wankelmuth voranging, als daß man ihn eines Reformators würdig nennen dürfte. Erst als alle Hoffnung der Begnadigung vorüber war, kehrte sein besseres Selbst zurück, er strafte seine Hand, die, so sagen die Katholischen,

6 Widerrufe unterzeichnet hatte, indem er sie freiwillig zuerst den Flammen opferte, und bekannte seine innere Ueberzeugung laut. Sein Nachfolger war der Kardinal Reginald Pole, aus dem Blute der Plantagenets; denn seine Mutter war Margaretha, Gräfin von Salesbury, die Schwester jenes unglücklichen verwahrlosten Grafen Warwick, welchen der siebente Heinrich enthaupten ließ. Pole hatte allen Lockungen Heinrichs VIII., ihn zu seinem Supremat hinüberzuziehen, standhaft widerstanden, er verbannte sich lieber aus seinem Vaterlande, und die eines Nero würdige Rache, welche Heinrich übte, indem er seine schuldlosen Angehörigen und selbst Pole's Mutter im Greisenalter hinrichten ließ, brach seinen stolzen Geist nicht. Die Feuertode ließ Pole geschehen, ohne sie zu billigen. Binnen 4 Jahren wurden 290 Menschen verbrannt, meistens aus den niederen Ständen, darunter viele Weiber, auch schwangere, und mehr als 40 Kinder.

Inzwischen fuhr die Königin lange fort sich mit dem Glauben an ihre Hoffnungen zu täuschen. Sie hielt für Schwangerschaft was Wassersucht war. Endlich schmerzlich enttäuscht, entließ sie ungern ihren Gemahl, den sein Vater zu sich berief, um aus Unlust an den weltlichen Dingen, deren Uebermaß er gekostet, ihm alle seine Erbkronen zu übergeben (1555). In seiner Abwesenheit gab sie mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit den Antheil der Krone an den Kirchengütern zurück, stellte auch einige Klöster her.

Philipp kam noch einmal nach England (1557), er, jetzt der mächtigste Monarch der Christenheit, Herr von Spanien, beiden Sicilien, Mailand, den Niederlanden und dem neuen Welttheile. Er kam, um seine Gemahlin zu bewegen, an seinem Kriege gegen Frankreich Theil zu nehmen, und erreichte seinen Zweck. Der Vorwand der Kriegserklärung war, daß Frankreich die Empörungen in England unterstützt habe. Bei St. Quentin haben Engländrr den Sieg erfochten. Allein im Verlaufe des Krieges ging Calais, der Rest so vieler Großthaten, nach einer Belagerung von 8 Ta=

gen an Frankreich verloren (Januar 1558). Diese Einbuße war vielleicht eher ein Glück für England zu nennen, weil sie falsche Vergrößerungsplane zu Grabe trug. Gleichwohl bildet Mariens Schmerz über dieses schimpfliche Ereigniß den einzigen schönen Zug ihrer Regierung. Die Königin sagte auf ihrem Sterbelager: „Wenn ihr meine Brust öffnet, werdet ihr den Namen Calais in mein Herz gegraben finden". Sie starb am 17. November 1558. Den Tag darauf starb ihr Verwandter, der Kardinal Reginald Pole und mit ihm eine der ersten Größen der katholischen Kirche.

Elisabeth, 1558—1603.

Aus einer verstoßenen, in halber Gefangenschaft schmachtenden Prinzessin, die ihren Trost in gelehrten Studien sucht, ward nun plötzlich eine mächtige Königin in der Jugendkraft von 25 Jahren. Die Anerkennung Elisabeth's fand nicht die geringste Schwierigkeit. Sie selbst fügte sich, wie sie sagte, dem Willen Gottes, indem sie eine Last übernahm, nach welcher ihr Herz längst Verlangen trug. Elisabeth verdankte dem Protestantismus ihre Geburt zur Krone; hätte noch Jemand über die Richtung ungewiß seyn können, welche sie in Bezug auf die ersten Fragen des Tages einschlagen würde, so mußte aller Zweifel schwinden, als sie den Nikolaus Bacon zum Siegelbewahrer und den Cecil zum Staatssekretär berief, beides Männer von bekannten protestantischen Grundsätzen. Von der anderen Seite geschah ebenfalls nur, was sich erwarten ließ, als Maria Stuart, Königin von Schottland und französische Dauphine, die Titel und Wappen einer Königin von England und Irland annahm. Denn wenn die jüngst verstorbene Tochter Heinrichs VIII. sein eheliches Kind gewesen war, so konnte in den Augen der katholischen Kabi-

nette die noch lebende Tochter nichts Anderes als sein Bastard seyn, und Maria von Schottland war kraft ihrer Abstammung von der ältesten Schwester Heinrichs VIII. zu der Krone, welche sich Elisabeth anmaßte, durch Erbrecht berufen. Solch ein Anspruch war in keinem Falle zu vernachlässigen, jetzt trieb der Kriegszustand, in welchem Frankreich und Schottland sich mit England befanden, ihn nur feindseliger hervor. Ebenfalls that der 80jährige Papst Paul IV. nur, was seines Amtes war, als er öffentlich verkündigte, er allein habe zu entscheiden, welcher von beiden Königinnen die streitige Krone zukomme.

Aber auch Elisabeth war in ihrem Rechte, als sie vor allen Dingen den Boden wieder zu gewinnen trachtete, auf welchem ihr Recht allein Wurzel schlagen konnte, den Ketzergerichten sogleich ein Ende machte, alle wegen der Religion Gefangenen entließ, das Lesen biblischer Schriften wieder frei gab. In ihrem engsten Vertrauen stand allein Sir William Cecil, der später zum Lord Burleigh stieg; er war schon unter Eduard Staatssekretär gewesen. „Klug seyn heißt Geduld anwenden", war sein Wahlspruch. Auf seinen Rath machte die Königin hier einstweilen Halt, und sparte die eigentliche Reform bis zur Versammlung des Parlaments auf. Allein der Argwohn der Prälaten war schon wach geworden. Von 26 Bischofssitzen waren damals nur 15 besetzt; und alle 15 Bischöfe weigerten sich, die Krönung vorzunehmen. Mit Mühe gelang es einen unter ihnen zu gewinnen und auf diese Weise vollbrachte sich die Krönung (14. Jan. 1559). Wenige Tage darauf trat das Parlament zusammen und die große Mehrzahl beider Häuser legte Gesinnungen an den Tag, wie sie die Krone ergebener nicht wünschen konnte. Um darin sicher zu gehen, hatte man aber auch mehrere protestantische Peers ernannt, hatte den alten Mißbrauch erneuert und wegen der Wahlen in die Grafschaften geschrieben, wo dann die Sheriffs häufig sich selbst zu Mitgliedern des Unterhauses ernannten, gewöhnlich aber

die von der Regierung bezeichneten Personen, ohne nach den Wahlrechten der Gemeinden zu fragen. So geschah es, daß das Thronfolgerecht der Königin anerkannt ward, mit Uebergehung jeder unbequemen Erörterung, und was auch die Bischöfe mitsammt der geistlichen Konvokation und den Orfordern protestirend und disputirend dagegen thaten, die königliche Kirchengewalt ward ganz auf den Fuß Heinrichs VIII. zurückgebracht, keineswegs bloß durch Verneinung der päpstlichen Einmischung, sondern positiv als das Recht unumschränkter Herrschaft über Kirchenverfassung und Dogma, und der Suprematseid ward in alle Welt wieder hergestellt. Elisabeth war so weit entfernt von der Machtvollkommenheit ihres Vaters auch nur das Geringste aufzugeben, daß sie vielmehr die gewagte Behauptung hinzufügte, es sey das nur eine Wiederherstellung der Gerechtsame, welche von Alters her der Krone zugestanden. Um so vortheilhafter aber unterschied sie sich von dem Tyrannen durch die weise Mäßigung, mit welcher sie ihre Macht in Anwendung brachte. Denn sie ließ die Liturgie ihres Bruders Eduard nicht früher wieder eintreten, als bis einige unnütze Kränkungen der Katholischen und manche dogmatische Spitzfindigkeiten, über welche man im protestantischen Deutschland sich zankte, daraus entfernt waren, ließ der geistlichen Konvokation und selbst dem Parlament über Ketzereien freies Urtheil, wenn gleich die Entscheidung allein auf ihr beruhte, entfernte ohne Härte die Prälaten von ihren Würden, welche den Suprematseid weigerten, und setzte nur den einzigen Bischof Bonner gefangen. Die Frage wegen des Cölibats entschied sie durch die That, indem sie einen würdigen Theologen, der ihrer Mutter Kapellan gewesen und verheirathet war, zum Erzbischof von Canterbury bestellte. An sich selbst wäre sie dem Cölibat geneigter gewesen; aber ausbleiben durfte die Entscheidung nicht, es galt die Erbrechte der Kinder der Geistlichen.

In Absicht ihrer eigenen Verheirathung trat sie den Wünschen des Unterhauses herrisch entgegen. Zwar daß sie

König Philipps rasch dargebotene Hand verschmähte, ja durch eben so rasche Schritte zum Protestantismus diese Verbindung unmöglich machte, konnte die Gemeinen nur erfreuen; jetzt aber baten sie so demüthig als dringend durch eine Deputation, ihren Sprecher an der Spitze, daß die Königin die Erbfolge durch eine Heirath sichern möge. Elisabeth aber wies die Einmischung des Hauses nicht allein entschieden ab, sondern ließ auch Ausdrücke einfließen, welche für die Rechte der Gemeinen überhaupt verletzend waren. An ihnen, sprach sie, sey es zu bitten, nicht vorzuschreiben, zu gehorchen, nicht zu binden. Heirathe sie, so geschehe es um des Volkes willen; sie ihres Theils sey zufrieden, wenn man auf ihr Grab setze, sie habe regiert und sey gestorben als eine jungfräuliche Königin. Es war das eine von den vielen Aehnlichkeiten, die sie mit ihrem Großvater hatte. Gleichwie er hartnäckig darauf bestand, ein Lancaster zu seyn, da er doch ein Tudor war, so Elisabeth auf ihrer Jungfräulichkeit, und das noch zu einer Zeit, da alle Welt von ihren Liebhabern erzählte und die Katholischen sogar von ihren Kindern zischelten.

Im Uebrigen schloß die Königin mit Frankreich Frieden zu Chateau Cambresis (2. April). Es schmerzte die Nation, daß Calais in französischen Händen blieb, wenn gleich im Vertrage nur von einer Abtretung auf 8 Jahre die Rede war. Daß die Unterhandlungen sich auch auf Schottland ausdehnten, lag in der Natur der Verhältnisse, und als Maria Stuart durch den plötzlichen Tod ihres Schwiegervaters (10. Juli) auch Gemahlin des Königs von Frankreich ward, stellte sich das Bedürfniß eines friedlichen Abkommens noch dringender dar. Maria Stuart hielt jetzt Hof in Frankreich, während ihre Mutter, eine französische Prinzessin, Schwester der Guisen, die Regentschaft in Schottland führte. So herrschten die Guisen in beiden Königreichen, denn Franz II. that nichts ohne den Rath des Herzogs von Guise und seines Bruders, des Kardinals von Lothringen; als ein neuer plötzlicher Todesfall das Alles

veränderte. Franz, von je her unkräftig und kränklich, starb an einem Geschwür am Ohre (5. Mai 1560), und die junge 18jährige Wittwe weigerte sich, einen Frieden zu ratificiren, welcher ihr den Titel einer Königin von England und Irland nahm. Maria Stuart kehrte nach Schottland zurück (1561), ihre Sehnsucht aber blieb in Frankreich.

Vor Schottland war die große Bewegung in der Kirche keineswegs vorübergegangen, allein sie fand hier einen ganz anderen Boden als in England und erfuhr eine ganz verschiedenartige Entwickelung. In England ist es ein ruchloser Fürst, welcher ihr Panier erhebt, die starken Charaktere, ein More, Fisher, Pole stehen auf der Seite der alten Kirche, kämpfen für Kirchenfreiheit gegen weltliche Tyrannei, die schmiegsamen an der Seite der neuen. Ganz anders in Schottland.

Hier war durch gelehrte Bildung der Boden weit weniger gelichtet als in England, auch der Staat weit weniger vorgeschritten. Land und Volk zerfielen noch in zwei ungleichartige, selbst in der Sprache geschiedene Hälften. Im Norden der Grampianberge machten die so genannten Hochlande ungefähr so viele Staaten aus, als sich Stämme oder Clans darin befanden. Dem Stammhaupte ganz zu eigen seyn, galt hier noch immer für Freude. Viele Stammgenossen nannten sich nach ihm, alle trugen seine Farben in den Würfeln ihres Kilt, das die nackten Schenkel mehr umgab als bedeckte, ihre Lehen trugen sie gewöhnlich von ihm, er war ihr Häuptling im Kriege, ihr Gerichtsherr, die Richtschnur ihres politischen und kirchlichen Glaubens. Durchweg sah man hier eine jagende, weidende, waffenschmiedende, wenig ackernde Bevölkerung, im steten Wechsel der Grundstücke bald hier bald dort im Gebiete des Clans zu Hause, aller Orten aber kriegslustig und der Arbeit Verächter. Im Süden der Grampianberge liegt das Niederland, welches im Hochlande die „Fremde" hieß. Hier fand von Alters her mehr Einfluß von England Statt und

manchmal Abhängigkeit. Ueberall aber ein roher gern kriegerisch abenteuernder Adel, das Volk arm ohne Gewerbfleiß und Handel, die Geistlichkeit in hohem Grade unwissend, träge, dabei sittenlos. Im 15. Jahrhundert wurden 3 Universitäten, zu St. Andrews, Glasgow und Aberdeen gegründet, zunächst für die Pflege der Theologie, allein es ist gewiß, daß man erst seit 1534 Griechisch zu lehren anfing. Nun ist es höchst merkwürdig, wie die Kritik, welche noch nie nach Schottland gekommen war, hier schnell Boden gewann. Die Schotten galten von je her für hitzköpfig und scharf im Disputiren. Die wenigen, welche sich auf die neue Lehre warfen, hielten sie um so fester. Schon im Jahre 1528 fiel ihr ein junger Edelmann Hamilton zum Opfer; der Klerus ließ ihn verbrennen. Da dieser nur solche Waffen kannte, in seiner unwürdigen Sittenlosigkeit sich brüstend, verfolgte man ihn mit Satiren, er aber ließ zur Vergeltung jährlich einen Ketzer verbrennen. Da verließ der gelehrte und geistvolle Buchanan sein Vaterland, wo ihn der König selber (Jakob V., bei dessen natürlichem Sohne Murray er Lehrer war) nicht gegen den Zorn der Mönche schützen konnte, welche er durch eine Satire gereizt hatte. Denn das Königthum der Schotten lag in Ohnmacht da, es durfte der Gesetzgebung gegenüber nicht Nein sagen. Fast das Einzige, was der König verfassungsmäßig vermochte, geschah durch seinen Einfluß auf die Versammlung der sogenannten Lords der Artikel, durch welche Alles vorberathen und entworfen werden mußte, was nachher an das Parlament kam. Dieses, aus drei Ständen, Prälaten, Adel und Städten nebst einigen Flecken bestehend, tagte in der Regel in ungetheilter Versammlung und ward immer abhängiger von jenem leitenden Ausschusse, zu welchem gewöhnlich der Adel 8 geistliche Parlamentsglieder, die Geistlichkeit eben so viele adlige wählte. Beide privilegirte Stände wählten dann gemeinsam 8 bürgerliche Abgeordnete hinzu, und ebenfalls 8 Mitglieder ernannte der König. Jakob V. warf sich aus Haß gegen seinen meuterischen Adel lieber der

Geistlichkeit in die Arme, deren Sittenlosigkeit er sonst mißbilligte, und widerstand allen Ermahnungen seines Mutterbruders Heinrichs VIII. es ihm im Kirchenwesen nachzuthun. Maria Stuart war 8 Tage alt, als ihr Vater 1542 aus Kummer über eine durch England erlittene schimpfliche Niederlage starb.

Nach Jakobs Tode trachtete Heinrich VIII. nach der Regentschaft während der Unmündigkeit der Enkelin seiner Schwester. Der Schotten Antwort war: das sey rein unmöglich; kein kleiner Junge in Schottland, der nicht mit Steinen dagegen werfen würde, die Weiber würden mit dem Rocken drein schlagen, der gemeine Mann lieber sterben, auch die ganze Geistlichkeit sey dagegen, nicht minder viele vom Adel. So stritten sich denn zwei Parteien um das Regiment, die katholische, auf Frankreich gestützt, vertreten von der verwittweten Königin Maria und dem Kardinal Bethune, und die protestantische, von England angefeuert, an ihrer Spitze der Graf Hamilton von Arran. Letzterer trug die Regentschaft davon; denn der größte Theil des Adels stand zu ihm. Damals erlaubte ein Parlamentsbeschluß Jedermann die Bibel in der englischen Uebersetzung zu lesen. Allein man befand sich noch fern vom Ziele. Denn Arran ließ sich durch den Kardinal bethören, schwur seine ketzerischen Irrthümer ab, und nur kurze Zeit verlief, als auch Bethune wieder einen Ketzer verbrennen ließ, den Wishart, der von einer unzähligen Menge begleitet durch das Land zu ziehen pflegte, die neue Lehre predigend. Kaum war aber das geschehen, als einige Edelleute sich verschworen, den Kardinal Nachts in seinem Schlosse St. Andrews überfielen und ihn in seinem Schlafgemache ermordeten (Mai 1516). Sein Leichnam ward hoch am Fensterbalken aufgehängt. Es war ein staatskluger, aber allen Lüsten ergebener Mann.

Bei diesem Anlasse trat zuerst der Mann hervor, welcher hauptsächlich Ursache ist, daß Schottland protestantisch geworden ist. John Knox, von bürgerlichen Aeltern in

Schottland geboren, war damals ein Mann von 40 Jahren. Er hatte mit Buchanan und dem Märtyrer Hamilton Theologie in St. Andrews unter einem frei denkenden Lehrer Major studirt, Wishart war sein Freund. Als er den Tod des Kardinals erfuhr, lobte er die „gottselige That" und suchte aus allen Kräften den Mördern in der Verfolgung, welche über sie erging, beizustehen. Er bestand mit ihnen die Belagerung von St. Andrews durch den Regenten als ihr Prediger und Seelsorger, ward mit ihnen gefangen nach Frankreich geschleppt, als das Schloß durch eine französische Hülfsmacht gefallen war, und lag 2 Jahre lang in Eisen dort auf der Galeere. Zu dieser Zeit hing Knox noch im Wesentlichen an der Einrichtung der anglikanischen Kirche, wie sie durch Heinrich VIII. und seinen Sohn erwuchs, aber ein mehrmaliger Aufenthalt in Genf entschied ihn für eine ganz andere Richtung. Hier trat er in ein genaues Verhältniß mit dem außerordentlichen Manne, welchen die Welt als Johann Calvin kennt und halb willig, halb unwillig bewundert. Calvin konstituirte in Genf die Kirche, die Universität, den Staat nach seinen Satzungen, welchen er, mit ungeheurer Wissens- und Willenskraft ausgerüstet, alle widerstrebenden Meinungen unterwarf. Unerbittlich gegen sich selber, scheute er sich nicht gegen die Lehren, die sein Glaube ketzerisch hieß, mit Richtbeil und Scheiterhaufen aufzutreten. In ihm war das Musterbild für Knox gefunden. Dieser kehrte nach Schottland zurück mit calvinistischer Verachtung gegen alle weltlichen Freuden, und die Episkopalkirche Englands galt ihm den papistischen Greueln gleich; er begehrte eine republikanische Kirchenverfassung, durch Aelteste verwaltet. Die verwittwete Königin hatte damals dem schwachen Grafen Arran die Regentschaft entwunden und eine Weile schmeichelte sie den Protestanten. Allein die Schwester der Guisen konnte nicht für lange in dieser Richtung verharren. Sie befahl 1558, bis auf nächste Ostern müsse Jedermann sich fügen die Messe zu hören. Allein das Jahr vorher hatte sich ein förm-

licher Bund der schottischen Protestanten gebildet; er nannte sich Covenant oder auch die Kongregation Christi und seine Gegner die Kongregration des Satans; man hatte sich gelobt Gut und Blut für das Evangelium zu wagen. Die Häupter der Kongregation riefen Knox aus Genf herbei und man griff zu den Waffen. Leider hält die kurzsichtige Leidenschaft der Menschen gerade in Religionssachen, in welchen sich die reinsten Gefühle bethätigen sollten, am ersten jedes Mittel zum Ziele für erlaubt. Die Regentin gab den Protestanten von Adel die förmliche Zusage, das gerichtliche Verfahren gegen ihre Prediger einstellen zu wollen, wenn der Adel die Waffen niederlege, seine Mannschaften entlasse. Kaum war das aber geschehen, als sie den Gerichten freien Lauf ließ. Jetzt predigte Knox seines Theils Gewalt. Ein Priester, der Messe lesen wollte, ward aus der Kirche von Perth getrieben und man zerschlug daselbst Altäre, Bilder, vernichtete die Reliquien. Die Zerstörungswuth, einmal entflammt, schonte am Ende selbst der Kirchengebäude nicht, die nur als Denkmale des alten Götzendienstes erschienen. Damals ging die hohe alte Kathedrale von Scone zu Grunde, wo man die Könige krönte und begrub, und die meisten Kirchen, groß und klein, wurden in den nächsten Jahren zerstört. Knox feuerte nur an mit seinen Lieblingsworten: „Man verscheucht die Eulen nicht besser, als wenn man ihre Nester anzündet". So war der Religionskrieg da und Knox beständig mit beim Heere, nicht als Streiter, aber als Tröster, Ermuthiger, Entflammer. Erst als er es billigte, sprach man Entsetzung gegen die Regentin aus (Herbst 1559). Wie man aber so weit kam? Zum Theil durch Englands Hülfe. Elisabeth wollte zwar nichts von Knoxens Lehren über Staat und Kirche wissen, nichts von der Demokratie seiner Presbyterien, auch war er ihr persönlich verhaßt, schon darum, weil er in seiner Schrift „Erster Trompetenstoß gegen das monströse Weiberregiment" nicht bloß ihre Schwester Maria die englische Jesabel geheißen, sondern die Regierung eines Weibes über=

haupt als gegen Natur und Offenbarung streitend geschildert hatte. Dennoch überwand sie sich und schickte, da Frankreich die Regentin unterstützte, endlich Truppen und Geld der Kongregation zu Hülfe. Dahin brachte es besonders Knox durch sein beständiges Andringen bei Cecil. Nichts desto weniger behauptete die Regentin durch die Unterstützung Frankreichs längere Zeit das Uebergewicht. Um so eifriger war der Adel dem Rathe Cecils zu folgen und durch Plünderung der reichen Abteien und Kirchen seinen Geldmangel zu ersetzen. Viele Aebte und Prälaten traten zum Protestantismus über, indem sie ihre Pfründen in ihr weltlich Eigenthum umwandelten. Die Krone ging dergestalt leer aus, nur der Adel gewann, die protestantische Geistlichkeit aber gerieth in die äußerste Dürftigkeit, für das Schulwesen geschah nichts; und so eifrig sich Knox um die Herstellung bemühte, in diesem Punkte blieb er machtlos, der Adel war nicht zu bewegen seine Beute herauszugeben.

Als die Regentin im Sommer 1560 starb, ward nun ein Glaubensbekenntniß der schottischen Kirche auf dem Grunde calvinistischer Ueberzeugungen angefertigt und zugleich in einem Disciplinbuche die Verfassung der Kirche bestimmt. Nach Calvins Katechismus wird der Religionsunterricht ertheilt. Die Geistlichen werden von den Gemeinden gewählt; weil man aber kaum die bedeutenderen Städte nothdürftig mit Pfarrern versehen kann, müssen an den meisten Orten Vorleser (readers) an ihre Stelle treten, die bei allmähligem Wachsthum ihrer Kenntnisse zu Ermahnern (exhorters) steigen. Um den Geistlichen an die Hand zu gehen, werden Kirchen-Aelteste angesetzt; dieselben aber dürfen auch, wenn der Geistliche nicht bei der reinen Lehre bleibt oder sonst nicht zusagt, bei der Gemeine auf seine Entsetzung antragen. Diakonen verwalten die Einkünfte der Kirche und sammeln Almosen. Das Reich wird in 10 Diöcesen getheilt, über welche die Prediger der bedeutendsten Städte als Superintendenten die Aufsicht führen; wenigstens in der ersten Zeit erträgt man dieses aristokratische

Element mit Geduld. An allen Kirchenversammlungen, groß und klein, nehmen die Aeltesten insgesammt oder eine Auswohl von ihnen, immer aber Laien neben den Geistlichen Theil. Die Generalversammlung, welche das ganze Königreich umfaßt, hat das Recht einer Kirchencensur, welche bis zur Bannstrafe steigen kann. Der Wiederaufnahme eines Gebannten muß eine Kirchenbuße vorangehen, welche darin besteht, daß der Gebannte mit einem Sacke angethan und barfuß an einem hohen Platze der Kirche während der ganzen Predigt stehen muß. Alle diese Einrichtungen erhielten die Genehmigung des Parlaments von Schottland und wurden so zur allgemeinverbindlichen Vorschrift.

So standen die Dinge zu der Zeit, da Maria Stuart als verwittwete Königin von Frankreich in ihr Geburtsland heimkehrte, von ihrem Bruder Murray hergeleitet. Knox verlangte, das Verbot der Messe solle unverzüglich auf die Königin ausgedehnt werden. Dem widersprachen aber Murray und andere Edelleute, setzten fest, es dürfe die Königin in ihrer Religionsübung nicht behindert werden, so lange sie die Landesreligion nicht gefährde, und Maria stellte eine beruhigende Versicherung aus. Gegen solche Lauheit aber predigte Knox, und man wäre gleich das erste Mal in die Schloßkapelle eingedrungen, hätte nicht Murray sich mit dem bloßen Schwerte in die Thüre gestellt. Da ließ Maria den unermüdlichen Eiferer vor sich kommen, warf ihm vor, daß er das Volk zum Ungehorsam und zu neuer Lehre verführe. „Gott hat mich berufen“, sprach Knox, „die Nichtigkeit der päpstlichen Religion und den Betrug und die Tyrannei des römischen Antichrists zu beweisen. In der Religion sind die Unterthanen Gott mehr Gehorsam schuldig als ihren oft ganz unwissenden Fürsten. Wäre dem nicht so, so hätten die Hebräer die Religion Pharao's, Daniel den Glauben Nebukadnezars, die ersten Christen den der ersten römischen Kaiser annehmen müssen.“ „Aber“, sprach die Königin, „sie erhoben doch nicht das Schwert gegen ihre Fürsten.“ „Gott hatte“, sprach Knox, „ihnen nicht die

Mittel dazu gegeben." — „Wenn also Unterthanen diese Macht haben", fragte Maria, „dürfen sie nach Eurer Meinung ihren Fürsten mit gewaffneter Hand widerstehen?" Er dagegen: „Allerdings, wenn Fürsten ihre Grenzen überschreiten. Binden nicht Kinder ihren Vater, wenn er im Wahnsinn sie tödten will? und soll der Gehorsam weiter gehen gegen Fürsten, welche die ihnen untergebenen Kinder Gottes morden wollen? Ihr blinder Eifer ist nur Wahnsinn. Ihnen also das Schwert entreißen, ihre Hände fesseln und sie in's Gefängniß werfen, bis sie zur Besinnung kommen, ist nicht Ungehorsam gegen die Obrigkeit, sondern der wahre Gehorsam, weil er mit dem Willen Gottes übereinstimmt". Hier entfärbte sich die Königin und blieb über eine Viertelstunde starr und sprachlos, nahm sich dann zusammen, sprach: sie wolle die römische Kirche schützen, die sie für die wahre Kirche Gottes halte. Der dagegen: „Euer Wille, Königin, ist kein Grund, und Eure Meinung macht die römische Hure nicht zur reinen unbefleckten Braut Christi". Als Maria in tiefer Niedergeschlagenheit noch einwandte, ihr Gewissen rede anders, rief er: „Das Gewissen verlangt Erkenntniß, von der wahren Erkenntniß aber habt ihr nicht mehr als die Juden, welche Christum kreuzigten".

Knoxens Reden drangen wie Schwerter ein und hallten durch ganz Schottland wieder. Als die Königin nach Edinburg kam, sie, durch die Huldigungen Frankreichs verwöhnt, wo vor ihrem Liebreize sich jeder männliche Wille beugte, sah sie ihren Glauben selbst bei den Feierlichkeiten des ihr gewidmeten Festmahls öffentlich verhöhnt, und der Magistrat machte den Beschluß seiner Aufmerksamkeiten mit einer Verordnung, worin er alle Ehebrecher, Hurer, Trunkenbolde, hartnäckige Papisten und ähnliche Unfläther, als Priester, Mönche, Nonnen rc. bei Karrenstrafe und Brandmark innerhalb 24 Stunden aus der Stadt verwies. Das aber war mehr, als Maria ertrug; sie verlangte und erhielt die Entsetzung des Magistrats und die Aufhebung der Verordnung. Im Innersten ergriffen, wie sie war, gedachte die

Königin ihren Sieg zu verfolgen, und ließ am Tage Allerheiligen ein öffentliches Hochamt halten. Knox aber predigte nun gegen die „schottische Jesabel“ und gegen die Edelleute, die sich protestantisch nennten und nichts desto weniger dem ketzerischen Greuel Vorschub thäten. Es kam zu der Zeit mit dem Kirchenvermögen endlich dahin, daß verordnet ward, zwei Dritttheile sollten in des Adels Händen bleiben, ein Drittel aber herausgegeben werden, um theils die Kroneinkünfte zu vermehren, theils für Geistliche und Schulen verwandt zu werden. Als auch das nur ungenügend zu Stande kam, sprach Knox: „Ich sehe zwei Theile des Kirchengutes dem Teufel übergeben und den dritten Theil zwischen Gott und dem Teufel getheilt“.

Mittlerweile war in Frankreich der Religionskrieg schon ausgebrochen und Königin Elisabeth unterstützte die Protestanten dort mit Geld und Truppen. Ihre Krone mußte nun einmal mit der neuen Lehre stehen oder fallen; dabei kannte sie ihr Volk gut genug, um zu wissen, daß die Nachricht, die beiden Häfen Havre de Grace und Dieppe wären den Ihren als Waffenplätze abgetreten, einen Freudentaumel erregen würde. Ganz anders mit der Königin von Schottland; sie war ihres Erbrechtes sicher, ihre Schotten mochten Papisten oder Presbyterianer seyn. Aber alle ihre jugendlichen Neigungen und die innigsten Bande der Blutsfreundschaft knüpften sie an die heitere Weise der alten Kirche; jene traurig blickenden Männer, welche die Frühlingsblätter des Lebens abstreiften und allein den grauen Stamm der Entäußerung übrig ließen, mißfielen ihr über die Maßen, hätten sie auch nicht die natürliche Ungeduld Mariens durch ihre täglichen Strafpredigten gegen den Hof gereizt. Unter diesen Umständen wuchs den Katholischen der Muth; so scharf verpönt es war, sie wagten einige Messen. Aber Knox ermahnte jetzt die Seinen selbst Hand anzulegen, die Götzendiener zu ergreifen. Mit verdoppelter Schärfe predigte er gegen die Königin, es half nichts, daß sie ihn unter Thränen beschwor, ihr doch lieber in Unterredungen mitzu-

theilen, was ihm an ihr mißfalle, er sagte von der Kanzel, er gehorche der Königin wie Paulus dem Nero.

Während dieser Stürme in Schottland lebte Elisabeth sonnige Tage, freute sich königlicher und fürstlicher Bewerber um ihre Hand, ohne Unterschied der Glaubensbekenntnisse. Manche dieser Verbindungen zeigte sich ihr von der lockenden Seite und selbst Cecil gab seinen klugen Willen dazu, immer aber, wenn es zur Entscheidung drängte, trat die Stolze zurück und fand sich allein in dem Gefühle ihrer ungeschmälerten Herrschergewalt wieder. Sie fühlte sich als König und Königin und wollte nichts davon aufgeben. Am leichtesten zwar hätte sie sich zu Gunsten eines Unterthans, des Dudley, Grafen von Leicester, entschieden, der ein Sohn des hingerichteten Herzogs von Northumberland war und dem sie längst mehr als billig eingeräumt hatte, hier aber widerstand ihr Cecil. So blieb sie ledig, immer aber mit dem Stachel im Gemüthe, daß die junge Königin von Schottland ihre Erbin seyn und durch eine Heirath ein Geschlecht von Königen gründen werde. Hätte sich nur mindestens auf die Wahl Mariens einwirken lassen, vor Allem daß sie sich für keinen Papisten entscheide! Sie ließ Marien wissen, welche sie ihre jüngere Schwester zu nennen pflegte, von der Wahl ihres Gatten werde ihr Erbrecht auf England abhängen, und schlug ihr sogar den Lord Dudley vor. „Mir einen englischen Unterthanen, und dazu den Mann, den sie selbst nicht entbehren kann?" — sprach Maria und entschied sich für ihren Vater, den Lord Darnley (29. Juli 1565). Diese Wahl konnte für staatsklug gelten, denn Darnley leitete sich wie Maria von jener Margaretha, Tochter des ersten Tudor her, und da er durch den Umstand, daß seine Aeltern aus Schottland verbannt wurden, in England geboren und in der bischöflichen Kirche erzogen war, so stand das neue Ehepaar in der öffentlichen Meinung der englischen Krone um so näher. Nur stieg Maria darum freilich nicht in der Neigung der Königin von England, und auch in der Liebe ihres eigenen Bruders

nicht. Elisabeth faßte auf die erste Nachricht in ihrer Hitze den Vorsatz jetzt wirklich Ernst zu machen, den Erzherzog Karl von Oesterreich zu heirathen, es unterblieb jedoch; Graf Murray aber führte seinen Vorsatz aus, seine Halbschwester dafür zu bestrafen, daß sie sich einen Gemahl erkoren hatte, der, so flach und unbedeutend er war, durchaus nichts weiter als die widerwärtige Erscheinung, die man einen schönen Mann nennt, ihn aus seinem wohlverdienten Einflusse zu verdrängen drohte. Bis dahin hatte Murray ganz hauptsächlich dahin gewirkt, daß der protestantische Landesadel die Glaubensfragen im Stiche ließ und sich um seine lebensfrohe Königin in täglichen Lustbarkeiten schaarte; er war deshalb mit dem starren Eiferer Knox sogar zerfallen. Jetzt versöhnte er sich mit diesem, schloß sich an England und erklärte öffentlich, die protestantische Kirche sey in Gefahr. Maria aber zog gegen Murray und seine Verbündeten in's Feld, und trieb sie in die Flucht nach England. Alles wäre vermuthlich gut gegangen, hätte das gute Vernehmen des jungen Ehepaars Bestand gehabt. Daß Darnley neuerdings den Anhänger der römischen Kirche spielte, mag seiner Bewerbung um Marien zu Gute gerechnet werden, gleichwohl war es ein arger Mißgriff der öffentlichen Meinung gegenüber. Bald genug plagte er seine Gemahlin durch eine unerträgliche Rohheit der Sitten, durch Trunkenheit und eben so sehr durch eiteln Ehrgeiz. Niemand war unfähiger zu Staatsgeschäften und Niemand begieriger nach Gewalt als Darnley. Unzufrieden mit dem Königstitel, verlangte er Antheil an der Regierung, begehrte deshalb gekrönt zu seyn und Maria gab es nicht zu. Maria war im sechsten Monat schwanger, als Darnley den David Rizzio aus Piemont vor ihren Augen niederstechen ließ (9. März 1566). Die That geschah aus Eifersucht, aber Darnley's Eifersucht hatte einen politischen Grund, die Rache des beleidigten Ehemannes ward bloß vorgewendet. Denn Rizzio war ein fähiger, in den neueren Sprachen gewiegter Mann, die Königin erhob ihn zu ihrem Sekretär,

war oft mit ihm geheim zusammen, doch nach allen Umständen in schuldlosem Verkehr. Aber alle Geschäfte gingen durch ihn, er hatte Darnley vollends verdrängt und durch die Anmaßung des Emporkömmlings ihn und Andere verletzt. Als Maria der That gewiß war, — denn man hatte den Verwundeten fortgeschleppt und im anstoßenden Gemache mit mehr als 50 Stichen getödtet, — trocknete sie ihre Augen und sprach: „Keine Thränen mehr, ich muß auf Rache denken". Darnley rief die protestantischen Lords aus ihrer Verbannung zurück und behandelte mit ihrer Unterstützung eine Zeit lang die Königin des Landes wie eine Gefangene. Eben befreit, doch noch ohne Gewalt im Reiche, gebar sie den Prinzen Jakob, ihren und Elisabeths Erben (19. Juni). Elisabeth tanzte gerade, als ihr Cecil die Nachricht zuflüsterte. Hastig verließ sie den Tanz, man sah sie in schmerzlichem Nachdenken; allein am nächsten Morgen hatte sie sich gefaßt, wünschte der Wöchnerin Glück und nahm die Pathenstelle an. Dagegen erhob sich unter den Protestanten Englands eine gewaltige Aufregung durch die Furcht vor einem katholischen Thronfolger; Geheimerath und Parlament bestürmten die Königin mit Bitten, sie möge in die Ehe treten. Allein Elisabeth wies das Andringen ab, verlangte, man solle Vertrauen aus der Gegenwart schöpfen, und fragte kühn, wie sie es durfte, ob aus dem Laufe ihrer Regierung sich ein gerechter Grund zur Klage ergebe. Von diesem Lobe nahm sie inzwischen den französischen Krieg aus, welcher freilich ohne Ruhm 1564 dadurch beendigt war, daß die französische Regierung sich mit ihren Hugenotten verständigte, wovon die Folge, daß die Engländer jene Seehäfen räumten und das so schmerzlich verlorene Calais nicht wieder gewannen. Diesen Krieg schob sie ihren Räthen zu, lehnte im Uebrigen jede Aeußerung über die Thronfolge ab, gleich als sey das eine Sache, über die sie, wie ehemals ihr Vater, ganz allein zu bestimmen habe.

Am 10. Februar 1567 früh Morgens zwischen 2 und 3 wurden die Bewohner von Edinburg durch ein entsetz-

liches Getöse erweckt. Man fand das nahe Landhaus des Königs in die Luft gesprengt, fand die Leiche des Königs und noch einige andere Leichen umher verstreut. Das Landhaus stand da, wo jetzt ein Theil des Universitätsgebäudes steht. Drei Monate darauf sah man Marien als die Gemahlin des Grafen Bothwell, welchen die öffentliche Meinung als den Mörder Darnley's verklagte, und kein Wunder, daß sie für seine Mitschuldige galt. Denn man sprach seit längerer Zeit eben so allgemein von ihrer unglücklichen Ehe als von ihrer Leidenschaft für Bothwell. Beide Gatten sahen sich seit Rizzio's Tode selten und verließen sich mit düsterer Stirn, kaum daß sie je zusammen speisten, und nicht einmal zu der Taufe seines Kindes ward Darnley gezogen. Als er hernach erkrankte und Maria sich seiner Pflege widmete, glaubte man an eine Annäherung; allein als nun die That geschah, gerade während sich Maria für einige Stunden entfernt hatte, um einem Feste in der Stadt beizuwohnen, erwachte nur um so stärker der Verdacht des gräßlichsten Verbrechens. Und deckte sich das schuldbelastete Gewissen nicht dadurch auf, daß sie ihre Verbindung mit Bothwell in die Form einer erlittenen Entführung kleidete, welche sie dem Thäter wegen seiner demüthigen Abbitte verziehen habe? So ward Maria die Gemahlin eines Protestanten, der vor nur 14 Tagen von seiner rechtmäßigen Frau wegen Ehebruchs geschieden war. Die Strafe dieser verbrecherischen Ehe ließ nicht auf sich warten. Der Adel stand gegen Bothwell auf, weil er den König gemordet und die Königin gefangen halte, und der feige Bothwell wagte keine Schlacht, entwich vielmehr nach Dänemark; Maria aber ergab sich in die Hände der Verbündeten. Sie ward von diesen als Gefangene gehalten, mußte sich die Mörderin ihres Gatten schelten und mit Hinrichtung bedrohen hören, mußte endlich der Krone entsagen; bis zur Mündigkeit ihres Sohnes ward Murray Regent. Jetzt salbte und krönte man den Jakob, als er nur 13 Monate alt (20. Juli). Elisabeth hätte gern den Prinzen zu seiner Erziehung nach England

hinüber genommen, was ihm und ihr hätte frommen mögen; allein der Plan scheiterte an dem Hasse, welcher beide Nationen trennte. Unterdessen hatte auch Maria eine Partei, welche an ihrer Befreiung und Wiederherstellung arbeitete. Wenn auch der erste Versuch mißlang, als sie verkleidet aus dem Schlosse von Lochlevin entrann und die Schönheit ihrer Hand zur Verrätherin an ihr ward, der zweite führte zum Ziele. Kaum befreit, widerrief sie ihre Thronentsagung (2. Mai 1568), allein das Ende hochgespannter Hoffnungen war die Zersprengung ihrer wenigen treuen Freunde und ihre Flucht nach England. Hier erbat sie eine Zusammenkunft von Elisabeth, welche diese nach dem Rathe Cecils abschlug, weil es sich für eine „jungfräuliche" Königin nicht gezieme, eine des Ehebruches und Mordes bezüchtigte Frau zu sehen, bevor sich diese wegen jener Beschuldigungen vor englischen Kommissarien gerechtfertigt habe. Ein Ansinnen dieser Art wies jedoch Maria als unabhängige Königin ab, und begehrte jetzt allein freien Rückweg, sey es nach Schottland oder durch England nach Frankreich. Statt darauf einzugehen, hielt man Marien fest, aber lediglich, wie es nun glimpflicher hieß, zum Zwecke ihrer Wiedereinsetzung, welche unverzüglich erfolgen solle, sobald nur ihre Feinde überwiesen wären. In diese Falle ging Maria. Wie aber, wenn sie selber von ihrem Halbbruder Murray, der jetzt gegen sie in England auftrat, des Gattenmordes überwiesen wurde? Die Untersuchung führte nicht über wechselseitige Beschuldigungen hinaus, welche beiden Theilen Schaden brachten. Bald inzwischen zeigte es sich, daß auch für Elisabeth die Gegenwart ihrer Thronfolgerin, einer Katholikin, Gefahr bringe. Der Herzog von Norfolk trachtete nach Mariens Hand und kam darüber in den Tower. In den nördlichen Provinzen hatte die alte Kirche noch viele Anhänger, die Grafen von Northumberland und Westmoreland griffen zu den Waffen (1569), um ihre Königin zu zwingen Marien zu befreien und für ihre Thronerbin zu

erklären. Zu gleicher Zeit proklamirten sie die Herstellung der katholischen Kirche, riefen zu demselben Zwecke die Mächte des Auslandes um Hülfe an. Aber eine im Sinne wahrer Duldung geführte Regierung hatte selbst die Mehrzahl des katholischen Adels an Elisabeths Erhaltung geknüpft. Die Aufrührer blieben ohne Beistand, und mußten nach Schottland fliehen; Elisabeth aber beruhigte jetzt vollends die Gemüther durch die Erklärung, sie wolle keinen ihrer Unterthanen wegen seines Glaubens antasten, in sofern dieser der heiligen Schrift und dem „apostolischen katholischen Glauben" nicht widerspreche; sie maße sich nicht das Recht an, Glaubensartikel zu erklären oder alte Ceremonien zu ändern; die Kirche müsse durch Erzbischöfe, Bischöfe und Priester geleitet und unterrichtet werden, wer aber gegen die bestehenden Gesetze nicht äußerlich anstoße, werde nichts erleiden.

Die Weisheit dieser Zusicherung tritt um so mehr an's Licht, wenn man die allgemeine Lage der Weltverhältnisse beachtet. Es war augenscheinlich zu Ende mit den „halcyonischen Tagen", wie man die ersten 10 Jahre Elisabeths genannt hat. Schon 1565 hatten Frankreich und Spanien sich gegenseitige Zusagen gemacht, um den Protestantismus mit Gewalt auszurotten. Seit ein Paar Jahren war der Hugenottenkrieg in Frankreich wieder entzündet. Schon auch drohten die schwer bedrückten Niederlande den eisernen Scepter Philipps II. zu brechen, als der Herzog von Alba erschien, die Grafen Egmont und Horn hinrichten ließ und für den Augenblick jeden Widerstand zu Boden warf. Wer wußte besser als Elisabeth, daß König Philipp nicht aufhöre England ein verlorenes Reich zu nennen. Sie nahm die aus Frankreich und Flandern flüchtigen Calvinisten zu Tausenden in ihre Hauptstadt auf, aber beeilte sich keineswegs mit ihrer Kriegshülfe. Ihre wahre Gesinnung brach indeß einmal durch, als sie im November 1568 5 mit Geld für Alba beladene spanische Schiffe unter dem Vorwande festhielt, die Gelder gehörten italienischen Bankiers, mit welchen sie schon selber über Sicherheit

und Zinsen übereinkommen werde. Es kam dahin, daß englische und flamändische Kaper sich gegenseitig die Handelsschiffe aufbrachten. Ein Schritt weiter war es, als Elisabeth den Hugenotten Geld und Kriegsbedürfnisse schickte, welche mit Salz und Oel bezahlt wurden. Das waren die Vorspiele. Wie Alles enden werde, das deutete zuerst die Bulle des Papstes Pius' V. an, welche die Königin von England der Ketzerei schuldig erklärte, sie der Krone entsetzte und ihre Unterthanen vom Eide der Treue lossprach (25. Febr. 1570).

Am 24. August 1572 begab sich die pariser Bluthochzeit. Das hieß den Alba noch überbieten. Aber der Widerstand der Protestanten Frankreichs und der Niederlande wuchs mit dem Maße ihrer Bedrängniß, und die vorsichtige, die in großväterlicher Weise wirthschaftliche Fürstin trat endlich hervor aus ihrem Verstecke; waren doch die geheimen Verabredungen der spanischen und französischen Höfe zu dem Ziele, die kirchliche Neuerung in Strömen Blutes zu ersticken, in schauderhafter Wahrheit an's Licht getreten. Von jetzt an verhehlte Elisabeth es minder, was sie tief im Innern erkannte, daß ihre Sache Eins sey mit der des Protestantismus, sie schickte den Niederländern Beistand (1577), ließ aber Philipp von Spanien wissen, es geschehe das bloß, um die Franzosen von den Niederlanden abzuhalten und um ihre Truppen augenblicklich gegen die Niederländer zu gebrauchen, sobald diese ihrem Könige den Gehorsam aufkündigen würden. Philipp nahm die Miene des Ueberzeugten an und rächte sich, als die Zeit kam, durch die Unterstützung der Aufrührer in Irland (1579).

Bei dem Allen war Elisabeth himmelweit entfernt die Reformation im deutschen Sinne zu wollen, den leitenden Grundsatz anzuerkennen, daß die einzige Quelle des Christenthums die heilige Schrift sey, und alle die Folgerungen zuzugeben, welche daraus für freie Forschung und eine ihr entsprechende Gestaltung des Kirchenwesens fließen. Sie gab freilich halbwege zu, daß in der Kirche ein Inbegriff von

Heilswahrheiten enthalten sey, der durch die königliche Gewalt nicht willkürlich verändert werden dürfe; was ihr Vater nie that, welcher allen Uebelständen durch die göttliche Weisheit abhalf, welche dem Könige als solchem beiwohne; allein sie wollte Regiererin der Kirche seyn und bleiben und verlangte wie ihr Vater den Suprematseid von jedem Engländer, der in einem öffentlichen Amte stand, und seit 1571 namentlich auch von den Geistlichen. Sie machte denselben Eid zur Bedingung des Eintrittes in das Unterhaus und erließ ihn lediglich den Peers, als von deren Gesetzlichkeit und Treue sie schon anderweitig überzeugt sey. Sie versprach die Kirche zu regieren nach der Grundlage von 39 Artikeln, über die der Klerus sich (1562) vereinigte und welche das Parlament (1571) nachträglich genehmigte. Von diesen 39 Artikeln sollte keine Abweichung geduldet werden, und gegen die Nonkonformisten oder Dissenters aller Art wurden schwere Strafen verhängt, wenn gleich nur selten in Ausübung gebracht. Der protestantischen Dissenters war aber eine große Zahl, an ihrer Spitze standen Männer, welche unter der katholischen Maria um des Glaubens willen das Reich verlassen hatten, ihren Kern bildeten an 5000 Calvinisten der Hauptstadt, Franzosen, Schweizer, Niederländer und Deutsche sonst, welche sich hier in der Fremde eng zusammenhielten. Sie nannten sich der anglikanischen Kirche gegenüber gern die Puritaner, das will sagen „Bekenner der von den Schlacken des Papstthums völlig gereinigten Lehre", und dachten im Grunde wie die schottischen Presbyterianer, verabscheuten die papistischen Ceremonien der englischen Kirche, die Herrschaft der Bischöfe, den Suprematseid, trennten sich übrigens in vielen einzelnen Glaubenssätzen. In den späteren Jahren der Regierung Elisabeths bildete sich die einmal eingeschlagene freiheitliche Richtung noch weiter aus. Viele fanden jetzt in den zusammentretenden Presbyterien denselben Glaubenszwang wieder, welcher ihnen zuerst im Papste, dann in den Bischöfen verhaßt gewesen. Daher die Lehre: Auch den Aeltesten ist die

Macht nicht von Gott gegeben, jede Gemeine ist selbstständig, hat über ihre Kirche zu entscheiden. Die so dachten, unterschieden sich von den übrigen Puritanern durch den Namen der Independenten. Elisabeth nun verabscheute die Puritaner insgesammt schon von Knoxens Tagen her; sie widerstand dieser Richtung, welche sich durch eine unübersteigbare Kluft Beides von den Anglikanern und den Katholiken abschied, während die englische Kirche den katholischen Weisen äußerlich nahe blieb. Aber auch als Königin wollte sie die Regierung der Kirche nicht abgeben und ihr hoher Kommissionshof erkannte in ihren späteren Jahren öfter als sonst Strafen gegen Puritaner und Katholiken, nicht bloß wegen ketzerischer Meinungen, sondern auch wegen der Abwesenheit vom eingeführten Gottesdienste und wegen des Besuches von Konventikeln. Ihre Meinung war: die Papisten haßten ihre Person, die Sektirer aber das Königthum, und letzteres schien ihr strafbarer. Darum ließ sie schon eher Gnade gegen katholische Priester ergehen, die ihres Amtes gewartet hatten, obwohl der Tod darauf stand, als daß sie puritanisches Eifern geduldet hätte. Es blieb nicht bei Censuren und Geldbußen der Puritaner, auch Gefängnißstrafen und Entsetzungen erfolgten. Gegen ein Paar Wiedertäufer ward sogar mit dem Scheiterhaufen verfahren. Nichts desto weniger wucherten die puritanischen Meinungen: mit Unwillen sah die Königin, wie sie auch im Unterhause Wurzel schlugen. Im Jahre 1571 wurden nicht weniger als sieben Anträge eingebracht, welche alle die Weiterführung der Kirchenverbesserung zum Ziele hatten. Das rügten die Minister als einen Eingriff in die Prärogative der Königin. Diese benutzte die Osterferien und ließ dem Anstifter *Strickland* sagen, er solle nicht wieder in das Unterhaus kommen. Als man ihn aber nach den Ferien im Hause vermißte, geschah der Antrag, ihn vor die Schranken des Hauses zu fordern, damit er die Ursache seiner Entfernung angebe; denn er sey ja keine Privatperson, sondern der Repräsentant seiner Wähler; seine Ausweisung sey beleidigend für das Land

und verletze die Privilegien des Parlaments. Das Ende war, daß Strickland seinen Platz wieder einnehmen durfte, doch kam das Haus nicht ohne den Verweis davon, daß es sich in Dinge mische, die sein Begriffsvermögen überstiegen. So offenbarte sich eine Kirchenspaltung selbst im Parlament. Nur gegen die Gefahren der Wiederkehr der römischen Kirchenherrschaft stand die große Mehrheit beider Häuser zusammen. Auf Bitten des Parlaments ward der Herzog von Norfolk hingerichtet (1572); auch Graf Northumberland, treulos von den Schotten ausgeliefert, mußte sterben.

Im Sommer 1581 schien eine gewaltige Krise in Europa eintreten zu müssen. Der französische und der spanische Hof, in der Religion so verbunden, waren durch politisches Interesse getrennt. Letzteres machte sich auf einmal ausschließlich geltend, Die Niederlande kündigten ihrem Könige Philipp jetzt förmlich den Gehorsam auf und übertrugen die Herrschaft an den Herzog Franz von Anjou, einen Bruder des französischen Königs Heinrich III., der seit 1574 seinem Bruder Karl IX. gefolgt war. In Gemäßheit dieser Wendung der Politik kam ein Schutz- und Trutzbündniß zwischen Frankreich und England gegen Spanien in Frage; und Elisabeth versprach es dadurch zu besiegeln, daß sie dem Herzog ihre Hand reiche. Wirklich verlobte sie sich mit ihm, wovon die Nachricht allgemeinen Jubel in den Niederlanden verbreitete, wo man sich jetzt für gerettet hielt, eben so großen Unwillen aber in England, wo man die Verehelichung der 49jährigen Herrscherin zu wünschen aufgehört hatte, und von einer Verbindung mit dem blutdürstigen Hause der Valois die Wiederkehr aller papistischen Greuel fürchtete. Man eiferte von den Kanzeln gegen diesen Bund, bis die Königin Ruhe gebot. Einem Puritaner ward die Hand abgehauen, weil er dagegen geschrieben hatte. Elisabeth erschien wie bethört von dem verwerflichen ausschweifenden Manne, gab sich den zärtlichsten Vertraulichkeiten hin. Erst als sie ihren Fehltritt fast vollendet, den Verlobungsring ihm öffentlich angesteckt

hatte, gewann sie die Herrschaft über sich zurück und brach am nächsten Morgen plötzlich ab. Dennoch hielt sie diesen ihren letzten Ehestandstraum noch an einem dünnen Faden fest, den sie nicht eher fahren ließ, bis der Herzog erkrankte und, um von den vermuthlichen Ursachen seines Todes die rühmlichste herauszugreifen, an dem Verdrusse starb über eine Reihe von Thorheiten und Unwürdigkeiten, durch welche er seine hohe Stellung in den Niederlanden verscherzt hatte (1584).

Jetzt aber schien es hohe Zeit auch die letzte Maske gegen Spanien abzulegen. Die Niederländer hatten schon Antwerpen nach einer denkwürdigen Belagerung an Philipps großen Feldherrn, den Herzog von Parma verloren, als Elisabeth sich bewegen ließ den Bedrängten nun öffentlich die Hand zu reichen (1585). Sie lehnte die dargebotene Herrschaft über die Niederlande ab, aber schickte 6000 Mann Hülfstruppen auf eigene Kosten, ließ sich einige feste Plätze zum Unterpfande für ihre Auslagen geben; ihr Liebling Dudley, Graf Leicester, sollte Anführer seyn. Sie hielt dabei das Vorgeben fest, ihre Absicht sey keineswegs dem Könige von Spanien Unterthanen zu entreißen, nein, lediglich diese in ihren rechtmäßigen Freiheiten zu schützen; ließ aber nichts desto weniger den Leicester zum Statthalter und General-Kapitän der Niederlande erheben. Der Feldzug ihres Lieblings entsprach inzwischen den gehegten Erwartungen nicht und er behauptete sich in seiner Würde nicht lange.

Während so die Reformation unter stets erneuten Kämpfen den jungen Freistaat der Niederlande in's Daseyn rief, alterte die Königin von Schottland in langer 18jähriger Gefangenschaft. Von ihrem Sohne hatte sie keine Hülfe zu erwarten, obgleich dieser seit seinem 12. Jahre regierender König von Schottland war und jetzt 20 Jahre zählte. Er kannte die Mutter nur als eine des Mordes seines Vaters verklagte abgöttische Frau, war mit der Königin von England in freundschaftliche Verhältnisse getreten, rechnete

darauf sie zu beerben, zog seit Kurzem ein Jahrgeld von ihr. Mittlerweile ging die Luft immer schärfer und schneidender durch die Welt (1586). Jene so lange über dem Haupte Englands schwebende Vermählung mit dem Valois hatte alle gehässigen Leidenschaften gegen die römische Kirche aufgeregt; die Furcht vor dem Treiben verkappter Jesuiten wirkte um so gewaltiger, je unbestimmter die Nachrichten darüber lauteten, und die ganz neuerliche Ermordung des großen Oranien, so ganz zweifellos durch spanischen Haß herbeigeführt, gab allem Argwohne den weitesten Spielraum. So geschah es, daß die hinsiechende, vor der Zeit ergraute, fast vergessene Maria Stuart wieder aller Augen auf sich zog, daß der Kreis, in welchem sie Bewegung und Erholung durch Reiten und Spazieren suchte, ihr immer mehr verengt ward, und es nur eines Anstoßes bedurfte, um ihr Verderben zu entscheiden. Diesen führte die Verschwörung Babingtons und seiner Genossen herbei, deren Ziel war, Elisabeth zu ermorden und unter Mitwirkung einer Armee von Spaniern aus den Niederlanden her Marien Stuart auf den Thron zu setzen. Daß Maria eine allgemeine Kenntniß davon hatte, wird nicht abzuleugnen seyn, allein weit ausgemachter ist es, daß einige der ersten Räthe der Krone von Anfang her darum wußten, die hirnverbrannten Urheber im Geheimen anstachelten, ihren Briefverkehr mit Marien vermittelten, und erst Lärm schlugen, als aus schwachen Funken eine Flamme geworden war. Es ist klar, man wollte ein Ende machen. Man nahm der Gefangenen plötzlich das Schreibgeräthe, bemächtigte sich ihrer Papiere. Als Maria ihre erbrochenen Schränke erblickte, sprach sie zu ihrem Aufseher Amias Paulet: „Zwei Dinge sind noch übrig, Sir, die ihr mir nicht nehmen könnt: das königliche Blut, welches mich zur Thronfolge berechtigt, und die Treue, die mein Herz an die Religion meiner Väter knüpft". Sie nannte mit diesen Worten die beiden Ursachen ihres Todes. Von nun an verwandelte sich das fürstliche Gewahrsam in eine enge

Haft im northumberländer Schlosse Fotheringhay. Hier auch fanden sich ihre Richter ein, 42 an der Zahl. So lange die Königin sich weigerte vor der Kommission zu erscheinen, ward sie bedroht, daß gegen sie als abwesend und widerspenstig erkannt werden solle; als sie endlich erschien, doch unter Vorbehalt ihrer königlichen Rechte, blieb ihr Vorbehalt unbeachtet, und vergeblich begehrte sie ihren mitschuldigen Anklägern gegenübergestellt zu werden. In diesen Tagen erkennt man in Lord Burleigh nicht mehr den früheren, auf den wahren Ruhm Elisabeths bedachten Cecil; er theilt den fanatischen Eifer der Andern oder nimmt seinen Schein an, um den Leidenschaften seiner Gebieterin nachdrücklicher zu dienen. Als über die wehrlose Frau das Schuldig gesprochen war, weil sie nach dem Tode der Königin von England getrachtet, wurden die Akten dem Parlament vorgelegt, und beide Häuser baten die Königin, der Gerechtigkeit freien Lauf zu lassen. Marien ward ihr Todesurtheil am 22. November 1586 verkündigt. Jetzt erklärte Paulet die Verurtheilte für todt in den Augen des Gesetzes, mithin für unberechtigt zu den Abzeichen königlicher Würde, ließ den Thronhimmel aus ihrem Gemache schaffen, setzte und bedeckte sich in ihrer Gegenwart (1587). Elisabeth zögerte bis zum 1. Februar, ehe sie den Befehl zur Hinrichtung unterzeichnete. Die Verwendungen Frankreichs und des Königs von Schottland wurden zurückgewiesen. So kalt und unkindlich Jakob fühlte, so bezeichnete er doch den Weg, auf welchem ein Verbrechen konnte vermieden werden, ohne die Sicherheit Englands zu gefährden. Wenn die Königin mit Zuziehung des Parlaments Marien Stuart von der Thronfolge ausschloß und den König von Schottland schon jetzt die Huldigung in England empfangen ließ, was war von der Papistin in beiden protestantischen Reichen noch zu fürchten? Nach Jakobs Meinung litt es keinen Zweifel, daß seine Mutter vermocht werden könne, ihren sämmtlichen Ansprüchen zum Besten ihres Sohnes zu entsagen. Aber Elisabeth erwiederte kalt, eine Verurtheilte habe keine Rechte

mehr abzutreten. Der Tochter Heinrichs VIII. waren die zarten Regungen des Mitleids von je her fremd und Elisabeth hatte sich alle äußeren Stützen verschafft, die ein Fürst, der eine wichtige That zu vollbringen denkt, sich nur wünschen kann. Denn ihr Volk, oder mindestens die mächtigere Hälfte ihres Volks, die protestantische, forderte stürmisch diesen Tod, eben so das Parlament, der geheime Rath. Dennoch zauderte die Königin einen Streich zu thun, der gegen alle gekrönten Häupter gerichtet schien. Man sah sie leidenschaftlich ergriffen von dem inneren Kampfe, welcher bei ihr gewöhnlich wichtigen Beschlüssen voranging. Man hörte die Worte von ihr:

Aut fer aut feri, ne feriare feri.

Sie zürnte auf Paulet, daß er ihr nicht das Aeußerste erspare, ließ den Mann sondiren, von dem bekannt war, daß er Marien schon als verstockte Katholikin eines vielfachen Todes würdig hielt. Allein er erwiederte als ehrlicher Mann: sein Leben stehe wie seine Habe ganz zu Diensten der Königin, nicht aber sein Gewissen und seine und der Seinigen Ehre. So galt denn kein Ausweichen mehr; und dennoch spähte Elisabeth nach einem Mittel, um einen Theil des Hasses von sich abzuwälzen. Als sie damals den Herzog von Norfolk, einen beliebten Großen, hinrichten ließ, mußte Burleigh die That auf seine Schultern nehmen; in dem jetzigen weit schwereren Falle war ihr Sekretär Davison dazu bestimmt. Dieser hatte das Geheiß der Königin, den Befehl zur Hinrichtung mit dem großen Siegel zu versehen, an demselben Tage ausgerichtet; er sagte das der Königin auf ihre Frage den Tag darauf, und sie mißbilligte seine Eile. Darüber ward Davison unruhig und ließ die Sache an Lord Burleigh kommen. Dieser kannte seine Gebieterin und versammelte sogleich den Rath, welcher die Vollziehung beschloß (4. Februar); denn es sey Unrecht, sprach man, die Königin ferner zu belästigen, man müsse durchaus die Verantwortlichkeit auf sich nehmen. Die Ausführung ward den Grafen von Shrewsbury und Kent übertragen, welche

unmittelbar darauf nach Fotheringhay abgingen. Am 8. Februar fiel Mariens Haupt, im 19. Jahre ihrer Gefangenschaft, im 45. ihres Lebens. Auch ihre Feinde bekennen, daß sie mit edler Ergebung und treu ihrem Glauben starb. Auf die Nachricht läutete man in London 24 Stunden lang mit allen Glocken und zündete Freudenfeuer vor den Hausthüren an wie am St. Johannis-Abend. Elisabeth aber schrak zusammen, als sie den Tod erfuhr, legte Trauerkleider an sammt ihrem Hofe, erklärte laut, das sey gegen ihren Befehl geschehen; weinend zog sie sich in die Einsamkeit zurück, wollte Burleigh nicht vor Augen sehen, ließ den Davison mit Gefängniß und einer Strafe von 10,000 Pfund büßen, die den ehrlichen Mann zu Grunde richtete, der auch, so lange Elisabeth lebte, nicht auf freien Fuß kam. Als sie sich etwas gesammelt, schrieb sie einen Trostbrief an den König von Schottland, versicherte ihn, sie werde ihre Minister zu bestrafen wissen, und entsetzte sie wirklich, bis sie dann wieder zu Gnaden angenommen wurden. Nach einiger Zeit ließ sie den französischen Gesandten, Grafen Aubespine, rufen, setzte ihm drei Stunden lang auseinander, welch' ein Schade ihr durch Mariens Tod erwachsen sey; „sie habe die Hinrichtung nie vollziehen wollen, außer in dem Falle eines Aufruhrs oder eines feindlichen Einfalles. Auch werde sie diesen Streich ihren Ministern nimmermehr vergessen; sie wären in ihrem Dienste ergraut, hätten es auch gut gemeint, sonst würde es ihnen den Kopf kosten“.

Zum Glücke für England folgte dieser gemeinen That und dem gemeinen Behagen daran eine reinigende Erschütterung im großen Style des Lebens auf dem Fuße nach. Was der Schwager der Enthaupteten, der König von Frankreich, tadelte, aber geschehen ließ, was ihr leiblicher Sohn ertrug, das brachte Spanien in Waffen. König Philipp hatte von der Frau, die ihm, wie er sich rühmte, ihr Leben verdankte, eine lange Reihe der unsäglichsten Kränkungen erlitten. Sie hatte das Werk ihrer Schwester, an welchem er treulich mitgearbeitet, zerstört, um England der Ketzerei

wieder zu überliefern, hatte seine aufrührerischen Unterthanen zuerst heimlich, dann öffentlich unterstützt; ihr Leicester, welchen sie lieber zum Buhlen, als den mächtigsten König der Erde zum Gemahl gewollt, hatte sich der Statthalterschaft der Niederlande angemaßt, ihr Francis Drake, der gefeierte Weltumsegler, hatte nicht genug an der Verheerung und Ausraubung seines Westindiens, an der Kaperung von Hunderten spanischer Handelsschiffe im fernen Ocean, jetzt war er selbst in Cadix eingedrungen, und hatte im Hafen selber über 80 theils Kriegs=, theils Handelsschiffe zerstört (19. April). Das geschah, als schon verlautete, Philipp habe etwas Gewaltiges gegen England im Sinne. Wir wissen sogar von einem Angriffsplane im riesenmäßigen Maßstabe, welchen kurz vor seinem Tode der Herzog von Alba ausarbeitete: England sollte durch eine Flotte von 600 Schiffen, worunter 150 von erster Größe, mit 60,000 Landungstruppen bezwungen werden, unter Alba's eigener Führung. Aber Alba's Feldherrnbahn ging mit der Eroberung von Portugal zu Ende, er starb in halber Ungnade und sein Plan blieb um so eher liegen, als damals immer noch zwischen beiden Höfen mehr von baldigst beizulegenden Mißverständnissen als vom wirklichen Kriege die Rede war. So lange auch die schottische Maria lebte, durfte Philipp noch hoffen durch ihre Thronbesteigung Alles zum Guten gekehrt zu sehen. Jetzt war diese Hoffnung dahin. Regierung und Verwaltung von England befanden sich in protestantischen Händen. Die Katholischgesinnten bildeten freilich der Zahl nach vielleicht immer noch die Hälfte der Bevölkerung, allein sie bedurften eines gewaltigen Rucks von außen, um das Ruder wieder ergreifen zu können. Dieser sollte ihnen jetzt werden. Schon hatte der Papst die Königin von England für vogelfrei erklärt, und wenig fehlte, so hätte eine Dienerin Marien Stuarts mit der Pistole in der Hand Rache für ihre Gebieterin genommen. Aber Gregor XIII. blieb dabei nicht stehen, er sagte eine Million Kronen Subsidien zu, sobald die Landung an der englischen Küste wirk=

lich vollbracht seyn werde. Die Kriegsanstalten blieben hinter Alba's Entwurfe freilich zurück, aber erregten noch immer das Staunen der Welt. Denn man sah bei Lissabon 135 Kriegsschiffe mit 8000 Matrosen und 19,000 Mann Landungstruppen sich versammeln (1588). Und das war noch nicht die Hälfte der Mannschaften. Denn man hatte in Flandern einen ganzen Wald umgehauen, davon wurden flache Fahrzeuge gebaut, auf welchen, sobald die große Flotte nur den Kanal beherrschte, der erste Feldherr der Zeit, Alexander Farnese, 30,000 Mann an die Küste von England führen sollte. Gegen diesen drohenden Machtverein bot Elisabeth die ganze Bevölkerung ihrer Grafschaften von 18 Jahren bis zu 60 auf. Die Lordlieutenants sollen die Kompagnien bilden, aus welchen zwei Heere erwachsen müssen, eines von 36,000, welches der Königin folgen soll, ein anderes von 30,000 zum Schutze der Hauptstadt. Aber es war kaum noch der vierte Theil gehörig beisammen, als die Entscheidung einbrach, und diese fiel lediglich der Seemacht anheim. Man hob 7000 Matrosen aus und vertheilte sie auf 180 Schiffe aller Gattungen und Größen, wovon nur 34 der Krone gehörten und Kriegsschiffe von Bedeutung waren, 33 Schiffe stellte die Hauptstadt ganz allein dazu. Den Oberbefehl übernahm der Großadmiral Lord Howard, Unterabtheilungen führten Drake, Hawkins, Forbisher, furchtbare Namen in der indischen See. Ein Glück war es, daß Schottland in freundlicher Ruhe blieb; aber unendlich viel mehr werth war der gute Boden, welchen sich Elisabeth in den Jahren weiser Mäßigung bereitet hatte. Der katholische Theil der Bevölkerung fühlte bei Weitem mehr vom Engländer als vom Papisten in sich, begehrte der Seligkeit nicht, die ein Despot bieten konnte. Ein Eifer entflammte die Verschiedengläubigen zum Kampfe gegen den auswärtigen Feind: die Königin fand Vertrauen, weil sie Vertrauen gewährte. Lord Howard, der ihre Flotte führte, war Katholik, und wenn sie auch einzelne Verhaftungen und Haussuchungen geschehen ließ, alle Entwürfe blutdürstiger Feig-

linge, Alles, was einer Bartholomäus-Nacht ähnlich sah, wies sie beharrlich ab. Und so geschah es, daß selbst viele wegen verbotener Religionsübung Verhaftete sich schriftlich erboten, bis in den Tod für die Königin, und wäre es selbst gegen den Papst, zu fechten. Am 19. Juli 1588 erschien die unüberwindliche Armada im Kanal, das Werk 5jähriger Rüstung, wider Willen so verspätet. Denn schon im Mai hatte der Herzog von Medina Sidonia die Anker gelichtet und war vom Tajo ausgelaufen, aber Stürme ergriffen die Flotte, zwangen sie in Corunna eine Zuflucht zu suchen. So verrannen zwei für Englands Rettung wichtige Monate, die aber auch verderblich hätten werden können, weil Elisabeth auf das Gerücht hin, für dieses Jahr sey von der Armada nichts mehr zu befürchten, als gute Haushälterin befohlen hatte, 4 der größten Schiffe sogleich abzutakeln. Howard aber wagte es, nicht zu gehorchen, und der Erfolg gab ihm Recht. Denn der früher so zögernde Philipp wollte jetzt von keinem Aufschub mehr wissen und ließ selbst Parma's Rath, daß man doch auf mögliche Unglücksfälle Bedacht nehmen und sich zu dem Ende einen geräumigen und festen Hafen, am besten Vliessingen, zuvor erobern möge, unbeachtet. Medina Sidonia hatte den Befehl, die feindliche Flotte nicht früher anzugreifen, als bis der Herzog von Parma gelandet wäre. So unansehnlich die englischen Schiffe sich gegen die spanischen ausnahmen, welche letzteren doch selber jetzt nur für Linienschiffe vierten Ranges gelten würden, so viel machte ihre Thätigkeit in Angriffen auf einzelne Schiffe dem Spanier zu schaffen, welchem auch manches Fahrzeug an den Klippen des unbekannten Fahrwassers zu Grunde ging. Es dauerte fast eine Woche, bevor die Armada auf die Höhe von Calais gelangte, um hier des Herzogs von Parma zu warten, welcher inzwischen seine Macht in den beiden flandrischen Hafenplätzen Nieuenport und Dünkirchen zusammengezogen hatte. Am nächsten Tage sollte die Vereinigung Statt finden, als plötzlich in der Nacht vorher (29./30. Juli) 8 englische Brander durch das tiefe Dunkel wie leuch-

tende Kometen flogen und solch einen jähen Schrecken unter den Spaniern hervorbrachten, daß diese die Ankertaue kappten und nach allen Seiten auseinanderflogen. Der Anschlag ging von Francis Drake aus. Zwar kamen die Spanier in sofern mit dem Schrecken davon, als die Brander ohne zu zünden mitten hindurch auf den Strand liefen, allein der Schade war unsäglich, welchen die großen schwerfälligen Schiffe in der Verwirrung litten; und kaum hatte man sich einigermaßen aus der Bestürzung erholt, als ein Sturm von Südwesten ein schweres Gewitter herbeiführte. Da lief eines der größten Schiffe bei Calais auf den Strand und ward genommen, die meisten Schiffe der Armada aber trieben nach Grevelingen, wo sie Drake einholte, welchem bald Howard die Hauptmacht nachführte. Und hier erhoben nun die Engländer einen gewaltigen Seekampf, der vom Morgen des 30. Juli 4 Uhr bis Abends 6 Uhr dauerte. Die Armada verlor 13 oder 14 ihrer schönsten Schiffe und die sinkende Sonne sah die Niederlage der Spanier entschieden. Da ward es Nacht in Medina Sidonia's Seele. Er war an die Spitze dieses gewaltigen Unternehmens, welches die Herrschaft Roms über die Welt wieder herstellen sollte, durch kein anderes Verdienst gekommen, als daß er Grande von Spanien und ein gewandter Höfling war. Einem Krieger vom alten Schlage, auf der See ergraut, dem Admiral Santa Cruz war anfänglich die Sache übergeben; der starb, als Alles fertig war, in königlicher Ungnade. Medina Sidonia hatte zu ernten gehofft, wo Andere säeten, aber wie ganz anders stand es nun! Alexander Farnese konnte nicht helfen und hätte es kaum gewollt. Er schlug es rein ab mit seinen Transportschiffen sich in den Kanal zu wagen, so lange die Engländer das Gewässer beherrschten, erinnerte an den weisen Rath, den er gegeben und den man verachtet. So stark Medina Sidonia noch immer war, er gab jetzt den ganzen Angriff auf, dachte nur, wie er nach Spanien zurück gelange. Aber die Rückfahrt verboten ihm Beides, der Wind aus Süden und die sein wartende siegreiche Flotte. Mithin

beschloß er Schottland zu umfahren, dann über Irland den Rückweg zu suchen. Aber Howard eilte ihm nach, um eine zweite Schlacht zu liefern, und man will wissen, daß Medina Sidonia in dieser Bedrängniß an Ergebung dachte. Wie dem nun sey, die englische Flotte drohte bloß, machte keinen Angriff. Für eine Schlacht reichte die Ammunition nicht mehr aus, bei deren Anschaffung die Königin nach ihrer Weise gekargt hatte. Wie es einmal stand, kam ungeachtet aller Seeverluste, die noch folgten, ungefähr die Hälfte der Armada nach Hause. Da war nun im Palaste nicht die erlittene Einbuße und Schmach die Hauptsache, sondern die Schwierigkeit dem Könige eine solche Nachricht beizubringen. Schwer, daß sich endlich ein Höfling dazu überwand. Dieser findet den Philipp am Schreibtische; der legt die Feder nieder, vernimmt was geschehen, dankt Gott, daß es nichts Schlimmeres sey, und fährt zu schreiben fort. Die Königin von England aber ward mit Jubel von ihrem Heere empfangen, als sie auf weißem Zelter, den Marschallstab in der Hand, sich zeigte. Der erlittene Verlust war unbedeutend und unbegrenzt die Glorie. Um dieselbe Zeit, als die Trümmer der Armada kümmerlich in Spanien anlangten, hielt Elisabeth ihren feierlichen Triumpheinzug in die Hauptstadt nach der St. Paulskirche. Ein Strom von vaterländischer Begeisterung ging durch England. Auf seinen Wellen wiegte sich ein junger William der Eroberer im Reiche der Dichtkunst, der damals 24jährige noch ruhmlose William Shakespeare. Bacon von Verulam, dieses Licht der Wissenschaft, war nur 3 Jahre älter und sein Geist strahlte bereits so wunderbar durch die Welt, daß er des alten Burleigh Eifersucht erregte. Die Zukunft Englands in jeder Art von Macht und Größe erschloß sich in diesen Tagen der Erhebung. Der Protestantismus und die Seemacht hatten ihre Probe zu gleicher Zeit bestanden. Mit beiden durfte es nun nicht wieder rückwärts gehen. Wie schnell erstand jetzt eine Kriegsflotte von 42 Schiffen, die größten schon von 40 Kanonen, vor den Augen der wachsamen Königin! Wie

glücklich vollbrachte ihr kühner Sir Walter Raleigh jetzt jenseits des Oceans die Gründung einer britischen Kolonialmacht durch Niederlassungen in Nordamerika! Die Landschaft mußte vor allen Dingen den Namen Virginien tragen, in honorem Elisabethae virginis.

Man soll aber den freien Blick auf das wenige Große, das in der Welt gedeiht, sich nicht trüben lassen durch die einzelnen Flecken und Seltsamkeiten, welche daran haften. Die Königin verlor mitten in dem ersten Siegesjubel ihren langjährigen Liebhaber, den schönen, geistreichen, üppigen Leicester, einen vollendeten Höfling, mittelmäßig als Staatsmann und Feldherr, und als Mensch so verwerflich wie wenige. Denn er stand im schweren Verdachte, seine erste Gemahlin aus dem Wege geräumt zu haben, und Cecil ließ die Königin das wissen; seine zweite Frau erwarb er durch die Vergiftung ihres Gemahls, des Grafen Essex, und war, wie man sagt, eben im Begriffe sich ihrer durch Gift wieder zu entledigen, als sie ihm auf demselben Wege zuvorkam. Elisabeth behielt bei allen Thränen um den Verlorenen doch noch klare Augen genug, um sein Schuldenregister durchzusehen, und als sich befand, daß er ihrer Schatzkammer mit großen Summen verwandt sey, machte sie sich durch den Verkauf seiner Güter bezahlt. Seinen Stiefsohn aber, den jungen Essex, erwählte sie gewissermaßen zum Nachfolger in ihrer Zärtlichkeit. Wirklich heillos aber war es, daß nach solchen Bewährungen eines wahrhaft königlichen Verhaltens in Glaubenssachen jetzt Elisabeth die Untersuchungen gegen Katholiken wieder anhob und die Strafen gegen ihre sogenannten Rekusanten, das heißt Weigerer, mochten sie nun bloß die Gotteshäuser der Staatskirche nicht besuchen oder gar den Supremat verwerfen, recht eigentlich als Finanzquelle benutzte, gleich als gälte es nur auf jede Weise die Kriegskosten wieder einzubringen. Ihre Taxe war 20 Pfund monatlich von jedem katholischen Rekusanten, und sie trieb unbarmherzig ein von Allen, die in

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

dem Verzeichnisse standen, welches in jeder Grafschaft gefertigt werden mußte. Wir finden einen Fall angemerkt, da man einem Edelmanne 69 Monate nachrechnete, in welchen er die Kirche nicht besucht hatte, deren Gebräuche mit seinem Glauben stritten, und er mußte 1380 Pfund büßen. Vergeblich daß er eine Erklärung ausstellte, die Königin sey allen Exkommunikationen zum Trotze seine rechtmäßige Gebieterin und er sey stets bereit, sie mit Gut und Blut gegen alle Fürsten, Päpste, Potentaten, Prälaten und sonstige Feinde zu vertheidigen. Das half ihm für seine persönliche Freiheit, bei der Brüche blieb es. Manche fanden sich darum lieber mit einer ermäßigten jährlichen Zahlung ab; die Unvermögenden erlitten Leibesstrafen. Auf das Anhören einer Messe standen 100 Mark Brüche und einjähriges Gefängniß. Ertappte man bei den häufigen Haussuchungen einen katholischen Priester in einem Hause, so verwirkte der Hausherr sein ganzes Vermögen. Wie denn aber keine Sünde ohne Nachkommenschaft bleibt, so gesellte sich zu der Habsucht bald die Grausamkeit. Unvermeidlich war es, daß der entdeckte Priester noch schwerer büßen mußte als sein Hehler: es blieb nichts übrig, als ihn zu tödten. Doktor Lingard erzählt in seiner Geschichte von England und belegt es zum Theil, daß in den 14 Jahren von der Bezwingung der Armada bis auf den Tod der Königin über hundert seiner Glaubensgenossen den Tod erlitten, nämlich 61 Priester und 47 Laien und 2 Edelfrauen. Und mit diesem Strafverfahren war der Greis Burleigh ganz einverstanden. Er behauptete, kein katholischer Priester ertheile Absolution, ohne sein Beichtkind von dem Gehorsam gegen die Königin abwendig zu machen; doch sey mit dem Hängen der Priester genug gethan, das Schleifen zum Richtplatze und das Viertheilen unterbleibe besser. Schwer aber irrten sich die Puritaner, wenn sie aus dieser Strenge folgerten, es werde fortan ihrer Neuerung mehr Glimpf und Nachsicht angedeihen. Gerade das Gegentheil geschah. Ihre Weise sich in Glaubenssachen stets auf das Privaturtheil zu berufen, ihre Lehre, die

Staatsbibliothek MÜNCHEN

Kirche allein sey von Gott, die bürgerliche Ordnung bloß Menschenwerk, sagte der Königin von Anfang her nicht zu. Wo ihr Gottesdienst sich irgend öffentlich blicken ließ, da ward er unterdrückt, und als sie sich mit Schmähschriften auf die Bischöfe rächten, ward die Zahl der Druckereien beschränkt und keine Schrift durfte ohne vorgängige Genehmigung eines Bischofs gedruckt, verkauft, gebunden oder geheftet werden. Ein Parlamentsbeschluß von 1592 erreichte die äußerste Grenze, indem er den Rekusanten beider Parteien eine Frist von 3 Monaten setzte, binnen welcher sie zur Staatskirche bekehrt seyn müßten, bei Strafe der Felonie. Allein die überharte Maßregel kam nicht zur Ausführung und immer unabweislicher drang sich die Ueberzeugung auf, daß die Thronfolge des Königs von Schottland unvermeidlich sey. In den letzten Regierungsjahren Elisabeths blieben die protestantischen Rekusanten unverfolgt.

Diese letzten Jahre verflossen ohne ein hervorstechendes Ereigniß. Gunst und Ungunst der Geschicke wurden der Königin mit gleichen Schalen zugewogen. Wenn Elisabeth die Kränkung erlebte, daß Calais in spanische Hände fiel und so einer zweiten Armada vielleicht einen Stützpunkt bieten konnte, so rächte sie sich durch die gelungene Eroberung und Schleifung von Cadix. Wenn sie der Friede zwischen Spanien und Heinrich IV. von Frankreich ärgerte, so fiel doch durch diesen Frieden gerade Calais wieder an Frankreich zurück (1598). Auch erlebte sie den Tod ihres alten unversöhnlichen Feindes Philipps II., nur daß fast gleichzeitig ihr auch der alte stets getreue Cecil, Lord Burleigh sterben mußte. Philipp war durch die Eroberung von Portugal der Herr von beiden Indien geworden, und starb so zu sagen als Bettler, ließ ein durch Accise, gezwungene Anleihen und Donative ausgesogenes Land zurück; Elisabeth besaß keine Gold- und Gewürzländer, gab auch nicht, wie ihr Großvater, viel auf eine volle Schatzkammer; sie liebte das Geld, um es zu brauchen, sah es sonst, wie sie sich ausdrückte, am liebsten im Kasten ihrer Unterthanen, und

muthete diesen wenig außerordentliche Lasten zu. Darum aber trat der allgemeine Wohlstand auch in Blüthe, und es ward die Lust des Engländers, ferne Meere halb handelnd, halb freibeutend zu durchschweifen. Schon auch rühmte sich England der schönen Erfindung des kunstreichen Strumpfwirkerstuhls. Einen schweren Mißbrauch verschuldete Elisabeths Regierung, die häufige Ertheilung von Monopolen an Günstlinge, die dadurch das Recht erhielten für eine Anzahl Jahre ausschließlich z. B. mit Weinen aus dem Süden, mit Essig, Oel, Salz und dergleichen mehr zu handeln, so daß alle Kleinhändler diese Artikel von ihnen beziehen mußten. Als aber das Parlament nicht ruhte mit Beschwerden, und vorstellte, daß dadurch die Preise bis auf das Doppelte hinaufgingen, gab die Königin nach, widerrief, wie es sich traf, oder suspendirte die Monopole (1601). Und so kommen ihre Geschichtschreiber halb wider Willen doch immer auf ihr Lob zurück. Dem achten Heinrich war es eigen, stets das Staatswohl seinen Leidenschaften zum Opfer zu bringen, und das stempelt ihn zum schlechten Herrscher, welcher ohne sein Verdienst im Machtgewinne starb. Elisabeth hatte alle Leidenschaften ihres Vaters, seinen Hochmuth, seine Sinnlichkeit geerbt, dazu ein reichliches Maß von der Unliebenswürdigkeit ihres Großvaters, allein nach den wildesten inneren Kämpfen trug bei ihr mit wenig Ausnahmen der Staat den Sieg davon. Darum wird sie als große Regentin gepriesen.

Die letzten Thaten und Leiden ihres Lebens schließen sich an Irland an, dieses seit Jahrhunderten eroberte und doch niemals noch wirklich besessene Land der britischen Könige. Seit der englischen Reformation war es doppelt getrennt von England, doppelt ergeben seinen Gebräuchen, vor Allem seinen Häuptlingen. Elisabeth faßte den Plan, die Insel näher an die Krone zu ziehen, Gerechtigkeit walten zu lassen und zu gleicher Zeit eine Umbildung zu versuchen. Sie litt nicht, daß ihre Beamten dort fortführen mit Willkür und Raubsucht zu schalten. Sir Henry Sidney und sein Nach

folger Sir John Perrot, welchen man für einen natürlichen Sohn Heinrichs VIII. hielt, waren strenge, aber eben so gerechte Statthalter. Perrot strafte unerbittlich jeden Engländer, welcher etwas gegen Eingeborene verübte, suchte aber diese zu bewegen allmählig englischer Gesittung Raum zu geben. Es wurden einige Grafschaften in Irland auf englischen Fuß eingerichtet, man bewog manche Häuptlinge ihre Streitigkeiten an die königlichen Gerichte zu bringen, statt sie unter einander mit den Waffen abzumachen. Dieser und jener Häuptling überwand sich so weit, daß er in seinem Parlament in englischer Tracht erschien. Dieses Parlament war von Grund aus katholisch; denn Königin Elisabeth dachte in ihrer besten Zeit weise genug, um ihre Glaubenshärte nicht auf Irland auszudehnen. Irland hatte zwar dem ersten Stoße, welchen der Abfall Heinrichs VIII. vom Papste gab, nachgeben müssen. Auch hier ward, unter Zustimmung des irischen Parlaments, der König für das alleinige Oberhaupt der Kirche erklärt; der Suprematseid ward geschworen; man zog Klöster ein, und der Umstand, daß der Rechtstitel der englischen Könige auf Irland von einer päpstlichen Verleihung herrührte, führte bloß dahin, daß der König in gewohnter Machtvollkommenheit die Lehnseigenschaft und den an die päpstliche Kammer zu entrichtenden Zins für erloschen erklärte und die Insel durch eine Parlamentsakte zum Königreich erhob. Weiter ging unterdessen Heinrich nicht. Als aber unter Eduard VI. die Reformation tiefer eindringen wollte, erfolgte ein Widerstand, welcher durch Entsetzungen gestraft ward. In die Stellen der entsetzten Bischöfe traten englische Geistliche der Hochkirche ein; aber freilich konnte diese Maßregel nur gerade in solchen Theilen der Insel Anwendung finden, in welchen die Herrschaft Englands wirklich in Ausübung war, das heißt in etwa einem Drittel der Insel oder genauer in elf Grafschaften des Ostens, welche völlig nach englischem Zuschnitte eingerichtet waren, wo englische Niederlasser wohnten und das Eigenthum des Landes hatten, die National-Irländer

fast nur in dienenden und Pachtverhältnissen standen. Dort ward auch unter Elisabeth eine Universität zu Dublin gestiftet (1591). Durchaus verschieden war der Zustand in den beiden übrigen Dritttheilen. Hier, wo Alles katholisch war und man von dem Englisch der neuen Prediger gerade so viel als von dem Latein der Priester verstand, fand noch in jedem Gebiete die Herrschaft von erblichen Stammhäuptern Statt, welche mit Geringschätzung auf jene Abtrünnigen blickten, die ihre Häuptlingsgebiete von der englischen Krone als Grafschaften zu Lehen genommen hatten. Unter Perrots Verwaltung fiel die Grafschaft des verstorbenen Grafen von Desmond, welcher für einen Verräther erklärt war, der Krone zu: es waren 600,000 Acres. Die Regierung beschloß diese ausschließlich an englische Familien zu vertheilen, die Eingeborenen sollten ganz räumen; allein die Sache ließ sich nicht durchführen, die alten Einwohner blieben wohnen, aber in drückenden Verhältnissen als Zeitpächter. Die alten Souveräns von Ulster waren die O Neals: sie hatten sich von Heinrich VIII. zu Grafen von Tyrone machen lassen. Eben nur war es Perrots Widersachern gelungen, die Königin gegen den hochverdienten Mann in dem Grade einzunehmen, daß sie ihn unter peinliche Anklage stellen ließ, als der Graf von Tyrone, Enkel des ersten Grafen dieses Namens, mit Aufstand drohte. Er verlangte Freiheit für den katholischen Glauben, bauend auf die unbedingt katholischen zwei Dritttheile seiner Insel, und schließlich auf Spanien und den Papst. Gegen ihn verlangte Graf Essex geschickt zu werden, der von einem Zögling der Königin, die an seinem offenen dreisten jugendlichen Wesen sich erfreute, und es ihm vergab, daß er der Sohn der Gemahlin ihres Geliebten war, allmählig in die Rechte seines Stiefvaters trat. In seinen Briefen an die Königin ist er stets entzückt von der Sonne ihrer Schönheit, welche damals freilich schon einige sechszig Sommer lang die Welt bestrahlte und das um so glänzender, weil sie eine goldene Krone auf einer Perücke von rothen Haaren trug; in unvorsichtigen Briefen an Andere schreibt er von dem

alten Weibe, dessen Urtheil so schief als sein Rückgrat ist. Essex erhielt die irländische Statthalterschaft. Er hatte seinen kriegerischen Ungestüm als Eroberer von Cadix bewährt, nun er aber nach Irland ging, war er bereits der verzogene Sohn des Glückes, welcher der Königin gelegentlich in's Gesicht trotzte. Als er ihr eines Tages bei einem Wortwechsel statt der Antwort den Rücken kehrte, gab sie ihm eine Ohrfeige, hieß ihn zum Teufel gehen. Das aber that der Graf nicht, er blieb, griff an sein Schwert, und als man sich dazwischen warf, ging er mit den Worten hinaus: diesen Schimpf würde er von König Heinrich nicht hingenommen haben, noch weniger von einem Könige im Weiberrocke. Den Lord-Deputy von Irland mochte ihm gleichwohl die Neigung der Königin nicht versagen, aber er besaß ihr Vertrauen nicht mehr, sie ließ sich über ihn insgeheim berichten, und verwehrte ihm an seinen Freund, den Grafen Southampton, den Befehl seiner Reiterei zu übertragen (1599). Und Essex rechtfertigte ihr Mißtrauen; statt den Tyrone zu schlagen, schloß er mit ihm einen Waffenstillstand, worin dem Katholicismus die freie Ausübung zugesichert ward. Das Heer in Irland sollte künftig zur Hälfte aus Eingeborenen bestehen; die O Neals, die O Donnels, die Desmonds sollten die Gebiete wieder erhalten, die sie vor zwei Jahrhunderten besessen; die ersten Staatsbeamten und Richter sollten aus Eingeborenen bestehen, und was vor Allem bedenklich klang, Irlands Statthalter sollte künftighin ein Graf mit dem Titel Vicekönig seyn. Elisabeth entbrannte in Unwillen, ein schwarzer Verdacht flog durch ihren Sinn, Essex trachte gar in Einverständniß mit Tyrone nach der irischen Königskrone. Als Essex davon vernahm, verließ er eilends Irland, eigenmächtig, eines frühen Morgens stand er plötzlich an gewohnter Stätte, im Schlafgemache der Königin, warf sich ihr zu Füßen. Elisabeth fühlte sich zu schwach seiner geliebten Gegenwart zu widerstehen, sie reichte ihm ihre Hand zum Kusse, sah ihn, sah ihn wieder, am Abend aber stellte sie ihn unter die Aufsicht des

Lord-Siegelbewahrers. Dem Grafen blieb kein Mittel übrig als krank zu werden, die Königin schickte ihm Stärkungen, von ihr selbst bereitet, aber sie besuchte ihn nicht. Der Graf war sehr beliebt im Volk; um das Verfahren gegen ihn zu rechtfertigen, ließ die Königin seine Sache durch eine Kommission untersuchen, welche ein Gutachten, kein Urtheil abgeben sollte. Diese fand den Grafen schuldig, seine Aemter zu verlieren und so lange Gefangener in seinem eigenen Hause zu seyn, als es der Königin gefalle. Des Essex offen brausender Charakter in einer Welt voll Arglist und Verstellung hatte ihm manchen Freund gewonnen, bereit Blut und Leben für ihn zu opfern, vor Allen den Grafen Southampton. Aber gerade der Eifer seiner Freunde täuschte den Unglücklichen über sein gänzliches Unvermögen die überspannten Plane zum Ziele zu führen, welche in seinem unmuthigen Inneren kochten. Mit jener tiefen Demuth, die im Umgange mit der an Vergötterung gewöhnten Königin der nothwendige Styl war, unterwarf er sich scheinbar allen ihren Verfügungen, sagte ein Vale der argen Welt und machte allein von seinen Andachtsübungen reden, während er in geschäftiger Stille mit seinem Freunde Lord Mountjoy, seinem Nachfolger in Irland, und zugleich mit dem Könige von Schottland Unterhandlungen darüber anknüpfte (1600), wie die Königin wenn nicht entthront, doch in so weit seinem Willen unterworfen werden könne, daß alle seine Feinde ihr Antlitz meiden müßten, vor Allen Robert Cecil, des alten Burleigh Sohn und einigermaßen auch der Erbe seines Einflusses. Jakob that wirklich einige Schritte, doch gemessen, der Verschwörung entgegen; er wollte durchaus sein Erbfolgerecht ausdrücklich von der Königin anerkannt sehen. Des Essex Plan war, an der Spitze seiner Vertrauten und eines Haufens, welchen diese werben würden, sich eines Tages auf die Palastwache zu werfen, zur Königin zu dringen, ihr zu Füßen zu fallen, und nicht eher aufzustehen, als bis sie seine Bitten gewährt haben würde. Allein das beständige Zuströmen

von allerlei Volk nach Esserhouse bei London machte die Minister aufmerksam. Der Graf erhielt Befehl vor dem Rathe zu erscheinen, und als er sich mit Krankheit entschuldigte, begaben vier der angesehensten Mitglieder sich zu ihm (8. Febr.). Jetzt galt es siegen oder zu Grunde gehen. Esser hielt die Abgeordneten fest und rief die Bürger Londons zu den Waffen. Aber in demselben Augenblicke befand er sich auch am Ziele seiner Selbsttäuschungen. Wo er sich nur öffentlich blicken ließ, von Jedermann gemieden, kehrte er niedergeschlagen in sein Haus zurück, in welchem er sofort umstellt und mit seinem Anhange zur Uebergabe gebracht ward. Sein Ende war Hinrichtung im inneren Hofraume des Towers, im 33. Lebensjahre (25. Febr.) Southampton ward begnadigt, doch im Tower festgehalten, der Statthalter von Irland aber brachte den kleinen Antheil von Schuld, welcher seiner Freundestreue zur Last fallen mochte, durch große Dienste in Vergessenheit. Er vertrieb 4000 Mann Spanier, die in Irland gelandet waren, und schlug den Grafen Tyrone selber (1602). Zu völliger Hoffnungslosigkeit gebracht und ausgehungert, bot dieser Unterwerfung an, und fast um dieselbe Stunde, in welcher Elisabeth ihre letzten Athemzüge aushauchte, ward sie, die letzte Tudor, die erste wahrhafte Beherrscherin von Irland (1603).

Die Glorie dieser Regierung war im steten Steigen bis an ihr Ende. Als Elisabeth den Thron bestieg, sagt Lingard, gehörte England den Staaten zweiten Ranges an; bei ihrem Tode stand es den ersten Staaten Europa's gleich. Alle Reiche umher gingen derzeit abwärts; um so auffallender trat dieses in seiner raschen Erhebung hervor. Elisabeth hat in vollem Maße in Allem, worin sie groß war, ihren Lohn dahin genommen: sie war die Bewunderung der Welt geworden; Liebe hatte sie nie gesucht und seit des Esser Hinrichtung war ihr die Hauptstadt eher abgeneigt. Sie wußte und empfand das, und diese Erfahrung drückte den Stachel von ihres Lieblings Tode noch

tiefer ein. Doppelt vereinsamt fühlte sie ihr Daseyn, seit sie die Entdeckung machte, daß ihr Robert Cecil und selbst ihre Vertraute, die Gräfin Nottingham sich in geheime Verbindung mit dem Könige von Schottland gesetzt, sich der aufgehenden Sonne bereits zugewendet hätten. Dennoch hielt sie unter gewaltiger Anstrengung die Maske der Fröhlichkeit mit hinfälligem Arm noch eine Zeit lang aufrecht: man sah die Neunundsechszigjährige die Gaillarde mit dem Herzog von Nevers tanzen. Plötzlich aber verlor sie die Kraft sich selbst und Andere zu täuschen: sie gestand dem französischen Gesandten, sie sey ihres Daseyns überdrüssig. Sie betrachtete mit Abscheu ihr abgemergeltes, von Runzeln entstelltes krankes Gesicht, die Farce der menschlichen Größe trat vor ihre Augen, sie verachtete zum ersten Male ihre Schmeichler. Nun verbrachte sie Tage und Nächte in Thränen und Seufzern auf Kissen, die am Fußboden lagen. Halb mit Gewalt brachte man sie zu Bette. Ihre letzten Worte in Staatssachen, zwei Tage vor ihrem Tode gesprochen, zeigen diesen seltenen Verein von Eigenwilligkeit und Größe, wie er noch einmal im Scheiden sich charakteristisch ausprägt. Der Besieger der Armada, Großadmiral Howard, jetzt Graf Nottingham, der Lord Siegelbewahrer Egerton und Robert Cecil, der Staatssekretär, standen an ihrem Bette. Nottingham wagte es, die Thronfolge in Anregung zu bringen. Da rief die Kranke: „Ich will keinen Lump zu meinem Nachfolger; wer dürfte mir folgen, als ein König?" Cecil bat sie sich deutlicher zu erklären. „Mein Nachfolger", sprach Elisabeth, „muß ein König seyn, und wer könnte das seyn, als unser Vetter von Schottland? Aber laßt mich in Ruhe." So bewährte sie fast schon sprachlos dieselbe mühsam errungene Kraft der Selbstverleugnung in Staatssachen, die ihr Bild hoch stellt über allen regierenden Frauen der Geschichte, und ihr letzter Befehl vereinigte Schottland mit den Kronen von England und Irland. Sie starb am 24. März 1603 siebzigjährig.

Die Urzustände Deutschlands.

(Von Joh. Scherr.)

Nicht überreichlich, aber auch nicht zu kärglich hat die Natur unser Land bedacht. Wenn sie uns mit den melancholischen Nebeln, dem Schnee und Frost eines langen Winters nicht verschonte, so gab sie uns dagegen auch einen blüthenreichen Frühling, früchtereifende Sommerwärme und eine klare, milde Herbstsonne. Der Uebergang der kalten Jahreszeit in die warme und dieser in jene ist kein schroffer, sondern ein der Gesundheit zuträgliches stufenweises Vor- und Rückschreiten. Einige unfruchtbare Striche abgerechnet, leistet der Boden für die Mühwaltung seiner Bebauer überall dankbaren Ersatz. Auf unübersehbaren Flächen wogen goldene Aehrenfelder im Winde, in fetten Niederungen gedeihen Futterkräuter in Fülle, Wälder von Obstbäumen wechseln mit wohlgepflegten Gemüsegärten und an den sonnigen Halden klimmt die Rebe empor, welche besonders im Rhein-, Main- und Neckargau edelste Ausbeute gewährt. Auch der unterirdische Reichthum unseres Bodens ist groß. Lager von Torf und Steinkohlen kommen einem der wichtigsten Bedürfnisse des Menschen entgegen, Gesundbrunnen treiben ihre gesegneten Strahlen aus der Tiefe hervor und reiche Erzgänge öffnen ihre Metallschätze dem Bergmann, welcher auch nach gehaltvollen Silberadern nicht vergebens sucht und dem sogar mehr als „ein Körnlein Goldes" entgegenblinkt. Noch ist der Edelhirsch und das schlanke Reh in unseren Forsten nicht ausgestorben, wenn auch Ur, Bär und Wolf der Kultur

weichen mußten. Zahllose Heerden füllen unsere Weiden und in Flüssen und Seen wimmelt der Fische schuppige Brut. Und nicht nur das Nothwendige gewährt uns die Natur, sie hat auch, dem regen Naturgefühl unseres Volkes entsprechend, für Schönheit und Schmuck gesorgt. Deutschland mit seinen Bergen und Wäldern, mit seinen Thälern und Strömen ist ein schönes Stück Erde. Die mannigfaltigen Formen seiner Oberfläche verleihen ihm jene landschaftliche Abwechslung, die für das Auge so wohlthuend ist. Von den höchsten Alpengipfeln im Süden an stuft sich das Land durch Hochebenen und Bergketten mittlerer und niederer Art allmählig bis zu den Marschen der nördlichen Küstengegenden ab. Wenn die Schweiz, Tyrol und Steiermark die großartige Schönheit der Hochalpennatur besitzen, so erfreuen sich die Nord- und Ostseeländer der Poesie des Meeres. Schwaben ist seines Schwarzwalds anmuthsvoller Waldheimlichkeit, der Rheingau seiner romantischen Herrlichkeit, Thüringen des idyllischen Friedens seiner Auen froh. Die Haiden Westphalens stimmen den Wanderer zu sinnender Betrachtung, die Bergquellen des Harzes plaudern ihm uralte Sagen vor, auf Helgoland und Rügen weitet ihm Seehauch die Brust und die gewaltige Donau führt ihn auf ihrem Laufe, entlang das fruchtreiche Bayern und in's fröhliche Oesterreich hinein, durch ein farbensattes Gemälde voll Reiz und Wechsel der Scenen.

Was immer die Natur geboten, wurde von den Bewohnern Deutschlands emsig und dankbar benutzt. In der Landwirthschaft steht kein Land dem unsrigen voran und nur wenige stehen mit ihm auf gleicher Stufe. Unserer Bauerschaft unermüdlichem Fleiße und entsagungsvoller Wirthlichkeit ist die Umwandlung der germanischen Urwaldwildniß zu einem der bevölkertsten und produktivsten Länder der Welt hauptsächlich zuzuschreiben. Sobald der Vorschritt der Geschichte die Begründung und Entwickelung des Bürgerthums ermöglichte, sehen wir dasselbe mit Kraft und Strebsamkeit die Wege der Industrie wandeln und mit preiswürdiger Kühn-

heit die Bahnen des Handels sich eröffnen. Dieses Bürgerthumes Ruhm und Stolz sind die deutschen Städte, wie sie sich inmitten einer zahllosen Menge wohnlicher Dörfer zu Tausenden erheben, geschmückt mit Domen, Hallen und Palästen, angefüllt mit Allem, was dem Leben höheren Reiz verleiht und feinere Genüsse sichert, verbunden unter sich durch Heerstraßen, durch Wasserwege, durch die „ländereinigenden" Schienenpfade, auf welchen das Dampfroß ungeheuere Lasten mit der Geschwindigkeit des Windes fortbewegt, und durch jene gleich wundersamen Drahtzüge, auf denen Botschaften mit des Blitzes Raschheit hin- und wiederfliegen. Ja, nicht allein die Natur, sondern auch die Kultur hat Deutschland zu einem schönen Land gemacht und die Schöpfungen der letzteren sind wohl geeignet, auch den Hoffnungslosesten mit neuer Zuversicht zu erfüllen.

Halten wir die Ansicht, welche Deutschland gegenwärtig bietet, fest, so muß uns ein eigenthümliches Gefühl anwandeln, wenn wir uns, zweitausend Jahre in der Zeitrechnung rückwärts schreitend, im Vogelfluge über das Vaterland hingetragen denken. Da erblicken wir einen unermeßlichen Forst, aus dessen düsterer Fläche die Gebirge wie bewaldete Inseln hervorragen. Mächtige Wasser, welche die großen Stromgebiete entlang wandeln, um an öder Küste ihre Vereinigung mit dem Meere zu bewerkstelligen, und da und dort zerstreute Lichtungen und Rodungen bringen nur eine spärliche Abwechslung in das Waldgemälde, dessen unbegrenzte Monotonie viel mit der des Oceans gemein hat und gleich dieser den Eindruck des Erhabenen hervorzubringen vermag.

In diesen weiten, mit dem rauhen Klima nordischer Waldlandschaft behafteten Regionen machten unsere Väter den Thieren der Wildniß den Boden streitig, auf welchem der gewaltige Auerochs mit dem zottigen Bären um das Thierkönigthum stritt. Deutliche Erinnerung an dieses germanische Urwaldleben hat unsere Thiersage bewahrt und überliefert. Aus ihr, wenn aus irgend Etwas, weht uns uralter Waldgeruch an, wie Grimm treffend bemerkt hat.

Betreten wir das Dunkel der altdeutschen Wälder, so finden wir dort ein Volk vor, welches in eine Menge kleiner und großer Stämme getheilt ist und dessen Zustände mit denen der Indianer Nordamerika's überraschende Aehnlichkeit haben. Ich weiß, deutschthümelnde Enthusiasten pflegen die Hinweisung auf diese Aehnlichkeit höchlich übel zu nehmen, aber sie haben Unrecht. Unsere Vorfahren waren sogar weit entfernt von einem Kulturgrade, wie sie einige Völker der kupferfarbigen Race, z. B. die Azteken in Mexiko, bei ihrer Unterwerfung durch Cortez, erreicht hatten, als die Europäer mit ihnen in Berührung kamen. Dagegen bietet ihre ganze Lebensweise mit derjenigen, welche verläßliche Beobachter bei selbstständigen und unverdorbenen Indianerstämmen noch gegenwärtig wahrnehmen, eine Menge Vergleichungspunkte dar, und zwar im Guten wie im Bösen. Es ist dies auch keineswegs erstaunlich, denn gleiche klimatische Verhältnisse, gleiche Lebensbedingungen werden stets auch gleichartige gesellschaftliche Zustände zuwegebringen.

So weit historische Forschung, wesentlich gestützt auf vergleichende Sprachwissenschaft, bis anhin die Geheimnisse der Vorzeit zu durchdringen vermochte, ist sie bekanntlich zu dem Resultate gelangt, daß Europa von Asien her bevölkert worden sey, und zwar in der Art, daß im europäischen Süden die Pelasger, im Mittelland die Kelten und ostwärts hinter ihnen die Slaven, im Norden die Germanen sich niedergelassen hätten.

Der Name Germanen ist ein Tribut, welches die Nachbarn unserer Ahnen ihrer kriegerischen Tugend zollten. Er ist nicht von dem lateinischen Worte germanus herzuleiten, wie dies früher irrthümlich versucht worden. Seine Bedeutung ist Speermänner, Wehrmänner, Kriegsmänner, denn das altdeutsche Wort Ger bedeutet einen Wurfspeer. Will man, wie geschehen ist, bei Erklärung des Wortes Germanen seine Zuflucht zum Belgisch-Keltischen nehmen, so ändert das in der Bedeutung Nichts; denn Gairmean (Girman) heißt im Gälischen ein Rufer in der Schlacht, und so

bliebe auch bei dieser Ableitung des Namens sein kriegerischer Sinn derselbe. Der primitive Nationalname der Germanen war aber Teutonen, Deutsche, auf das Volk übertragen von seinem mythischen Stammvater Teut (Tuisko) oder besser Deut, denn zu dieser Schreibweise mahnt das im Altdeutschen zu Anfang des Wortes gebrauchte weiche Th.

Die Germanen scheinen aus ihren asiatischen Ursitzen zuerst nach Skandinavien gezogen zu seyn, in dessen Abgeschlossenheit altgermanisches Wesen länger und reiner sich erhielt als im eigentlichen Deutschland, welches ein Theil des Volkes mit Westwärtsdrängung der Kelten später von Skandinavien aus in Besitz nahm. Um welche Zeit die Einwanderung der Germanen von Asien her in Skandinavien geschehen, und wann ihr Vorrücken von Norden nach Süden Statt gehabt, darüber gibt weder Sage noch Geschichte Auskunft. Vielleicht ist der Alpenübergang der Cimbern und Teutonen, welcher 100 Jahre vor Christi Geburt geschah, als eine Folge des drängenden Lebens zu betrachten, womit das allmählige Südwärtsrücken der Germanen die deutschen Wälder erfüllen mochte. Mit diesem berühmten Zuge zweier deutschen Volksstämme traten die Germanen zuerst auf die Bühne der Weltgeschichte. Zwar wandte des Marius Feldherrngenie und der römischen Legionen Disciplin den bedrohlichen Anfall der Nordländer diesmal noch von Italien ab, aber das Unternehmen der Cimbern und Teutonen war nur ein verfrühtes, gleichsam ein prophetisches Vorspiel der furchtbaren Heimsuchung, welche die Germanen später über Rom bringen sollten.

Die Geschichte Roms war damals die der Welt. Unserer Vorfahren erstes Auftreten bildete zu einer verhängnißvollen Zeit eine Episode der römischen Geschichte. Wüthende Parteikämpfe erschütterten das riesenhafte Gebäude, welches römische Kriegs- und Staatskunst errichtet hatte, bis in seine Grundfesten. Schon wurde nicht mehr um Republik oder Monarchie gekämpft, sondern nur noch um den Besitz

der Alleinherrschaft. Marius und Sulla übten dieselbe nacheinander in brutalster Weise. Der große Sklavenkrieg (73—71 v. Chr.) und die Verschwörung Catilina's (63 v. Chr.) legten die inneren Schäden des Staates in erschreckender Weise bloß und die Geschichte der beiden Triumvirate zeigt unwiderlegbar, daß eine freie Staatsform nur gedeihen könne auf dem Boden sittlicher Reinheit und hochsinniger Vaterlandsliebe, und daß namentlich eine Republik undenkbar sey ohne die Voraussetzung republikanischer Tugend der Bürger. Nach Ueberwindung seines Nebenbuhlers Pompejus (48 v. Chr.) gründete Julius Cäsar das cäsarische Regiment. Die Ermordung des genialen Mannes durch die republikanischen Aristokraten vermochte den gänzlichen Untergang römischer Freiheit nicht aufzuhalten. Der Sieg, welchen die Mitglieder des zweiten Triumvirats in der Ebene von Philippi über Brutus und Cassius erfochten (42 v. Chr.), entschied zu Gunsten der Monarchie, der imperatorischen Gewalt, die der schlaue Octavianus, nachdem er sich vermittelst des Seesiegs bei Actium seines Mitbewerbers Antonius entledigt, dauerhaft feststellte. Der Titel Augustus, welchen er sich geben ließ, beurkundete deutlich genug, daß die höchste Macht über die römische Welt fortan bei einem Einzelnen sey. Der neue Kaiser adoptirte für seine monarchische Politik ein wichtiges Moment der republikanischen Staatsidee Roms, den Grundsatz, der altrömischen Ausbreitungs- und Eroberungslust unausgesetzt Genüge zu thun. Großartige Erwerbungen nach Außen sollten die Römer die Einbuße der inneren Freiheit vergessen machen und diese Eroberungspolitik nun brachte die Römer auch mit den Bewohnern Germaniens in nähere Berührung. Schon Cäsar hätte während seiner Statthalterschaft in Gallien Pläne gegen Deutschland entworfen und vermittelst wiederholter Rheinübergänge auszuführen begonnen. Die Feldherren des Augustus nahmen die Entwürfe Cäsars auf und die Römer faßten im Süden und Westen unseres Landes festen Fuß, mit der gleichen Beharrlichkeit und dem nämlichen Kolonisationstalent

auftretend, womit sie in den kolchischen Wäldern, im Nilschlamme Aegyptens, in den Wüsten Numidiens, auf den Küsten Spaniens und in den Druidenhainen Galliens die römischen Adler siegreich aufgepflanzt hatten. Ihren kriegerischen Triumphen in Deutschland kam die Ueberlegenheit zu Hülfe, welche die Civilisation gegenüber der Unkultur stets behauptet. Das römische Wesen machte in Germanien so rasche Fortschritte, daß es den Anschein gewann, das ganze weite Land unserer Vorfahren müßte ihm anheimfallen. Die Art römischer Kultur begann die germanischen Urwälder zu lichten. Heerstraßen wurden durch Sümpfe und undurchdringliche Forste gezogen, um die römischen Niederlassungen untereinander zu verbinden, befestigte Standquartiere (castra, Kastelle) und Wartthürme errichtet, über Berg und Thal setzende Wallinien aufgeworfen, Städte angelegt, römische Verwaltung, römische Justiz, römische Sprache eingeführt. Feilheit und unpatriotische Gesinnung deutscher Häuptlinge erleichterte das Werk der Eroberung. Germanische Große traten in Bundesgenossenschaft mit den Eroberern und halfen als Vasallen der Römer das Joch derselben weiter hineintragen in die Gauen des Vaterlandes, die Söhne der angesehensten Familien nahmen römische Kriegsdienste und betrachteten die Erwerbung des römischen Bürgerrechtes und der römischen Ritterwürde als ein glänzendes Ziel des Ehrgeizes, kurz, die Unterwerfung des Germanenthums unter das Römerthum schien auf bestem Wege zu seyn. Allein die Römer hatten in ihrer Rechnung einen bedeutsamen Posten vergessen, den stolzen Unabhängigkeitstrieb, welcher ein so urkräftiges Volk, wie die Germanen waren, beseelen mußte, und die deutsche Vorliebe für das Gewohnte und Hergebrachte. An der letzteren vielleicht mehr noch als an dem ersteren scheiterten sie. Die Germanen empörten sich gegen die gewaltsame, in einzelnen Fällen auch mit Grausamkeit verbundene Verdrängung ihrer Sprache, ihrer Sitten und Institutionen, wie die Römer sie versuchten, und diese Empö-

rung fand einen geschickten Nährer und Führer in *Armin* (Hermann), dem Sohne Segimers, welcher einem Theile des Stammes der Cherusker als Häuptling (Edeling, Adaling) vorstand. Es lebte und wirkte in Armin unstreitig ein großer nationaler Gedanke, vermittelst dessen er die einzelnen deutschen Volksstämme zu einem großen Schlag gegen das Römerthum zu verbinden wußte. Durch den berühmten Sieg, welchen er an der Spitze der verbündeten Germanen im teutoburger Walde über drei Legionen römischer Kerntruppen unter Varus erfocht (9. n. Chr.), so wie durch seine spätere geschickte Kriegsführung gegen die Römer unter Germanicus (15—17 n. Chr.) ward er der Retter unserer nationalen Existenz. Ein Geist, wie der seinige, mußte das Grundübel, woran Deutschland von Uralters her krankt, wohl erkennen. Was vereinte deutsche Kraft vermag, hatten ihn seine Siege gelehrt und deshalb unternahm er es, sein Volk, nachdem er dessen Selbstständigkeit gerettet, aus dem Zustande der Zerrissenheit und Zersplitterung heraus und zur nationalen Einheit zu führen. Der Idee der *deutschen Einheit* hat es bis auf unsere Tage herab nie an Aposteln und — Märtyrern gefehlt. *Hermann* eröffnet die Reihe derselben. Er fiel, von seinen Verwandten meuchlings erschlagen, der Selbstsucht der deutschen Fürsten zum Opfer. Sie hatten seinen großen Gedanken nicht würdigen können oder wollen und ihr gemeiner Neid barg seine bösen Anschläge hinter der Anklage, der Römerbesieger strebe nach despotischer Alleinherrschaft in Germanien. Schon damals also erhoben die deutschen Fürsten jenes Geschrei von Bedrohung der deutschen Freiheit, welches sie auch später jederzeit anstimmten, wenn es galt, ihre dynastischen *Sonderinteressen* der Einheit des Vaterlandes zu opfern. Der Widerstand, den die Römer durch Armin erfahren, war übrigens von nachhaltiger Wirkung, welche durch die Freiheitskämpfe der niederrheinischen Völkerschaften unter der Führung des Civilis (69—71 n. Chr.) noch erhöht wurde. Seitdem war an die Unterwerfung des ganzen Deutschlands nicht

mehr zu denken, obwohl die Römer in den südlichen und westlichen Grenzmarken die ganze Kaiserzeit hindurch den alten Ruhm ihrer Waffen aufrecht zu erhalten suchten. Die Siege, welche Julian zu Anfang der 2. Hälfte des 4. Jahrhunderts über die Alemannen davontrug, machen eine der letzten glänzenden Waffenthaten des sinkenden Römerreichs aus. Von jetzt an gestaltet sich das Verhältniß der beiden Nationen völlig um. Aus Angegriffenen werden die Germanen Angreifer, und wie sie, von ihrer angestammten unbändigen Wanderlust auf's Neue ergriffen, erobernd die südlichen Abhänge der Alpen hinabsteigen, sinkt vor ihren ehernen Tritten das alte Römerthum in raschem Einsturze zu Boden. Wir wollen jetzt auf die inneren Zustände Altdeutschlands, wie sie damals, vor der ungeheueren Umwälzung Europa's durch die Völkerwanderung waren, einen prüfenden Blick werfen.

So wie die Römer seit Cäsars Zeit zu Germanien standen, mußte ihnen viel daran liegen, über die Beschaffenheit des Landes und die Eigenthümlichkeiten seiner Bewohner nähere Aufklärung zu erhalten, als die vagen und oft geradezu mährchenhaften Sagen, welche in Griechenland und Italien über die Wald- und Nebelländer des Nordens umliefen, zu gewähren vermochten. Forschungseifrige, mit politischem Scharfblick ausgestattete Männer kamen diesem Bedürfnisse entgegen und Geographen und Historiker der antiken Welt fingen an, mit dem alten Deutschland sich zu beschäftigen. Ihre Arbeiten sind die Quellen der Geschichte deutscher Vorzeit, denn von den Anfängen derselben bis zum Beginne der Völkerwanderung fehlen einheimische Sprachdenkmale und Geschichtsdokumente gänzlich. Vor Allen müssen Julius Cäsar und Tacitus in Betracht kommen. Jener hat in die Denkwürdigkeiten über seine gallischen Kriege Episoden eingeflochten, welche von germanischen Dingen handeln, dieser, der römischen Historik größter Meister, hat nicht nur in seinen zwei Geschichtswerken (Historien und Annalen), welche zwei Perioden der Kaiserzeit umfassen, auf

die Verhältnisse der Römer zu den Germanen achtsame Rücksicht genommen, sondern er hat auch in einer eigenen Schrift die altgermanischen Zustände einer sorgfältigen Untersuchung unterworfen. Dies ist die berühmte „Germania" des Tacitus, „Das Buch von der Lage, den Sitten und Völkerschaften Germaniens". Es mag seyn, daß die Absicht, der Krankheit und Verdorbenheit römischer Civilisation die Gesundheit barbarischen Naturlebens strafend gegenüberzustellen, auf den großen Historiker bei Mischung der Farben zu seinem Gemälde von Altgermanien nicht ohne Einfluß gewesen, allein es heißt denn doch den Geist hoher Wahrhaftigkeit, welcher Tacitus beseelte, völlig verkennen, wenn man, wie schon gethan worden, der Germania nur den zweifelhaften Werth einer Tendenzschrift beilegen will. Wenn man die plastische Anschaulichkeit seines Berichtes erwägt, so gewinnt die Annahme, daß Tacitus, dessen Geburt in den Anfang der 2. Hälfte des 1. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung fallen mag, nach eigener Anschauung seine Schilderung von Altdeutschland entworfen, sehr an Wahrscheinlichkeit. Ueberall ist er scharf, bestimmt, die Schattenseiten seines Gegenstandes keineswegs verschweigend, und nur da ungenau und ungenügeud, wo ihm, wie in Betreff der religiösen Ideen der Germanen, seine römisch-griechisch-mythologischen Vorstellungen in der richtigen Auffassung von gar zu Fremdartigem hinderlich waren. Abgesehen hiervon dürfen wir uns, mit Beherzigung der Winke, die von anderer Seite kommen, bei unserer Wanderung durch die altdeutschen Wälder seiner Führung zuversichtlich anvertrauen.

Will man sich von dem Zustande einer menschlichen Gesellschaft zu einer bestimmten Zeit eine richtige Vorstellung bilden, so ist es zuvörderst von Wichtigkeit, festzustellen, aus wie viel Personen diese Gesellschaft bestanden habe. Leider aber fehlen uns meines Wissens die Mittel, die Einwohnerzahl von Altdeutschland auch nur annähernd zu bestimmen. Unser Land hat seit zwei Jahrtausenden in Bezug auf Anbau und Nährfähigkeit des Bodens die außerordentlichsten

Veränderungen erfahren. Nur so viel ist gewiß, daß auf derselben Landstrecke, welche jetzt eine Million von Bauern und Handwerkern gemächlich nährt, in der Vorzeit 100,000 Jäger und Krieger ihre Nahrung nicht finden konnten. Vielleicht läßt sich auf den Auszug der Helvetier, welche zu Cäsars Zeit mit Weib und Kind ihr schweizerisches Heimathland verließen, hinsichtlich der Volksmenge von ganz Altdeutschland eine Schlußfolgerung gründen. Cäsar erzählt uns, daß die Gesammtzahl der Helvetier 368,000 Personen jedes Alters und Geschlechts betragen habe. Sollte nun diese Angabe nicht zu der Annahme berechtigen, daß unter der Bevölkerung vom damaligen Gesammtdeutschland etwas über eine Million wehrhafter Jünglinge und Männer vorhanden gewesen sey? Diese Zahl niedriger zu greifen, läßt mir die Beherzigung der Kriegermassen, welche einige Jahrhunderte später über das römische Reich herstürzten, als unthunlich erscheinen.

Welche Zahl aber auch immer die Bewohnerschaft Germaniens erreichte, eine geschlossene Masse, einen Gesammtstaat bildete sie nicht. Wie von Uralters her der freie deutsche Mann mit Vorliebe abgesondert auf seiner Hufe lebte — eine germanische Sitte, die uns insbesondere die bäuerischen Gehöfte Westphalens noch heut zu Tage lebhaft vergegenwärtigen —, so sonderte sich auch Stamm von Stamm und dieses Sondergelüste, tief begründet in dem germanischen Streben nach Geltendmachung der Persönlichkeit, war von je als trennender Keil in den Gesammtstamm deutscher Nation getrieben. Das häusliche Leben hat bei uns das staatliche stets in den Hintergrund gedrängt und nur einem Sohne der Mutter Germania, dem angelsächsischen in England, war es beschieden, dieses und jenes gleich tüchtig und erfreulich auszubilden. Die einzelnen Stämme waren unter sich an Volkszahl und Macht sehr verschieden. Nur große, allgemeine Gefahr vermochte die getrennten, meist mit einander in Fehde lebenden zu gemeinschaftlichem Handeln zu vereinigen. Sonst schlang nur Gemeinsamkeit

der Sprache, der Sitte, der religiösen Vorstellungen ein loses Band um sie. Von urzeitlichen deutschen Völkerbünden waren vor allen drei berühmt und auf die Geschicke des Gesammtvaterlandes Einfluß übend: der von Cäsar geschilderte Suevenbund, der von Hermann gestiftete niederdeutsche Cheruskerbund und der diesem entgegenstehende oberdeutsche Markomannenbund, an dessen Spitze Marbod stand. Im untersten Rheingau saßen die Bataver, weiter hinauf an beiden Ufern unseres schönsten Stromes die Ubier (bei Köln), die Trevirer (um Trier), die Nervier (im Hennegau), die Vangionen (bei Worms), die Nemeter (um Speier), die Triboker (im Elsaß). Zwischen Rhein und Elbe wohnten die Katten (in Hessen), die Usipier (nördlich von der Lippe), die Tenkterer (im Bergischen), die Cherusker (auf beiden Seiten des Harzes), die Brukterer (im Osnabrückischen) und nördlich von ihnen die Chamaven und Angrivarier. Zwischen Weser und Ems mögen die von Tacitus erwähnten Dulgibiner und Chasuaren gesessen haben. In den Nordseegegenden hausten die Chauken und Friesen, an den Küsten der Ostsee die Heruler und Rugier, an der Niederelbe die Sachsen, an welche südöstlich die Angeln grenzten, weiter hinauf am Westufer der Elbe die Longobarden, in dem deutschen Donaugebiete und später in Böhmen die Markomannen, den Strom weiter hinunter die Quaden, in Schlesien die Semnonen und Burgunder, zwischen Weichsel und Pregel die Gothen. Den Namen der Sueven trug eine Vereinigung vieler Völkerstämme in dem weiten Raume zwischen der Elbe, der Weichsel und der Ostsee. Später breitete sich dieser Bund gegen den deutschen Süden aus, daher hier noch jetzt der Stammname der Schwaben berühmt ist. Die Grenzen aller dieser und anderer Stämme lassen sich nicht genau bestimmen. Sie wechselten schon in der Urzeit häufig ihre Sitze und die Völkerwanderung verwischte die taciteische Zeichnung germanischer Stammgrenzen vollends bis zur Unkenntlichkeit.

Die Schriftsteller der Alten stimmen darin überein, daß sie in den Germanen ein Volk von hoher Eigenthümlichkeit in physischer und moralischer Beziehung anerkennen. Tacitus insbesondere preist sie als eine „unvermischte, nur sich selbst ähnliche" Nation. Ein hoher und muskelkräftiger Wuchs, Stärke und Rüstigkeit der Glieder, feuriges Blau der Augen, röthliches Blond der Haare, eine franke freie Haltung gelten als charakteristische Kennzeichen der germanischen Race; nicht minder Wunden und Tod verachtende Tapferkeit, ein bis zur Wuth sich steigernder Streitmuth, der den Römern unter dem Namen des **furor teutonicus** lange Zeit hindurch Schrecken einflößte. In seinem Berichte von den Kämpfen mit Ariovist gibt Cäsar eine höchst anziehende Schilderung von dem Grauen, welches die Römer bei ihrem ersten feindlichen Zusammentreffen mit den Deutschen empfanden, und noch in unseren Tagen hat bei den Italienern dieses Grauen vor den „deutschen Eisenherzen (**cuôri di ferro**)", wie sie unsere Krieger nennen, verhängnißvolle Wirkung gethan. Bei sehr mangelhafter Bewaffnung — denn unseren Altvordern waren die Künste des Bergbaues und der Schwertfegeresse unbekannt — wußten sie durch die unwiderstehliche Gewalt ihres Anstürmens die römischen Legionen niederzuwerfen. Ihre Hauptwaffen waren Pfeile und Spieße, letztere, Framen genannt, mit schmaler und kurzer Eisenspitze versehen, zur Wehr von nahe und ferne gleich geeignet. Nur mit dem leichten Kriegsmantel bekleidet, selten mit Panzer und Helm versehen, gingen diese gegen Frost und Unwetter abgehärteten, dem Hunger und der Ermüdung trotzenden Männer in die Schlacht. Ihre Hauptstärke bestand im Fußvolke, doch kannten und übten sie auch den Gebrauch der Reiterei. Ihre Schlachtordnung stellten sie in Keilrotten auf. Flucht beschimpfte und die Zurücklassung des Schildes machte geradezu ehrlos. Waffen waren des freien Mannes Kennzeichen, Schmuck und Stolz; sie anzulegen war Keinem gestattet, bevor die Gemeinde ihn wehrhaft erklärte. Die Wehrhaftmachung der Jünglinge mit Schild und Frame ge=

schah in voller Versammlung der Gemeinde, in welcher sie erst durch diesen Akt Sitz und Stimme erhielten. Den Oberbefehl im Kriege verlieh nicht die Geburt, sondern vorragende Tapferkeit. Wer den Anführer überlebend aus der Schlacht zurückkehrte, war entehrt auf Lebenslang. Durch Vertheilung der Beute, durch Geschenke von Rossen und Waffen, durch reichliche Bewirthung knüpfte der Häuptling sein kriegerisches Gefolge fester an sich. Die Mittel zu solchem Aufwand lieferten Krieg und Raub und daher auch die unersättliche Kriegslust der Anführer und Gefolgschaften. Außer dem Krieg wurde einzig und allein noch die Jagd als ein freier Männer würdiges Geschäft angesehen. Die Zeit, welche sie nicht mit Jagd und Krieg ausfüllten, verbrachten sie in träger Ruhe oder mit Zechgelagen, welche die beiden großen altgermanischen Laster, Trinksucht und Spielsucht, nährten. Aus Feldfrüchten, geronnener Milch und Wildpret bestand vornehmlich ihre Kost; ihr Getränk, das sie im Uebermaß liebten, war ein aus Gerste oder Weizen gezogener Saft, zu einiger Aehnlichkeit mit Wein verderbt, wie des Tacitus treffender Ausdruck besagt. Vielleicht ist ein gut Theil deutscher Philisterei diesem dumpfen, Dickbäuche schaffenden Nationalgetränk zuzuschreiben. Da es bräuchlich war, Tag und Nacht ununterbrochen fortzuzechen, ging das Gelage nicht selten in Kampftumult über, um mit Todtschlag zu endigen. Vom Biere erhitzt, ja wohl auch nüchtern, Hab und Gut, ja zuletzt die persönliche Freiheit im Würfelspiele einzusetzen, war durchaus nicht ungewöhnlich. Andererseits wurden fast alle wichtigen Angelegenheiten beim Gastmahle verhandelt. Hier wurden Aussöhnungen zuwegegebracht und Ehebündnisse verabredet, hier wurden sogar über Krieg und Frieden Beschlüsse gefaßt, hier zeigte sich die Gastfreundschaft, diese von den Germanen bis in ihre äußersten Konsequenzen geübte Tugend, in ihrem vollsten Glanze, hier wurde unserer Ahnen liebstes Schauspiel, nackter Jünglinge Tanz zwischen aufgerichteter Schwerter Schneide, aufgeführt, hier endlich öffnete sich bei „zwang-

loser Fröhlichkeit das Innere der Brust eines Volkes ohne List und Trug".

Der einzige der Rede werthe Nationalreichthum von Altdeutschland bestand in Heerden. Der Boden, dessen Anbau den Weibern, den Greisen und Sklaven überlassen war, brachte nur zur Nothdurft Getreide hervor. Feinere und reichlichere Erzeugnisse versagte er, wie überall, wo die Landwirthschaft noch in ihrem Kindheitsalter steht. Rinder- und Schafheerden nebst Waffenvorrath und Rossen waren der einzige und liebste Reichthum, der auch zum Tauschhandel die Mittel bot. Die Werthschätzung von Gold und Silber, Kenntniß und Gebrauch des Geldes kamen erst allmählig von den Römern herüber.

Die Besiedlungsart des Landes stand raschem Vorschreiten der Kultur im Wege. Abgesondert und zerstreut siedelten die Germanen sich an, wo gerade „ein Quell, eine Flur, ein Gehölz sie einlud". Holz und Lehm bildeten die gebräuchlichen Baustoffe, doch deutet das Uebertünchen der Hauswände mit einer Art glänzender Erde das Erwachen des Schönheitssinnes leise an. Den Winter über suchten Viele in Erdhöhlen Zuflucht vor der Kälte. Jeder umgab seine Wohnung mit einem Hofraum und diesen mit einer Umzäunung, so daß das Ganze eine Art Burg darstellte (daher der Name „Wehre"), eine germanische Sitte, deren hohe Bedeutung in des Engländers Grundsatz: **My house is my castle!** noch heute fortlebt. Ein germanisches Dorf bildete nicht etwa zusammenhängende Gassen, sondern bestand aus einer Anzahl vereinzelter, auf einer weiten Fläche zerstreuter Höfe. Städte waren unseren Vorfahren geradezu widerwärtig. Sie sahen solche Mauerwerke als eine Beeinträchtigung männlich freien Lebens an. Als in den Kriegen des Civilis die Tenkterer durch eine Gesandtschaft die Ubier aufforderten, zur Zerbrechung des Römerjoches gemeinschaftliche Sache mit ihnen zu machen, bestanden sie vor Allem darauf, daß Köln, diese berühmte, von der Kaiserin Agrippina gegründete römische Pflanzstadt, zerstört würde, als ein Bollwerk

der Knechtschaft, in dessen Mauern eingeschlossen man die Tapferkeit verlerne.

Einfach und rauh, wie ihr ganzes Leben, war auch die Tracht der Germanen. Allgemeinstes, bei den Aermeren einziges Kleidungsstück war ein Mantel oder Rock aus Thierfellen oder Linnen, auf der linken Schulter mit einer Spange oder in Ermangelung derselben mit einem Dorn befestigt. Demzufolge jedoch, was alte Autoren über die Tracht unserer Ahnen beibringen, dürfen wir annehmen, daß die Kleidung der Reicheren und der Frauen nicht so ganz waldursprünglich gewesen sey, sondern daß der wohlhabendere Mann einen kurzen, anliegenden Rock mit Aermeln und Beinkleidern getragen habe, über welchen ein Mantel aus Fellen oder Pelzen geworfen war. Auch die Frauen hatten diesen Mantel und darunter trugen sie einen längeren Leibrock, welcher ohne Aermel war und Arme, Schultern, Nakken und den oberen Theil der Brust bloß ließ. Rechnen wir hierzu bei beiden Geschlechtern noch einen Leibgürtel, so haben wir eine Tracht, welche sich in ihren wesentlichen Zügen das ganze Mittelalter hindurch gleich blieb. Von uraltem Ursprung scheint die Sitte germanischer Krieger, ihr Haupt mit dem Kopffell wilder Thiere zu bedecken, um sich in der Schlacht ein schreckhafteres Ansehen zu geben. Daß die Bekanntschaft mit den Römern eine allmählige Vervollständigung und Schmückung der Kleidung und Bewaffnung herbeiführen mußte, versteht sich von selbst. Mußte doch der häufigere Anblick der Bequemlichkeiten und des Luxus, welche die Römer in ihren Pflanzstädten im südlichen und westlichen Deutschland entfalteten, seine naturgemäße Wirkung auf die Kinder des Waldes üben, um so mehr, da die römische Tracht in ihrem Grundwesen mit der germanischen übereinstimmte. Der deutsche Nachahmungstrieb, welcher später so viel leidige Nachäffungssucht in unsere Geschichte gebracht, that das Uebrige.

Der lichteste Punkt in der Sittengeschichte unserer Vorfahren ist das Verhältniß der beiden Geschlechter

zu einander und die Stellung der Frauen, eine Stellung, welche unverhältnißmäßig höher und edler ist als die, welche das antike Zeitalter dem Weibe einräumte. Während der poetische, künstlerische Grieche, eben so wenig als der pragmatische Römer, seiner Vorstellung von dem Weibe als von etwas Untergeordnetem, ja sogar Unreinem, nie sich entschlagen konnte, wuchs in den Schatten germanischer Wälder eine Ansicht vom Weibe groß, welche dem deutschen Idealismus zum höchsten Ruhme gereicht. Daß, mit einem Schriftsteller unserer Tage zu sprechen, die Frau die nährende und wärmende Flamme der Geschichte ist, das haben erst die Germanen erkannt; erst durch sie wurde das Weib wirklich in die Gesellschaft eingeführt. Sie sahen, berichtet Tacitus, im Weibe etwas Heiliges, Vorahnendes; sie achteten auf den Rath der Frauen und horchten ihrem Ausspruche. Wie begabte Frauen im alten Deutschland nicht selten prophetisches Ansehen besaßen, beweist der von unserem eben erwähnten Gewährsmanne bezeugte Einfluß, welchen Aurinia und Veleda unter ihrem Volke geübt. Die letztere, eine Jungfrau aus dem Stamme der Brukterer, herrschte, zur Zeit der Kriege der Deutschen gegen die Römer unter Vespasian, weit umher; Civilis begehrte ihres Rathes und übersandte ihr Trophäen seiner Siege. Vom Priesterthum der germanischen Frauen weiter unten. Von der den Frauen gewidmeten Verehrung legen schon die altdeutschen Frauennamen sinnvolles Zeugniß ab. Zu den ältesten mögen gehören: Sconea (die Schöne), Berhta (die Glänzende), Heidr (die Heitere), Liba (die Lebendige), Swinda (die Rasche). Später kamen eine Menge nicht minder sinnige hinzu, in welchen besonders die Zusammensetzungen mit wiz (weiß, z. B. Svanhrit), heit (strahlend, z. B. Adalheit), brun (hell, z. B. Kolbrun) und louc (lohend, z. B. Hiltilouc) vorschlagen. Ihrerseits wußten die germanischen Frauen der Männer Achtung zu erwerben und zu erhalten. Wie Tapferkeit des Mannes, so war Keuschheit des Weibes höchste Zier. Das Preisgeben der Jung-

fräulichkeit vor der Ehe war diesen hochschlanken, blondhaarigen, blauäugigen Schönen unbekannt und wurde in den seltenen Fällen, wo es vorkam, mit der für ein Mädchen härtesten Strafe belegt, denn einer Entehrten gewann weder Schönheit noch Reichthum einen Mann. Wie hoch als Ehegenossin die Frau gehalten wurde, deutet schon das Wort an, denn Frau bedeutet ursprünglich die Frohmachende, Erfreuende, und erhielt später geradezu die Bedeutung „Herrin". Im Allgemeinen eilten im alten Deutschland beide Geschlechter mit Eingehung des Ehebundes nicht allzu sehr. Vollreife des Leibes und Geistes ward dazu gefordert und vor Erreichung des 20. Jahres in der Regel keine Heirath geschlossen. In der ältesten Zeit lag in der Darbringung von Geschenken Seitens des Bräutigams an die Verwandten der Braut wohl ein faktisches Erkaufen der Person der letzteren, später erhielt der Brautkauf mehr eine symbolische Bedeutung, indem er die Befreiung der Braut von der angeborenen Mundschaft des väterlichen Hauses und ihren Uebertritt in das Geschlecht und den Schutz des Bräutigams veranschaulichte. In Rindern, in einem aufgezäumten Roß, einem Schild nebst Frame und Schwert bestanden die Gaben des Werbers; ihrerseits brachte auch die Braut demselben kriegerisches Rüstzeug zu. Sonstige Mitgift der Frauen konnte nur in fahrender Habe bestehen, wenigstens in der Urzeit, denn in dieser war das Weib vom Grundbesitz ausgeschlossen. Wie weit das eheliche Verhältniß der Germanen über den geschlechtlichen Zuständen barbarischer Völker stand, beweist die bei den meisten Stämmen vorherrschende Sitte der Monogamie, welche freilich bei den Großen und Reichen die Gewohnheit, Beischläferinnen zu halten, nicht ausschloß. Die Heilighaltung des Ehebündnisses wurde namentlich von der Frau unbedingtest gefordert. Ehebruch war äußerst selten, seine Bestrafung summarisch und dem Ehemanne anheimgestellt. In Gegenwart der Verwandten wurde die Ehebrecherin, nachdem man sie entkleidet und des Hauptshaares beraubt, von dem Manne aus dem Hause ge-

stoßen und durch das ganze Dorf gepeitscht. Dem altgermanischen Rechte zufolge durfte der beleidigte Gatte das sündigende Weib sammt dem Buhlen, so er sie auf frischer That ertappte, ungebüßt erschlagen, und noch spät im Mittelalter belegte germanisches Recht da und dort die Ehebrecherin mit der schrecklichen Strafe des Lebendigbegrabenwerdens. Doch dehnte diese spätere Gesetzgebung ihre Härte auch auf den ehebrecherischen Mann aus, eine frühere Ungerechtigkeit sühnend. Das Band der Ehe sollte nur der Tod lösen. In ältester Zeit folgte die Frau dem Gatten wohl auch durch freiwilligen Tod in's Grab, wie Brynhild dem Sigurd, ein Brauch, den die Germanen mit den Indern gemein hatten, der sich aber schon zu des Tacitus Zeiten in Deutschland verloren hatte und nur noch in Skandinavien fortlebte. Der altdeutsche Familienvater that sich Etwas darauf zu gut, eine starke Familie zu haben. Die Zahl der Kinder zu beschränken oder gar eines der nachgeborenen zu tödten, war daher unseren Vorfahren ein Greuel, wogegen allerdings mißgeschaffene Kinder in Sümpfen erstickt wurden. Unter die schwersten Verbrechen rechneten sie Frauenraub und gewaltsame Verletzung weiblichen Schamgefühls. Die Frau stand dem Manne als eine treue Genossin in Glück und Unglück zur Seite, sie besorgte daheim die einfache Feld- und Hauswirthschaft, sie folgte ihm auch auf seinen kriegerischen Zügen, trug ihm Speise und Trank zu und befeuerte durch ihren Zuspruch seinen Schlachtmuth. Werden doch Beispiele erzählt, daß wankende germanische Schlachtreihen durch inständiges Flehen, durch Darhalten der Brust, durch Hinweisung auf die Schmach der Gefangenschaft von Seiten der Weiber wieder hergestellt und zum Siege geführt wurden. Aber auch von der Zornwuth, von der Rach- und Mordsucht germanischer Frauen haben Sage und Geschichte manches Beispiel überliefert, und daß unter den weiblichen Untugenden auch Hinterlist und Treulosigkeit gefunden wurden, hebt die ihrem Inhalte nach älteste Urkunde des Germanenthums, die Edda, an mehreren Stellen scharf genug

hervor. Sagt sie doch einmal geradezu: „Den Worten eines Mädchens traue Niemand, noch dem, was zu dir spricht ein Weib; denn wie ein Rad drehen ihre Herzen sich und Wandel ist in ihre Brust gelegt". Alles zusammengehalten, dürfen wir, ohne unseren Aeltermüttern Unrecht zu thun, die Ansicht aussprechen, daß sie in höherem Grade kräftige und tugendhafte als anmuthige und liebenswürdige Lebensgefährtinnen gewesen seyn mögen. Es muß etwas Sprödes, Herbes, Mannweibliches in ihrer Haltung und in ihrem ganzen Gebahren gelegen haben. Ihre gefälligeren und sanfteren Eigenschaften und Reize zu entwickeln, war der vorschreitenden Kultur vorbehalten.

In den religiösen Vorstellungen eines Volkes pflegt sich dessen ureigenstes Wesen in seiner ganzen Tiefe zu offenbaren, weil in diesen Vorstellungen die ganze Gedankenwelt einer menschlichen Gesellschaft wie in einem Brennpunkt zusammenläuft und alle einzelnen Strahlen ihrer Welt- und Lebensanschauung von diesem Centrum ausgehen. Das Kühne, Trotzige, Wilde, welches im altgermanischen Charakter und allen seinen Aeußerungen zu Tage tritt, wird darum erst recht begreiflich durch Betrachtung der Religion, unter deren Einfluß das Volk dachte, sprach und handelte. Hier aber lassen unsere antiken Führer uns im Stiche, weil sie, unvermögend, die Eigenthümlichkeit dieser nordischen Mythologie aufzufassen, den Ideenkreis ihrer eigenen auf dieselbe übertrugen und ihre Unkenntniß mit dem Schilde griechisch-römischer Götternamen zu decken suchten. Selbst der sonst so scharfsichtige Tacitus weiß bloß zu sagen, daß die Germanen den Merkur und Mars, den Hercules und die Isis verehrt hätten, und als glaubwürdig brauchbar ist von seinen diesfälligen Notizen fast nur die, daß unsere Altvordern es der Hoheit der Götter nicht für angemessen hielten, dieselben in Wände einzuschließen, sondern denselben an Tempelstatt vielmehr heilige Haine und Gehölze weihten. Wenn uns aber hier römische Quellen fehlen, so entschädigen uns dafür reichlich die Resultate einheimischer Al-

terthumsforschung. Diesen zufolge steht es als historische Thatsache fest, daß die altgermanische Religion mit der altnordischen (skandinavischen) identisch gewesen sey, daß also des Nordens Götter auch die unsern waren, daß die wesentliche Gemeinschaft in Sprache, Recht und Sitte, welche zwischen den deutschen und skandinavischen Bruderstämmen der germanischen Völkerfamilie vorhanden war, auch auf den religiösen Glauben im Wesentlichen sich erstreckte.

Ueber den schriftlichen Denkmälern altnordisch-heidnischen Geistes hat ein günstigeres Geschick gewaltet als über den altgermanischen. In der fernen Inseleinsamkeit Islands fand dieser Geist eine Zuflucht vor fürstlicher und christlich-priesterlicher Unterdrückung. Dorthin waren von 874 an norwegische Männer ausgewandert und hatten daselbst ein freies Gemeinwesen gegründet, welches erst nach dem Jahre 1000 unter Einwirkung des vom Mutterlande herübergekommenen Christenthums allmählig dahinwelkte. Die geistige Hinterlassenschaft dieses isländischen Freistaates sind eine Anzahl von Dichtungen und Prosawerken, welche uns die Urzustände des Germanenthums, die vorchristlich-germanische Weltanschauung vergegenwärtigen. Die isländische Dichtung zerfällt in zwei Hauptgattungen: Göttermythen und Heldensagen, wozu als dritte die Lieder der Skalden (Skálld, d. i. Dichter, Sänger) hinzukommen. Die alten Götter- und Heldensagen hat uns als kostbares Vermächtniß überliefert das Sammelwerk, welches unter dem Namen der Edda (Aeltermutter) berühmt ist. Sämund Sigfusson, ein isländischer Gelehrter, welcher 1133 starb, hat diese Sammlung veranstaltet, weswegen sie auch die Sämundsche Edda heißt oder auch die ältere, im Gegensatz zu der jüngeren, von welcher unten Meldung geschehen wird. Die Lieder der älteren Edda sind in Stabreimen (alliterirenden Versen), der ältesten Form germanischer Poesie, gedichtet. Ihre Verfasser sind unbekannt, ihr Alter läßt sich im Einzelnen schlechterdings nicht nachwei-

sen. Aber jedenfalls sind sie ihrem Geiste und größeren Theils auch ihrer Form nach uralt. Kühn, starr, ungeheuerlich, wie die altnordische Natur, ist die Poesie, welche diese Lieder athmen. In knappgeschürzter Sprache, mit wilder Hast und Energie stürzen sie dahin, wie die Harste grimmiger Nordlandshelden zum Kampfe eilten. Die mythologischen Gesänge der Edda erzählen entweder einzelne Göttermythen, oder suchen den ganzen Verlauf der nordischen Götterlehre in grandiosen Umrissen zu zeichnen. Dies thut insbesondere die Völuspa, d. i. die Weissagung oder Vision der Wala (Seherin, Sibylle), welche für das älteste der Eddalieder gilt und ohne Frage das wichtige ist. Unter den epischen Gesängen der Edda stehen an specifisch nordisch-heroischem Gehalt die Helgi-Lieder voran, von noch höherem Interesse für uns aber ist der Liedercyklus, welcher die Sigfrids- und Nibelungensage behandelt, welche hier unzweifelhaft in der ältesten uns erhaltenen Form vorliegt, obgleich sie in ihrer ursprünglichen Gestalt aus Deutschland in den Norden eingewandert ist. Mit der Zeit nahm die epische Dichtung Altskandinaviens eine mehr historische Richtung. In dieser Weise wurde sie von den Skalden gepflegt, deren produktive Thätigkeit vom Ende des 8. bis zum Ende des 11. Jahrhunderts reicht. An die Skaldenpoesie schloß sich die geschichtliche Prosa Islands an. Ihr bedeutendstes Werk ist des 1241 erschlagenen Snorri Sturluson berühmte Geschichte der Könige von Norwegen, nach den Anfangsworten gewöhnlich Heimskringla (Weltkreis) genannt, mit der mythischen Vorzeit beginnend und bis zum Jahre 1176 herabreichend, ein prächtiges Seitenstück zur älteren Edda, in Geist und Form die ganze Wildheit altnordischen Wikingerlebens veranschaulichend. Dem Snorri wird auch, mit Recht jedoch nur theilweise, das didaktische Hauptwerk der isländischen Literatur zugeschrieben, die jüngere Edda, auch Snorraedda genannt, welche in 3 Abschnitten zuerst von Göttermythen, dann von den Regeln der Skal-

bendichtung, endlich von den isländischen Buchstaben (Runen) und den Gesetzen der Redekunst handelt.

Indem ich nun wiederhole, daß die altnordische Religion im Wesentlichen auch die altdeutsche war, daß der skandinavische Odin unser Wodan (Wuotan), der skandinavische Thor unser Donar ist, kurz, daß der nordische Asenglaube auch der unserer Altvordern, gehe ich daran, mit Zugrundelegung der Bibel dieses Glaubens, der Edda, eine rapide Darstellung der religiösen Weltanschauung deutscher Urzeit zu entwerfen.

Asen (Asar, d. i. die Einzigherrlichen, die Göttlichen, gleich dem lateinischen **Divi**) nannten die germanischen Völker die höheren Mächte, welchen die Menschen im dunkeln Drange tiefgewurzelten Abhängigkeitsgefühls von den Naturgewalten religiöse Verehrung zollen. Daß noch die Gothen nach einem großen Siege über das römische Heer ihren Anführern als Göttern gehuldigt und sie Asen genannt, ist historisch beglaubigt. Das religiöse Bewußtseyn der Germanen war ein polytheistisches, allein ihr Polytheismus erhob sich weit über gemeinsinnlichen Fetischmus; denn die Asenlehre wurzelte in der Annahme eines geistigen Urwesens, Allvater (Walvater, Alfadur, Alldafathr), welches war, ehe die Welt entstand, und seyn wird, wenn diese längst wieder untergegangen. Dem Schöpferwort dieses Urwesens verdankt Alles sein Daseyn, auch die Götter und die Menschen. Ihm kommt also in der germanischen Religion die Stelle zu, welche in der altpersischen das Urwesen Serwane Akherene inne hatte. Wie dieses tritt es aus der sinnlichen Vorstellung völlig in die Sphäre der Idee zurück, während die verschiedenen Attribute seines Wesens in der Form von Göttern und Göttinnen dem sinnlicheren Begriffsvermögen des Volkes näher treten. So gestaltete sich der nordische Olymp (Asgard). Der oberste Herrscher desselben ist der weise Odin, reitend auf seinem achtfüßigen Wunderroß Sleipnir, seinen niefehlenden Speer Gungnir in der Hand. Um ihn grup-

pirt sich sein zahlreiches Geschlecht, der Donnergott Thor, der als streitgewaltigster, von der nordischen Mythe mit Vorliebe behandelter Ase den unwiderstehlich zermalmenden Hammer Miöllnir führt, ferner der milde, gerechte Baldur, der schnelle, schlaue Hermodur, der liederspendende Bragur oder Bragi, dann Heimdall, der Wächter der gen Asgard emporführenden Bifröstbrücke, der Wettergott Freir, der Zwisteschlichter Forseti, der verschwiegene Widar, der muthige Uller, der bogenkundige Wali, der windebeherrschende Niördr, der blinde Hödur und der unerschrockene Tyr. Ihrerseits hat Odins Gemahlin Frigg einen zahlreichen Kreis von Töchtern, Gefährtinnen und Dienerinnen um sich, Freia, Iduna, Lofn, Gesion, Saga, Fulla, Siöfn, Eir, Hlin, Syn, Wara, Snotra, Gna, Jörd und andere. Besondere Erwähnung verdienen die Nornen und die Walküren. Erstere, Personifikationen der ewigen Naturnothwendigkeit, wohnen unter der Lebensesche Yggdrasil; sie sind 3 an der Zahl, Urd, Werdandi und Skuld, ordnen nach unwandelbaren Gesetzen den Lauf der Dinge und ertheilen den Asen Rath. Den Walküren (Todtenwählerinnen) liegt ob, in unvergänglicher Schönheit in die Schlacht zu reiten, die zum Tode bestimmten Helden auszuwählen, die Gefallenen in Odins Saal zu geleiten und sie dort beim Gelage zu bedienen. Dem Geschlechte der Asen steht feindlich gegenüber das der Riesen (Joten, Jötune), welche in Jötunheim wohnen, und Loki sammt seiner Nachkommenschaft. Loki ist das böse Princip, der Ahriman der Asenreligion. Er ist selbst ein Ase, aber den anderen völlig ungleich, ein Dämon voll Arglist und Verruchtheit, der Vater der Lüge, der Schöpfer von Laster und Frevel. Mit dem Jotenmädchen Angurboda zeugt er 3 Ungeheuer, die erdumspannende Schlange Jormungandr (Mitgardschlange), den Wolf Fenris und die scheußliche Todesgöttin Hel, welche Helheim beherrscht, den traurigen Aufenthaltsort der Geister derer, welche nicht den Tod des Kriegers starben. Sehr seltsam ist es, daß Loki immer in der Gesellschaft der Asen erscheint, da er ihnen doch alles mög=

liche Leidwesen bereitet. Unter den untergeordneten Genien und Dämonen der nordischen Mythologie spielen die Zwerge und Elfen (Alfen) eine bedeutende Rolle. Jene, in Felsen oder unter der Erde wohnend, sind als Zauberer gefürchtet und als Künstler geschätzt. Die Elfen theilen sich in Lichtelfen und in Schwarzelfen; die ersteren sind lieblich anzusehen, gefallen sich im Umgange mit den Menschen und spenden ihnen Wohlthaten, die letzteren sind mißgestaltet und von heimtückischer, schadenfroher Sinnesart. — Der Verlauf nordischer Kosmogonie und Göttergeschichte stellt sich folgendermaßen dar. Bevor Himmel, Erde und Meer existirten, waren vorhanden drei Dinge: Hitze, Kälte und Wasser, über deren Entstehungsweise wir im Dunkeln gelassen werden. Im Süden befand sich die heiße, helle Welt Muspelheim mit ihrem Grenzhüter Surtur, im Norden die kalte Welt Niflheim, von deren Werden wir gleichfalls nicht näher unterrichtet sind. Zwischen beiden that sich ein ungeheurer Abgrund auf. Dieser wird ausgefüllt durch das Eis, welches 12 aus Niflheim kommende Flüsse in ihm ablagern. Auf diesem Raume begegnen sich die Feuerstrahlen aus Muspelheim und der Reif aus Nifltheim. Letzterer schmilzt und aus den niederfallenden Tropfen entsteht der Riese Ymir und seine Ernährerin, die Kuh Audhumla, aus deren Euter 4 Milchströme rannen. Einst, als Ymir schlief, fing er an zu schwitzen und da wuchs ihm unter seinem linken Arm Mann und Weib und sein einer Fuß zeugte mit dem anderen einen Sohn. Von diesem stammt das Geschlecht der Riesen oder Joten, auch Hrimthursen (Frostriesen) genannt. Die Kuh Audhumla nährte sich durch Belekken der Eisblöcke, welche salzig waren, und den ersten Tag, da sie die Steine beleckte, kam aus denselben am Abend Menschenhaar hervor, den anderen Tag eines Mannes Haupt, den dritten Tag war es ein ganzer Mann und der hieß Buri. Er gewann einen Sohn, wie, ist nicht gesagt, der den Namen Bör führte. Bör vermählte sich mit dem Riesenmädchen Bestla und zeugte mit seinem Weibe 3 Söhne, Odin,

Wili und We. Odin aber und seine Gattin Frigg sind die Stammältern des Asengeschlechtes. Börs Söhne tödteten den Riesen Ymir, aus dessen Wunden so viel Blut lief, daß das ganze Geschlecht der Hrimthursen ertrank, bis auf Einen, Bergelmir geheißen, der sich mit seinem Weibe auf einem Boote rettete und von dem nachmals das neue Riesengeschlecht stammte — eine eigenthümlich nordische Gestaltung der Diluvialsage. Aus Ymirs Leichnam bildeten Börs Söhne die Welt. Aus seinem Blute schufen sie das Meer und alles übrige Gewässer, aus seinem Fleische die Erde, aus seinen Knochen die Berge, aus seinen Kinnbacken und Zähnen die Steine, aus seinen Haaren die Bäume, aus seinem Gehirne die Wolken, endlich aus seinem Hirnschädel die Himmelswölbung mit 4 Ecken; unter jede Ecke setzten sie als Stütze einen Zwerg und diese Zwerge nannten sie Austri (Osten), Westri (Westen), Nordri (Norden), Sudri (Süden). Noch war die Welt lichtleer und finster. Da nahmen Börs Söhne die Feuerfunken, welche von Muspelheim ausgeworfen umherflogen, und setzten sie an den Himmel, um diesen und die Erde zu erhellen und nach ihrem festgeregelten Gang die Eintheilung von Jahr und Tag bestimmen zu lassen. Auf der kreisrunden Erde, welche rings vom tiefen Weltmeer umgeben ist, befestigten sie das innere Land vermittelst eines aus den Augenbrauen Ymirs gemachten Dammes und nannten es Mitgard. Als sie aber einst am Seestrande gingen, fanden sie 2 Bäume und aus diesen schufen sie das erste Menschenpaar, indem Odin Geist und Leben, Wili Verstand und Bewegung, We Sprache, Gehör und Gesicht hergab. Den Mann nannten sie Ask (Esche), die Frau Embla (Erle). Von diesen kommt das Menschengeschlecht, welchem Mitgard zur Wohnung verliehen ward. Sich selbst aber bauten die Asen mitten in der Welt die Burg Asgard, welche durch die Bifröstbrücke (der Regenbogen) mit der Erde verbunden ist. Der Hof dieser Götterburg heißt das Idafeld, wo sich die Asen zur Berathung und zum Mahle versammeln. Hier wurden 12 Stühle erhöht und ein

Hochsitz für Odin. Der Palast, welcher diese Sitze umgab, hieß Gladsheim und war von Außen sowohl als von Innen von lauterem Golde. Daneben war ein anderer Saal, Wingolf genannt, der war die Wohnung der Asinnen. Die Auszierung Asgards mit kostbarem Hausrath ließen die Asen durch die Zwerge besorgen, welche sie aus den Maden im Fleische Ymirs geschaffen. Es war auch noch ein Saal da, der Walhalla (die Halle der Erschlagenen) hieß. Darin saßen die Einherier, d. h. die gefallenen Helden, und zechten Göttermeth, bedient von Walküren. Jeder Mann, der hienieden in der Schlacht oder an empfangenen Wunden starb, gelangte zu den Freuden Walhalla's, weswegen auch die nordischen Krieger lachend starben und viele Greise, wenn sie ihr Ende herannahen fühlten, sich die Todesrune ritzen, d. i. sich mit der Lanzenspitze verwunden ließen, um nicht hinab zu müssen zur blauen Hel. — In Jötunheim wohnte ein Riese, der Narfi (finster) hieß und eine Tochter hatte, die hieß Nott (Nacht). Von ihrem ersten Gatten Naglfari erhielt sie einen Sohn, Audr (Stoff), von ihrem zweiten Gatten Annar eine Tochter, Jörd (Erde), von ihrem dritten Gatten Dellingr, der vom Asengeschlechte war, wieder einen Sohn, den Dagr (Tag), welcher licht war und schön. Da nahm Allvater die Nacht und ihren Sohn Tag, gab ihnen 2 Rosse und 2 Wagen und setzte sie an den Himmel, daß sie alle 2mal 15 Stunden um die Erde fahren sollten. Die Nacht fährt voran mit ihrem Rosse, welches Hrimfari (reifmähnig) heißt und jeden Morgen die Erde mit dem Schaum seines Gebisses bethaut. Der Tag folgt ihr mit seinem Rosse Skinfari (lichtmähnig), welches mit dem Glanze seiner Mähne Luft und Erde erleuchtet. Weiter hatte ein Mann, Namens Mundilföri, 2 Kinder, die waren hold und schön, und er nannte den Sohn Mani (Mond) und die Tochter Sol (Sonne). Allein ihr Stolz erzürnte die Asen, sie nahmen die Geschwister und setzten sie an den Himmel und hießen Mani den Gang des Mondes leiten und hießen Sol die Hengste führen, die den Sonnenwagen zogen, welchen die Asen

aus den Feuerfunken aus Muspelheim geschaffen. Sonne und Mond aber fahren so schnell, weil sie beständig gejagt werden von 2 riesenhaften Wölfen, Sköll und Managarm (Mondhund), Kindern eines Riesenweibes. — Lange lebten die Asen fröhlich und sorglos ein goldenes Zeitalter, nachdem sie die gefährlichen Kinder Loki's einstweilen unschädlich gemacht, indem sie der Hel die Herrschaft über das Todtenreich gegeben, die Mitgardschlange in's Weltmeer gestürzt und den Wolf Fenris mit einem durch die Schwarzelfen aus den Barthaaren einer Jungfrau und dem Schall des Katzentritts gewobenen Band — (in dem Spiel mit Unmöglichkeiten kommt die altnordische Poesie mit der altindischen bedeutsam überein) — gefesselt hatten. Aber ihr schlimmster Feind, Loki selbst, war nicht unthätig. Die Mythe von den 3 Riesenmädchen, welche nach Asgard kamen und den Asen die wunderbaren Goldtafeln wegnahmen, worauf schicksalsmächtige Runen (Sprüche) urältester Weisheit geschrieben waren, darf man wohl auf die Nornen deuten, welche den Göttern ihr Geschick bestimmten. Dies verfinstert sich nun allmählig, besonders rasch aber, nachdem durch Loki's Tücke der Tod des gerechten Baldurs war herbeigeführt worden. Die Götter nahmen zwar Rache für dieses und Anderes, indem sie den verrätherischen Loki an einen Felsen schmiedeten, so, daß eine über ihm aufgehangene Giftnatter ihm ihr Gift beständig in's Gesicht träufelte. Hier stoßen wir dann auch auf einen der wenigen sanften, auf einen der schönsten Züge der nordischen Mythologie. Loki's Weib nämlich, Sigyn, hält unwandelbar treu bei dem Gefesselten aus und wehrt in rührender Liebe das tropfende Natterngift durch Unterhalten einer Schale von dem Antlitz des Gatten ab. Ist die Schale voll, so gießt Sigyn sie aus; derweil aber tropft dem Loki das ätzende Gift in's Gesicht, wogegen er sich in seinen Banden so heftig sträubt, daß die ganze Erde schüttert, und das ist, was die Menschen ein Erdbeben nennen. Frei wird er erst wieder zur Zeit der Götterdämmerung Ragnarökr). Das ist der Weltuntergang. Schauerliche

Vorzeichen künden das große Ereigniß an. „Brüder befehden sich, wie es in der Völuspa heißt, und fällen einander, Geschwisterte sieht man die Sippe brechen; Unerhörtes ereignet sich, großer Ehebruch (sehr charakteristisch!); Beilalter, Schwertalter, wo Schilde klaffen, Windzeit, Wolfzeit, eh' die Welt zerstürzt." Den jüngsten Tag der nordischen Religion selbst beschreibt die jüngere Edda sehr anschaulich also: „Da geschieht es, was die schrecklichste Zeitung dünken wird: daß der Wolf die Sonne verschlingt den Menschen zu großem Unheil. Der andere Wolf wird den Mond packen und die Sterne werden vom Himmel fallen. Da wird es sich auch ereignen, daß so die Erde bebt und alle Berge, daß die Bäume entwurzelt werden, die Berge zusammenstürzen und alle Ketten und Bande reißen. Da wird der Fenriswolf los und das Meer überfluthet das Land, weil die Mitgardschlange wieder Jotenmuth annimmt und das Land sucht. Der Fenriswolf fährt mit klaffendem Rachen umher, daß sein Oberkiefer den Himmel, sein Unterkiefer die Erde berührt. Feuer glüht ihm aus Augen und Nase. Die Mitgardschlange speit Gift, daß Luft und Meer entzündet werden; entsetzlich ist ihr Anblick, indem sie dem Wolf zur Seite kämpft. Von diesem Lärmen birst der Himmel. Da kommen Muspelheims Söhne hervorgeritten, Surtur fährt an ihrer Spitze, vor ihm und hinter ihm glühendes Feuer. Indem sie über die Brücke Bifröst reiten, zerbricht sie. Da ziehen Muspels Söhne nach der Ebene, die Wigrid heißt. Dahin kommt auch der Fenriswolf und die Mitgardschlange und auch Loki wird dort seyn und mit ihm alle Hrimthursen und Hels ganzes Gefolge. Und wenn diese Dinge sich begeben, erhebt sich Heimdall und stößt aus aller Kraft in's Giallarhorn und ruft alle Götter zum Kampfe. Odin voran, eilen die Asen und Einherier zur Wahlstatt. Odin eilt dem Fenriswolf entgegen und Thor schreitet an seiner Seite, mag ihm aber wenig helfen, denn er hat vollauf zu thun, mit der Mitgardschlange zu kämpfen. Freir streitet wider Surtur und kämpfen sie ein hartes Treffen, bis Freir erliegt. Inzwischen

ist auch Garm, der Hund, los geworden; der kämpft mit Tyr und bringt Einer den Andern zu Falle. Dem Thor gelingt es, die Mitgardschlange zu tödten, aber kaum ist er 9 Schritte davongegangen, so fällt er todt zur Erde von dem Gifte, das der Wurm auf ihn speit. Der Fenriswolf verschlingt Odin und wird das sein Tod. Alsbald kehrt sich Widar gegen den Wolf, setzt ihm den Fuß in den Unterkiefer, greift ihm mit der Hand nach dem Oberkiefer und reißt ihm den Rachen entzwei und wird das des Wolfes Tod. Loki kämpft mit Heimdall und erschlägt Einer den Andern. Darauf schleudert Surtur Feuer über die Erde und verbrennt die ganze Welt". Doch nicht mit solchem haarsträubenden Schrecken endigt die nordische Mythologie. Das wirbelnde Sturmlied verklingt in dem sanften Säuseln eines neuen Schöpfungsmorgens, welcher anhebt, wenn die Flammen der Weltverbrennung ausgetobt. In verjüngter Schönheit, im grünsten Schmucke taucht die Erde wieder aus den Meeresfluthen auf und Korn wächst darauf ungesäet. Die Asen erstehen aus ihrer Vernichtung, kommen gen Asgard und finden dort auch die goldenen Runentafeln wieder. Auch das Menschengeschlecht war nicht völlig untergegangen. Ein Menschenpaar, Lif (Leben) und Lifthrasir (Lebenskraft) hatte sich im Hoddmimirsholze vor Surturs Flammen geborgen und mit Morgenthau sich genährt. Von diesen Beiden stammt ein so großes Geschlecht, daß es die ganze Erde bewohnen wird. Die Seelen der in der Weltverbrennung untergegangenen Menschen aber wohnen in Naſtrand (Leichenstrand), wo die Bösen leiden, und in Gimil (Himmel), wo die Guten seliger Wonnen ohn' Ende genießen. So finden wir denn auch im urgermanischen Glauben die bedeutsame Lehre von der endlichen Wiederbringung aller Dinge, wobei freilich anzumerken ist, daß hier christliche Einflüsse thätig gewesen seyn mögen. Wenigstens die Lehre von der Bestrafung der Bösen in der Hölle und von der Belohnung der Guten im Himmel trägt entschieden christliches Gepräge, wenn schon der Glaube an eine Fortdauer nach

dem Tode der Asenreligion in ihrer Ursprünglichkeit innewohnte.

Den Kultus der altgermanischen Religion haben wir uns sehr einfach zu denken. In das geheimnißvolle Dunkel der Wälder verlegte germanische Innerlichkeit die Stätten ihrer Gottesverehrung und verlieh der Aeußerung derselben gern einen mysteriösen Anstrich, wie insbesondere der Kult der Hertha (Jörd) auf Rügen (oder Helgoland? oder Seeland?) darthut. Was Tacitus davon erzählt, zeigt übrigens, daß der religiöse Glaube unserer Vorväter einen sänftigenden, friedestiftenden Einfluß auf ihre trotzigen Gemüther geübt. Auf die bildliche Darstellung ihrer Götter großen Werth zu legen, verbot den Germanen schon ihre Unerfahrenheit in der Bildnerei, jedoch war eine solche Darstellung keineswegs ganz ausgeschlossen. Es beweist dies insbesondere das berühmte altsächsische Nationalheiligthum, die Irminsäule, welche Karl der Große zerstörte. Sie stellte, gemäß germanischer Mannhaftigkeit, einen bewaffneten Mann vor, in der Rechten eine Fahne haltend, in der Linken eine Wage, als Sinnbild des Kriegsglückes. Vielleicht war es ein Bild des Thor oder Donar. Diesem war die Eiche, als Sinnbild der Kraft, geweiht. Heilige Stätten waren außer den Hainen auch Quellen, Wasserfälle, Berggipfel. Außer dem Gebet gehörten, wie alte Volksgebräuche schließen lassen, auch Gesang und Tanz zum Gottesdienste, so wie festliche Umzüge, mit denen namentlich der Wechsel der Jahreszeiten begangen wurde. Die freudigste Feier dieser Art rief der Frühlingsanfang hervor. Des Kultus wesentlichsten Theil aber machten die Opfer aus, denn der unter den mannigfaltigsten Formen in allen Religionen wiederkehrende Gedanke, die Götter durch Darbringung von Opfergaben zu versöhnen, ihre Hülfe gleichsam zu erkaufen, ihnen zu danken, fehlte auch in der germanischen nicht. Unsere Altvordern opferten ihren Göttern Früchte, Thiere und — es läßt sich nicht verschweigen — Menschen. Die Sachsen opferten, bevor sie auf eine gefahrvolle Unternehmung aus-

zogen, dem Wodan den zehnten Mann; die Katten gelobten im Kriege gegen die Hermunduren die Opferung aller gefangenen Männer und Rosse, denn letztere Thiere wurden als eine der Gottheit besonders wohlgefällige Opfergabe angesehen. Zum Opferdienste gehörte wohl auch das Anzünden von Feuern auf Bergen und Hügeln. Aus dem Wiehern der Pferde, aus dem Flug und Geschrei der Vögel wurden mancherlei Weissagungen und Mahnungen gezogen. Eine andere, eigenthümliche Art von Orakeleinholung war die Ziehung von Runen. Das hierbei beobachtete Verfahren beweist zugleich das Vorhandenseyn einer Art von Buchstabenschrift im alten Deutschland. In die abgebrochenen Zweige eines fruchttragenden Baumes, als welcher und zwar vornehmlich auch die Buche angesehen ward, wurden gewisse Zeichen geritzt oder geschnitten. Dann streute man diese Zweige oder Stäbe (daher Buch=Staben) auf's Gerathewohl auf den Boden, las sie wieder auf (daher unser Wort lesen) und deutete ihren Sinn jenen Zeichen gemäß, indem man entweder, wie die Buchstaben nach und nach aufgelesen wurden, ein Wort aus ihnen zusammengesetzte, oder dem Namen jedes einzelnen Buchstabs eine Beziehung auf den in Frage stehenden Gegenstand gab. Diese urgermanische Buchstabenschrift war eine nicht gemeine Kenntniß und deshalb erhielt sie den Namen Runenschrift (von Runa, Geheimniß). Bis weit in's Mittelalter hinein wurden insbesondere in Skandinavien Runen in Holz geschnitten und in Steine gehauen. — Ein abgeschlossener Priester= und Priesterinnenstand kann im alten Germanien schwerlich angenommen werden. Jeder freie Mann war Priester seines Hauses, jeder Aelteste Priester seiner Gemeinde. Weil nach dem Glauben unserer Ahnen dem Weibe etwas Heiliges innewohnte, wurden mit Vorliebe Frauen mit priesterlichen Diensten betraut. Eine Hauptseite solchen Dienstes war die Erforschung des Schicksals, die Weissagung. Hierzu besonders befähigte Frauen genossen hohen Ansehens, wie das Beispiel der schon erwähnten Veleda und andere Fälle

zeigen. Das Fundament dieses Ansehens war unstreitig die Lehre von den Nornen. Die allmählige Uebertragung der Eigenschaften derselben auf die Prophetinnen (Völur, Walen) ist deutlich nachweisbar. Aber die Verehrung dieser weisen Frauen, welche neben der Weissagung auch die Heilkunst betrieben, sollte im Verlaufe der Zeiten in Haß und grausame Verfolgung umschlagen. Denn es darf kühnlich behauptet werden, daß die Tradition von den altgermanischen Walen in der christlichen Zeit „der Zeugungskraft der theologischen und kriminalistischen Phantasie mit den Anlaß gab, jenen Inbegriff von Gebräuchen und Meinungen zu erfinden, der als Hexenwesen bis in unsere Tage spukt". Daß das Hexenwesen, über welches wir bereits in einem frühern Bande dieser Bibliothek gesprochen haben, auch in nichtdeutschen Ländern im Flor stand, vermag diese Ansicht nicht umzustoßen, weil zu berücksichtigen ist, daß der alte Volksglaube bei den verschiedenen Völkern wie in den Grundgedanken so auch in den Nebenzügen vielfachste Uebereinstimmung aufzeigt.

So wie ein Volk aus dem Zustande der Wildheit in den Kreis der Kultur tritt, beginnt es auch dicherische Aeußerung seines Gemüthslebens laut werden zu lassen. An die Thaten der Vorfahren knüpft solche Aeußerung sich mit Vorliebe und vorwiegend episch ist sie schon deshalb, weil kindliche Naivetät am Stofflichen hängt. Ein tiefpoetischer Hauch durchdringt das gesammte Germanenthum und ist uns Bürge, daß der Poesie göttlicher Funke in unserem Lande schon in grauester Vorzeit geglüht. Zu welcher Kühnheit und Macht die Einbildungskraft, aller Dichtung Grundbedingung, bei unsern Ahnen sich gehoben, bezeugt die germanische Götterlehre, an deren mythischem Stoffe die dichterische Thätigkeit früheſtens sich geübt haben mag. Mythischen Inhalts waren auch die alten Lieder von Tuisko und dessen Sohn Mannus, den sagenhaften Stammvätern unseres Volkes. Diese Lieder nennt Tacitus die einzigen geschichtlichen Denkmäler Altgermaniens und in der That ver-

trat das epische Volkslied die Stelle der Geschichtschreibung. Prosa gab es noch keine. Mehr historischen Gehalt als die erwähnten Lieder hatten unstreitig die späteren von den Thaten des Befreiers Armin, welche noch am Ende des 1. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung klangreich unter den deutschen Stämmen umgingen. Gesang erscholl bei den Gelagen unserer Ahnen, mit Gesang zogen sie in die Schlacht. Aus des Schlachtlieds schwächerem oder vollerem Klang suchten sie den Ausgang des Kampfes zu errathen, weswegen sie auch bei Anstimmung ihres Gesanges die Höhlung des Schildes vor den Mund hielten, den Schall dröhnender zu machen. Davon erhielt das Kriegslied den Namen Bardit (Schildlied, vom altnordischen Wort Bardhi, Schild). Die hieraus von deutschthümelndem Eifer gezogene Folgerung, daß in Altdeutschland eine eigene Dichter- und Sängerzunft, die Barden existirt hätten, ist als unbegründet und auf einer Verwechslung germanischer mit keltisch-gallischen Verhältnissen beruhend abzuweisen. Was die Form der alten Mythen- und Kriegslieder betrifft, zu welchen auch noch Spott-, Schmäh- und Räthsellieder gekommen seyn mögen, so ist mit größter Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß dieselbe auf dem Gesetze der Alliteration fußte, daß es die stabreimende war, welche uns die Ueberreste unserer ältesten Dichtung überall entgegentragen. Sehr wohl läßt es sich denken, daß unsere älteste vorchristliche Dichtung mit zwei der bedeutendsten germanischen Sagenstoffen angelegentlicher sich befaßt habe, mit der Sage von dem Drachentödter Sigfrid und der Sage vom Wolf Isengrimm und vom Fuchs Reinhart (d. i. der Schlaue, im plattdeutschen Diminutiv Reinecke). Wenigstens reichen diese Sagen mit ihren Wurzeln weit in die germanische Urzeit hinauf, was der ersteren specifisch mythisch-heidnischer Charakter, der letzteren naive Waldursprünglichkeit darthut. Beider Behandlung hat daher vielleicht schon begonnen, sobald unsere Sprache von dem gemeinsamen Sprachstamme

des Sanskrit und Zend, des Keltischen, Pelasgischen, Slavischen und Germanischen bestimmter sich abzweigte.

Zur Vervollständigung dieses Versuchs einer Schilderung Altdeutschlands ist es nöthig, noch die politischen und rechtlichen Verhältnisse unserer Altvordern in's Auge zu fassen.

Von altdeutscher Freiheit ist viel gesagt und gesungen worden. Unverzeihliche Ignoranz und verzeihlicher Enthusiasmus haben gleicherweise daran gearbeitet, den staatlichen Haushalt unserer Ahnen mit einer Glorie der Freiheit zu schmücken, deren phantastischer Schimmer vor dem Lichte unparteiischer Forschung nicht hat bestehen können. Es ist wahr, es lag in der altgermanischen Freiheit der Verfaultheit der römischen Welt gegenüber „die Ankündigung einer zweiten Jugend Europa's", allein eben so wahr ist es, daß von einer Freiheit im jetzigen Sinne, d. h. von Erstreckung der ewigen Menschenrechte über alle Klassen der Nation, in den altdeutschen Wäldern überall keine Rede war. Es gab Freie, ja, aber Sklaven gab es noch weit mehr. Das ganze Volk schied sich in zwei große Stände, in Freie oder Bevorrechtete und in Unfreie oder Rechtlose. Die letzteren übertrafen die ersteren an Zahl bedeutend: zu allen Zeiten hat ein Herr, eben um den Herrn spielen zu können, viele Knechte nöthig. Der Stand der Freien und der Stand der Unfreien theilten sich wieder jeder in zwei Unterarten, nämlich der erste in edle Freie (Adalinge, Edelinge, in den alten Rechtsbüchern **nobiles** genannt) und in gemeine Freie (Gemeinfreie, **ingenui** oder **liberi**), der zweite in zins- und dienstpflichtige Hörige (Liten, Liute, d. i. Leute, **liti** oder **homines**, wonach also der Name „Mensch" die Bedeutung von „Knecht" hatte) und in eigentliche Sklaven (Schalke, **servi**). Die Sklaven, ein ursprünglich aus Kriegsgefangenen gebildeter Stand, werden in den alten Rechtsbüchern ausdrücklich mit den Thieren auf eine Stufe gestellt. Der deutsche Sklave war eine Sache, eine Waare, ein Tauschmittel; der Herr konnte ihn ungestraft mißhandeln, verwunden, tödten, weil nach altgerma-

nischer Gerichtsverfassung nur Freie im Schutze des Rechtes standen. Die Hörigen oder Liten unterschieden sich von den Schalken dadurch, daß ihnen von den Herren Grundstücke zur Bebauung und Nutznießung gegen gewisse Dienstleistungen und Abgaben (Feod) überlassen wurden und daß sie nur zugleich mit dem Grundstück, auf welchem sie saßen, verkauft werden konnten. Auf dem ökonomischen Verhältniß der Hörigen zu den Grundbesitzern beruht das später ausgebildete Lehns- oder Feudalwesen (eben von „Feod"). Besser daran als der eigentliche Sklave war der Hörige allerdings, namentlich deshalb, weil ihm die Gelegenheit des Erwerbs und damit die Möglichkeit geboten war, sich aus der Knechtschaft loszukaufen, wobei jedoch anzumerken ist, daß eines freigewordenen Liten Nachkommen erst im dritten Geschlecht in den Genuß sämmtlicher Rechte der Freien eintraten. So lange er hörig war, hatte er eben so wenig wie der Sklave ein Klagrecht oder die Befugniß, vor Gericht zu erscheinen, sondern mußte sich durch einen Freien vertreten lassen. Die ganze Brutalität des Verfahrens gegen Unfreie verräth schon der Rechtssatz, daß einem Knecht, der seinen Herrn eines Verbrechens zieh, nicht geglaubt werden durfte. Je größer nun die Rechtlosigkeit der Unfreien, um so größer die Vorrechte der Freien. Nur diese hatten das Recht, Waffen zu tragen, nur sie hatten Sitz und Stimme in der Volksversammlung, nur sie konnten Ankläger, Zeugen und Richter seyn, nur sie konnten das Priesteramt bekleiden. So war also Kult, Gesetzgebung, Staatsgewalt und Richteramt ausschließlich in ihren Händen. Von einem demokratischen Zug, welcher durch unsere Urzeit hindurchgehe, kann man demnach nur sprechen, sofern man den Begriff Volk auf eine Minderzahl von Bevorrechteten, auf die Herren, die Freiherren einschränkt. In der frühesten Vorzeit bildeten den bevorrechteten Stand allein die Adalinge (daher auch Urfreie, Semperfreie genannt), welche sich im Besitze eines Allod, d. h. eines nach dem Recht der Erstgeburt vererbbaren Freigutes befanden. Der Stand der Gemeinfreien bildete sich allmählig aus freigewordenen

Liten. Aus den Adalingen ging später der hohe, aus den Gemeinfreien der niedere Adel hervor, während die Gefolgschaften, die sich um einzelne berühmte Kriegshelden schaarten, die Pflanzschule des durch die Völkerwanderung bedeutend gewordenen Waffenadels waren. Dem Allodbesitzer stand die Mundschaft und Herrschaft über seine Familie (Sippschaft) zu; seine männlichen und weiblichen Verwandten (Schwertmagen und Spill- oder Spindelmagen) schuldeten ihm Gehorsam (standen in seinem Bann). Mehrere Allode machten in freier Vereinigung eine Mark oder Gemeinde aus. Gemeinsamkeit der Interessen vereinigte eine Anzahl von Gemeinden zu einem Gau, dessen öffentliche Angelegenheiten in einer Versammlung der Freien unter freiem Himmel berathen und entschieden wurden. In solchen Versammlungen wählte man durch Besitz, Muth und Kriegsruhm ausgezeichnete Männer zu Herzogen, die vor dem aus Allodbesitzern und ihrem Gefolge bestehenden Heerbann als Führer herzogen, daher der Name, ferner die Priester und die Gaurichter (Grafen, nicht von grau, sondern vom altdeutschen gerefa, Einnehmer, Richter). Von diesen Beamten gingen die auf Gewohnheitsrecht beruhenden, wohl auch vermittelst Runenschrift fortgepflanzten Gesetze aus. Fassen wir das Gesagte zusammen, so ergibt sich, daß den losen, lockeren Staatsverbänden von Altdeutschland mit Fug und Recht der Name Adelsrepubliken, aristokratischer Freistaaten gegeben werden darf.

Die germanische Gerichtsverfassung blieb im Wesentlichen von der ältesten bis zum Ende der karolingischen Zeit die gleiche. Daß nur Freie Ankläger, Zeugen und Richter seyn konnten, ist schon erwähnt worden. Die Stätten, wo Gericht gehegt wurde, die Malen, befanden sich im Freien bei geheiligten Bäumen und Quellen, was schon errathen läßt, daß die Schlichtung der Rechtshändel im Heidenthum von religiösen Gebräuchen begleitet war und daß das Priesterthum an der Rechtspflege seinen Antheil hatte. Anfangs waren die Priester selbst Richter, später wurden die Richter

durch die Freien aus ihrer Mitte gewählt und der Graf saß dem Gerichte vor. Das Verfahren war ein öffentliches vor dem versammelten Volke, d. h. vor dem rechtsfähigen Theile desselben, woraus sich ergibt, daß die Urtheile entschieden auf der Basis der öffentlichen Meinung ruhten. Dem uralten Rechtsgrundsatz: Wo kein Ankläger, kein Richter — gemäß war die Form des Verfahrens die des Anklageprozesses. Das gangbarste Beweismittel von Schuld oder Nichtschuld war der Eid, abgelegt auf des Schwertes Griff oder Schneide, unter Anrufung dieses oder jenes Gottes. Männer schwuren auch auf ihren Bart, während die Frauen beim Schwören die Hand auf ihre Brust oder an ihren Haarzopf legten. Mit dem Eid war das eigenthümlich germanische Institut der Eideshelfer verbunden. Bei den meisten deutschen Stämmen galt nämlich der Grundsatz, der Ankläger habe nicht die Schuld des Angeklagten, sondern dieser seine Unschuld zu beweisen. Deshalb mußte sich der Angeklagte vermittelst eines Eides rein schwören, aber sein Wort allein genügte nicht, um das öffentliche Vertrauen zu ihm wiederherzustellen. Darum mußte er sich nach einer Anzahl Freunde umsehen, welche bereit waren, mit ihrem eigenen Eide zu bekräftigen, daß sie der Versicherung seiner Unschuld glaubten. Sie legten also nicht sowohl Zeugniß über den Thatbestand ab, als vielmehr über die Glaubwürdigkeit des Angeklagten, sie halfen ihm bei seinem Eide, daher die Bezeichnung Eidhelfer. Die Zahl derselben war je nach der Schwere des in Frage stehenden Verbrechens verschieden, bei den schwersten stieg sie bis auf 40, 70 und 80. Wenn aber der Ankläger dem Eide des Angeklagten und dem der Eidhelfer desselben nicht traute, so blieb ihm noch übrig, auf gerichtlichen Zweikampf als auf ein Gottesurtheil (Ordale, von Or dael, d. i. Urspruch) zu provociren, denn in solchen Fällen, meinten unsere Ahnen, müsse man das Urtheil der Gottheit selbst anheimstellen, welche dem unschuldigen Theile Sieg verleihen würde. Auch der Angeklagte mußte sich, wenn er keine Eidhelfer finden konnte, durch Zweikampf reinigen oder sich

einer anderen Art von Gottesurtheil unterwerfen, nämlich der Wasser- oder Feuerprobe. Das gewöhnlichste Verfahren bei dieser Art von Gottesurtheilen war, daß der Angeklagte einen Ring aus siedendem Wasser herauslangen mußte. Blieb seine Hand bei diesem Versuche unversehrt, so war seine Unschuld dargethan, im entgegengesetzten Falle aber galt er für überwiesen. Dieser Art von Gottesurtheil oder einer ähnlichen anderen wurden alle angeklagten Unfreien unterworfen (die Liten besaßen jedoch ausnahmsweise da und dort die Eidesfähigkeit), eben so die Frauen, wenn sie Keinen fanden, der ihre Sache gegen den Ankläger im Zweikampfe vertreten wollte. Einem angeklagten Freien war nur in zwei Fällen jedes Schutzmittel entzogen, wenn er nämlich von der ganzen Gemeinde auf handhafter That ergriffen wurde oder wenn die ganze Gemeinde den Thatbestand zu seinen Ungunsten bezeugte. Gegen überwiesene Unfreie lautete in Kriminalfällen von irgend welcher Bedeutung das Urtheil kurzweg auf Tod in mannigfachster Gestalt, oder wenigstens auf grausame Verstümmelung. Ueber Freie jedoch konnte die Todesstrafe oder eine körperliche Strafe überhaupt nur dann verhängt werden, wenn sie durch Mord des Heerführers, durch Landesverrath u. dgl. m. als unmittelbare Feinde und Schädiger des Gemeinwesens auftraten. Alle sonstigen Verbrechen, Mord nicht ausgenommen, büßte der Freie bloß durch Erlegung von Sühngeld (Wehrgeld, compositio), welches an die Familie des Beleidigten, Geschädigten oder Getödteten fiel. Diese Buße, deren Höhe nach der Schwere des Verbrechens sich bestimmte und gerichtlich festgestellt wurde, ward in Geld oder in Ermangelung desselben in Vieh oder anderer Habe entrichtet und diese Bestimmung würde roher Willkür und Lasterhaftigkeit der Reichen allerdings Thür und Thor geöffnet haben, hätten nicht die ziemlich hohen Wehrgeldsansätze einigermaßen einen Riegel vorgeschoben. Bei den Franken z. B., wo der Werth einer Kuh einem Solidus (Schilling) gleichstand, mußte der Mord einer wehrlosen Frau

mit 600 Solidis oder Kühen gesühnt werden, und in diesem Verhältnisse wurden auch geringere Verletzungen und Beleidigungen, namentlich solche gegen weibliche Schwäche und Ehrbarkeit gebüßt. Wer z. B. einer Frau in beleidigend unehrbarer Weise die Hand streichelte, mußte es mit 15 Schillingen oder Kühen büßen; streichelte er ihr den Oberarm, so hatte er es, natürlich bei erfolgter Klage und Ueberweisung, mit 35 Schillingen oder Kühen zu sühnen; wagte er gar, ihr die Brust zu betasten, so stieg die Buße auf 45 Schillinge oder Kühe. Noch ist hervorzuheben eine weitere wichtige Seite des germanischen Strafrechts, das Faust- oder Fehderecht, welches einestheils in dem uralten Brauch der Blutrache seine Wurzel hatte, anderntheils in der Auffassung des ganzen Rechtsverhältnisses als eines Friedensverhältnisses von Seiten unserer Vorväter. Wer das Recht brach, brach damit auch den Frieden mit dem Verletzten und dessen Sippschaft. Der unpolizirte altgermanische Staat überließ es nun dem Beleidigten, falls derselbe nicht bei den Gerichten Recht suchen wollte, sich selber Genugthuung zu verschaffen, zum Faust- oder Fehderecht zu greifen, welches darin bestand, daß dem Geschädigten gestattet war, mit seinen Sippen und Freunden gegen den Schädiger Fehde (Faida) zu erheben und den Bruch des Rechtsfriedens mit dem Blute des Friedenbrechers zu sühnen, wenn er dies im Stande war, oder wenn nicht ein rechtzeitiger Vertrag das Aeußerste verhütete. So bildete zum Recht auf Wehrgeld das Fehderecht eine Ergänzung; auch war es nicht ohne Einschränkung, denn bei bloßen Civilansprüchen durfte nicht zur Fehde gegriffen werden.

Die Casa Bonaparte
zu Ajaccio.

(Von Gregorovius.)

Aus der Gasse S. Charles tritt man auf einen ganz kleinen viereckigen Platz. Ein Ulmenbaum steht dort vor einem gelbgrau übertünchten alternden Hause mit plattem Dache und einem Balkonaufsatz darüber, mit 6 Fenstern Fronte in drei Stücken und mit verbraucht aussehenden Thüren. An der Ecke dieses Hauses liest man die Aufschrift „Place Letitia“.

Keine Marmortafel sagt dem Fremden, der aus Italien kam, wo die Häuser großer Menschen ihre Inschriften tragen, daß er vor dem Hause Bonaparte steht. Er klopft vergebens an der Thüre; keine Stimme antwortet, und alle Fenster sind mit grauen Jalousien fest versperrt, als befinde sich das Haus im Vertheidigungsstande der Vendetta. Kein Mensch zeigt sich auf dem Platze. Alles ringsum ist todt und scheint hinweggestorben oder hinweggescheucht von dem Namen Napoleon.

Endlich erschien ein alter Mann an einem Fenster der Nachbarschaft und beschied mich nach 2 Stunden wiederzukommen, wo er mir den Schlüssel besorgen wollte.

Einst glänzte dieses Wohnhaus zur Zeit der schönen Letitia von einem großen Familienleben und von froher

Gastlichkeit, heute gleicht es einem Todtengewölbe, und vergebens sucht man nach einem Gegenstande umher, an dem die Phantasie einen Anhalt für die Geschichte der räthselhaften Bewohner fände. Die nackten Wände wissen nichts zu sagen.

Ich weiß nicht, wann das Haus gebaut wurde, aber ich dachte an die Zeit, da es der Meister richtete, und seinen üblichen Segen sprach, und da nach geheiligter Sitte die Sippschaft die Familie hineingeleitete, welche es hatte bauen lassen; ahnungslos, daß einst das launenhafte Schicksal Kaiser- und Königskronen über dieses Dach ausschütten würde, und daß es die Wiege eines länderverschlingenden Fürstengeschlechtes werden sollte.

Die erregte Phantasie sucht sie in diesen Zimmern und sieht sie um ihre Mutter versammelt, Kinder, gewöhnlich wie andere Menschenkinder, Schulbuben, welche bei ihrem Plutarch oder Julius Cäsar schwitzen, vom ernsten Vater und von dem Großonkel Lucian gemeistert, und die drei jungen Schwestern, welche sorglos und ziemlich wild aufwachsen wie ihre Nachbarinnen in der halbbarbarischen Inselstadt. Da ist Joseph, der älteste, da Napoleon, der zweitgeborene, Lucian, Louis, Jerome, da Karoline, Elise und Pauline, die Kinder eines Notars von mittelmäßigem Einkommen, der mit den Jesuiten von Ajaccio unausgesetzt und vergebens Prozesse führt, ein ihm bestrittenes Gut zu gewinnen, dessen seine sehr zahlreiche Familie benöthigt ist. Denn die Zukunft seiner Kinder macht ihm Sorgen. Was werden sie einmal in der Welt werden, und auf welche Weise eine wohlhabende Subsistenz sich sichern? —

Und siehe da! diese selben Kinder langen sich eines Tages eines nach dem anderen die mächtigsten Kronen der Erde, reißen sie von den Häuptern der unnahbarsten Könige Europa's, tragen sie vor aller Welt, lassen sich von Kaisern und Königen als Brüder und als Schwäger umarmen, und große Völker fallen zu ihren Füßen und geben den Söhnen des Notars von Ajaccio Land und Leute, Blut und Vermögen

preis. Napoleon ist europäischer Kaiser, Joseph König von Spanien, Ludwig König von Holland, Jerome König von Westphalen, Pauline eine Fürstin Italiens, Elise eine Fürstin Italiens, Karoline eine Königin von Neapel. So viele gekrönte Herrscher gebar und erzog in diesem kleinen Hause eine der Welt unbekannte Bürgerstochter eines kleinen kaum genannten Landstädtchens, Letitia Ramolino, welche 14 Jahre alt einen eben so unbekannten Mann heirathete. Ihre Wehen waren wahrhaft Wehen der Weltgeschichte.

Es gibt kein Mährchen aus Tausend und einer Nacht, das mährchenhafter wäre als die Geschichte der Familie Bonaparte. Daß aber dieses Mährchen in den ganz nüchternen Tagen der modernsten Zeit Wahrheit geworden ist, muß man als eine große That der Geschichte und als ein großes Glück betrachten. Hat es doch die Geschichte der Menschheit, welche durch die politische Regel in Verknöcherung versank und in einem Kastenwesen erstarrte, gewaltsam durchbrochen, neu bewegt, mit neuem Geiste erfüllt und den Mann über das politische Schicksal gestellt. Es hat die Menschenkraft und Menschenleidenschaft vom Banne der traditionellen Ständebeschränkungen losgerissen, und gezeigt, daß der Einzelne, auch wenn er im Staube geboren ist, Alles werden darf, weil die Menschen sich gleich sind. Daß nun die Geschichte der Bonaparte mährchenhaft erscheint, ist allein die Schuld der mittelalterigen Zustände, in denen sich das Leben noch bewegt, und jener überkommenen Ansichten von den unerschütterlichen Unterschieden der Gesellschaft. Napoleon ist der politische Faust. Nicht in seinen Schlachten, sondern in seinem revolutionären Wesen liegt seine weltgeschichtliche Größe. Er hat die politischen Götter der Tradition gestürzt. Die Geschichte dieses prädestinirten Menschen ist darum sehr einfach, menschlich und natürlich, aber heute kann sie noch nicht geschrieben werden.

Auch die Geschichte ist Natur. Es gibt eine Kette von Ursachen und von Wirkungen, und was wir Genie oder einen großen Menschen nennen, ist immer das Resultat von be-

stimmten Bedingungen und nothwendig. — Ein mehr als tausendjähriger fast ununterbrochener Kampf Korsika's mit seinen Bezwingern war vorangegangen, ehe der große Sieger Napoleon geboren wurde, in dessen Natur sich dies felsenfeste Inselland und dies im Schlachtenkampfe gestählte, auf engstem Raum energisch in sich hineingepreßte Inselvolk ein Organ geschaffen hat, dessen Gesetz war: die Schrankenlosigkeit. Dies ist die Reihe aufwärts, der korsische Bandit, der korsische Soldat, Renuccio della Rocca, Sampiero, Gaffori, Pasquale Paoli, Napoleon.

Ich trat in ein kleines Zimmer mit blauen Tapeten und zwei Fenstern, von denen das eine nach einem Hofbalkone, das andere nach der Straße geht. Man sieht darin einen Wandschrank hinter einer Tapetenthür, und einen Kamin, der mit gelbem Marmor eingefaßt und mit einigen mythologischen Reliefs geziert ist. In diesem Zimmer wurde am 15. August 1769 Napoleon geboren. Es ist doch ein seltenes, schwer zu sagendes Gefühl, welches die Seele auf einer Stätte ergreift, wo ein großer Mensch geboren ward. Es schwebt um sie etwas Allerheiligstes, Mystisches, eine geweihte Atmosphäre. Es ist, als werfe man einen Blick hinter den Vorhang der Natur, wo sie die unbegreiflichen Organe ihrer Bewegung stille schafft. Aber nichts erkennt der Mensch als das Erscheinende, und nach dem Wie fragt er stets vergebens. Vor den unerforschlichen Geheimnissen der Natur stille zu stehen und die leuchtenden Gestalten bewundernd anzuschauen, die dem Dunkel entsteigen, das ist Menschenreligion. Den Denkenden ergreift wohl nichts so tief als der gestirnte Himmel der Nacht, und als der gestirnte Himmel der Weltgeschichte. Noch andere Zimmer zeigt man, den Tanzsaal der Familie, das Zimmer der Madame Letitia, das kleine Zimmer Napoleons, wo er schlief, und das, worin er arbeitete. Es sind dort noch die beiden kleinen Wandschränke zu sehen, in denen seine Schulbücher standen.

In diesem Hause ist es gut die Jugendgeschichte Napoleons sich zu vergegenwärtigen, welche noch immer

nicht gehörig begründet ist. Was ich davon weiß, hörte, las, will ich erzählen.

Der Ursprung der Familie Bonaparte ist gar nicht mehr mit Sicherheit zu ermitteln. Niedrige Schmeichelei hat die lächerlichsten Dinge herbeigezogen, um Napoleon die ältesten und höchstgestellten Ahnen zu geben. — Daß die Familie der Bonaparte im Mittelalter eine Rolle unter den Signoren italienischer Städte spielte, ist geschichtlich erwiesen. Die Bonaparte waren in das goldene Buch von Bologna, unter die Patricier von Florenz und in das Adelsbuch von Treviso eingeschrieben. Als Napoleon Schwiegersohn Oesterreichs geworden war, ließ der Kaiser Franz eifrige Nachforschungen über die bonaparte'sche Familie im italienischen Mittelalter anstellen und übersandte seinem Schwiegersohne einige Dokumente, welche es beweisen sollten, daß die Bonaparte lange Zeit Herren von Treviso gewesen seyen. Napoleon dankte und entgegnete, er finde sich geehrt genug, der Rudolf von Habsburg seines Stammes zu seyn. Und auch sonst beseitigte er die alten Adelsdiplome, die man ihm vorkramte, mit dem Worte: ich datire meinen Adel von Millesimo und von Montenotte.

In der korsischen Geschichte haben die Bonaparte keine Rolle gespielt. Angesehen in ihrer Stadt, von den Genuesen, welchen Ajaccio gehorsam bleiben mußte, mit Titeln als Edle geehrt, beschränkten sie sich auf die Theilnahme an der bürgerlichen Verwaltung Ajaccio's. Erst mit Carlo Bonaparte wird dieser Name im ganzen Lande Korsika angesehen und gewissermaßen geschichtlich.

Napoleons Vater war also am 29. März 1746 in Ajaccio geboren, in einer stürmischen Zeit, da die Korsen alle ihre Kraft zusammennahmen, um das verhaßte Genuesenjoch abzuschütteln. Gaffori war damals das Haupt der Korsen, Pasquale aber befand sich noch in der Verbannung zu Neapel. Bei den Bonaparte in Ajaccio war es Sitte geworden, ihre Kinder nach Toskana zur Ausbildung zu schicken, und besonders sie in Pisa studiren zu lassen. Der junge Carlo

machte indeß seine ersten Studien auf Paoli's neugestifteter Hochschule in Corte und dann ging auch er nach Pisa auf die Universität, wo er viele Landsleute, seine Studiengenossen fand. Er studirte die Rechtswissenschaften. In sein Vaterland zurückgekehrt, nachdem er zum Doktor der Rechte promovirt worden war, wurde er bald der beliebteste Advokat Ajaccio's.

Carlo Bonaparte, sehr schön, beredt und von glänzendem Verstande, erregte bald die Aufmerksamkeit Paoli's, welcher einen richtigen Blick für Menschen zu haben pflegte. Er zog ihn an sich und wußte ihn in Staatsgeschäften zu gebrauchen. Im Jahre 1764 lernte der junge Advokat das schönste Mädchen von Ajaccio kennen, Letitia Ramolino, welche 14 Jahre alt war. Beide entbrannten in heftiger Neigung für einander, aber die Ramolino waren genuesisch gesinnt und wollten ihre Tochter einem Paolisten nicht zum Weibe geben. Da legte Paoli selbst sich in's Mittel und wußte die Aeltern Letitia's zu gewinnen, daß sie die Einwilligung zur Heirath gaben. Letitia's Mutter hatte als Wittwe Herrn Fesch geheirathet, Kapitän im Schweizerregimente in genuesischen Diensten, und aus dieser Ehe stammte der nachherige Kardinal Fesch.

Den jungen Carlo Bonaparte machte unterdeß Paoli zu seinem Sekretär und nahm ihn mit sich nach Corte, dem Sitze der Regierung. Nur ungern folgte Letitia. Nun brach die Katastrophe über die Korsen herein; die Franzosen hatten nach dem Vertrage von Fontainebleau bereits die Insel betreten, und da die Dinge auf der Schneide des Schwertes standen, war das Volk zu einem Parlamente zusammen gekommen, um über die zu nehmende Entschließung zu rathschlagen. Carlo Bonaparte stimmte in einer feurigen, patriotischen Rede für den Krieg gegen Frankreich. — Nach der unglücklichen Schlacht von Ponte nuovo, da Alles in Flucht sein Heil suchte und die Franzosen bereits Corte sich näherten, flüchteten einige hundert angesehener Familien auf den Monte Rotondo, unter ihnen auch Carlo Bonaparte und sein

Weib, welches gerade mit Napoleon schwanger ging. Der Berg bot einen traurigen Anblick von Verzweifelnden, von Wehrlosen, von Weibern und Kindern, welche fürchteten, daß ihre letzte Stunde gekommen sey. So vergingen einige Tage der Angst und Ungewißheit in jenen Wildnissen unter den Ziegenhirten. Endlich erschienen auf dem Berge französische Offiziere mit der Friedensfahne, Gesandte des Grafen Devaux, welcher in Corte eingerückt war. Sie kündigten den Flüchtlingen an, daß die Insel unterworfen und Paoli im Begriffe sey, sich einzuschiffen, daß sie nichts zu fürchten hätten und vom Berge in ihre Heimath herabsteigen sollten.

Bonaparte stieg mit seinem Weibe nach dem Hirtenländchen Niolo hinab, um auf diesem schwierigeren Wege nach Ajaccio zu gelangen. Sie mußten den Liamone passiren, und da dieser Fluß angeschwollen war, kam Letitia in Gefahr zu ertrinken. Nur ihr Muth und die Schnelligkeit ihrer Begleiter retteten sie aus dem Strome. Carlo Bonaparte wollte nun Paoli, seinen Gönner und Freund, in's Exil begleiten, indem er es für schimpflich hielt, in Korsika zu bleiben, nachdem das gemeinsame Vaterland in Franzosengewalt gefallen war. Aber die Bitten seines Onkels, des Archidiakonus Lucian und die Thränen seines Weibes vermochten ihn von diesem verzweifelten Gedanken abzubringen. Er blieb also auf der Insel, kehrte nach Ajaccio zurück und wurde dort unter französischem Regimente Assessor des königlichen Gerichtshofes. Marbeuf behandelte ihn mit großer Auszeichnung, und durch seine Verwendung geschah es, daß Carlo für seinen ältesten Sohn Joseph eine Stelle im Seminare zu Autun, für seinen zweitgeborenen Sohn Napoleon eine in der Militärschule zu Brienne erhielt. Marbeuf, der Eroberer Korsika's, war es also, welcher dem jungen Korsen Napoleon Bonaparte seine Laufbahn möglich machte. Er besuchte das Haus Bonaparte sehr häufig und verlebte in der Gesellschaft der schönen Frau Letitia manche angenehme Stunde.

Im Jahre 1777 wurde Napoleons Vater Deputirter des

Adels für Korsika und reiste über Florenz nach Paris. Noch einmal begab er sich dahin, um seinen Prozeß mit den Jesuiten von Ajaccio wegen gewisser Besitzungen zu Ende zu führen. Ueber dem aber starb er in seinem 39. Jahre zu Montpellier an demselben Magenübel, an welchem auch sein Sohn Napoleon sterben sollte, im Februar des Jahres 1785. In den Phantasien des Todes träumte er beständig von Napoleon, ein Beweis, daß er auf diesen Sohn alle seine Hoffnungen gesetzt hatte; er rief sterbend: „wo ist Napoleon, warum kommt er nicht mit seinem großen Degen seinem Vater zu helfen?“ In den Armen seines Sohnes Joseph verschied er.

Carlo Bonaparte war ein Mann von glänzenden Eigenschaften, ein klarer Verstand, ein warmer Redner, ein Patriot und doch wohl fügsam in die Umstände und von einer gewissen politischen Lebensklugheit. Er liebte den Glanz und die Verschwendung. Bei seinem Tode war Madame Letitia erst 35 Jahre alt, und hatte ihm schon 13 Kinder geboren, von denen 5 gestorben waren. Jerome lag noch in der Wiege. — Napoleon war auf der Schule zu Paris.

Das Haupt der Familie wurde nun der Archidiakonus Lucian, welcher das Familienvermögen mit Strenge verwaltete. Die Bonaparte besaßen einige Landgüter, einige Weinberge und Heerden. — —

Es hat einen großen Reiz, einen außergewöhnlichen Menschen als Kind und in dem Alter sich vorzustellen, wo er unter Seinesgleichen verloren noch schicksalslos ist. Man fühlt sich versucht, schon in der Kindesphysiognomie die Züge der Mannesgröße zu errathen; aber die Kindheit ist ein tiefes Mysterium, und wer kann in der Seele eines Kindes die Gestalt des Genius oder des Dämons entdecken, welcher darin schläft, wer gar die geheimnißvolle Macht wahrnehmen, die das schlummernde Ungeheure plötzlich gestaltet, ergreift und in die Zeit hinaussetzt. — Ich sah in den Uffizien von Florenz die Marmorbüste eines Knaben. Ihr unschuldiges Kinderlächeln zog mich an und mit Vergnügen betrachtete ich sie. Auf dem Sockel stand geschrieben: Nero.

Von der ersten Kinderzeit Napoleons ist nicht viel bekannt. Seine Mutter Letitia war beim Feste der Assunta der Jungfrau in der Kirche, als sie die Geburtswehen empfand. Sogleich eilte sie nach Hause. Sie hatte nicht mehr Zeit, ihr eigenes Zimmer zu erreichen, sondern gebar in dem kleinen Kabinet und wie man erzählt, auf einem Teppich, welcher Scenen aus der Heldengeschichte der Iliade darstellte. Ihre Schwägerin Gertrude verrichtete die Hebammendienste. Es war 11 Uhr des Morgens, da Napoleon zur Welt kam.

Er wurde erst am 21. Juli 1771 getauft, also fast 2 Jahre nach seiner Geburt, und zusammen mit seiner bald verstorbenen Schwester Maria Anna. — Als Knabe zeigte er ein heftiges und leidenschaftliches Temperament und war in fortdauerndem Zanke mit seinem ältesten Bruder Joseph. In den kindlichen Prügelscenen war Joseph immer der Zerzauste, und wenn er klagen lief, bekam Napoleon Recht. Zuletzt wurde Joseph dem kleineren Bruder ganz unterthan, und die Familie schien Napoleon als das Haupt der Geschwister schon in früher Zeit betrachtet zu haben. Auf seinem Todtenbette sagte der Archidiakonus Lucian zu Joseph: Du bist der Aelteste der Familie, aber dort steht ihr Haupt, das sollst du nicht vergessen.

Wir wollen es gern glauben, daß der Knabe Napoleon eine ganz unbezähmbare Leidenschaft für das Militär zeigte, und daß dieser geborene Soldat nichts lieber that, als neben dem Militär in Ajaccio herlaufen. Die Soldaten duldeten es gern, wenn der Kleine neben ihnen exercirte, und mancher Graubart hob ihn auf und herzte ihn, wenn er das Exercitium so wacker mitmachte. Er quälte seinen Vater mit Bitten, daß er ihm eine Kanone anschaffte, und noch lange zeigte man die kleine metallene Kanone im Hause Bonaparte, mit welcher dieser Kanonendonner- und Pulverwolkensammler Zeus zu spielen pflegte.

Im Jahre 1778 brachte ihn der Vater auf die Militärschule nach Brienne, wo der nachher berühmte Pichegrü sein Lehrer war. Man weiß, daß Napoleon dort anfangs

still, sanft und fleißig sich zeigte. Nur bisweilen brach sein leidenschaftliches Temperament und sein reizbares Ehrgefühl gewaltsam hervor. Sein Quartiermeister verurtheilte ihn eines Tages um eines Vergehens willen zu der schimpflichen Buße im Wollenkleide und auf den Knieen an der Thüre des Refektoriums zu essen. Das konnte der Stolz des jungen Korsen nicht ertragen — er erbrach sich und bekam einen Nervenanfall. Der Père Petrault aber befreite ihn sofort von der Strafe, indem er sich beklagte, daß man seinen besten Mathematiker so schmählich behandle. — Im Jahre 1783 ging Napoleon auf die Militärschule nach Paris, um seine Studien dort zu vollenden, bereits trefflich gebildet, den Kopf voll Heldengestalten aus seinem geliebten Plutarch und das Herz durchdrungen von den Thaten seiner großen korsischen Väter, ein sprühend genialer Jüngling und ein ganz ausgeprägter Charakter. Es gährte damals schon in der Welt, und durch die Zeit ging der Geist großer Ereignisse. Es war eine gewaltige, lebenswerthe Zeit voll Werdedrang und voll von schöpferischem, titanischem Ungestüm; sie gab der Natur den Befehl, in ihrer Werkstatt große Menschen zu bilden. — Der junge Offizier Napoleon Bonaparte war im Jahre 1785 zu seinem Regimente nach Valence gegangen. Das innerlichst und ungewiß erregte Gemüth suchte nach einem Ausdrucke seiner Gedanken. Er machte sich hier an die Preisaufgabe der Akademie von Lyon: „Welches sind die Principien und die Institutionen, die man den Menschen geben muß, um sie glücklich zu machen" — ein in jener humanistischen Periode beliebtes Thema, welches der Jüngling anonym löste. Später warf er das Manuskript in's Feuer, als er Kaiser geworden war und Talleyrand dasselbe aus den Archiven von Lyon hervorgezogen hatte, um dem Mächtigen zu schmeicheln. Der junge Menschenbeglücker mußte also den Tribut an seine Zeit entrichten, und auch die Sentimentalität war ein Zug in dieser Zeit. Was würde man wohl dazu sagen, wenn eines Tages Napoleon als Autor eines sentimentalen Romans im Charakter des Richardson

und des Sterne Furore gemacht hätte? Er hatte mit einem seiner Freunde Demarris eine Reise auf den Mont Cenis unternommen, und zurückgekehrt, das Herz angenehm bewegt von seiner kleinen zärtlichen Neigung zu dem Fräulein Colombier in Valence, mit welchem er sich verstohlene Rendezvous gab und unschuldigste Kirschen aß, setzte sich Napoleon an den Tisch und fing eine empfindsame Reise auf den Mont Cenis zu schreiben an. Er kam nicht weit damit; doch ist diese Anwandlung in der Seele Napoleons merkwürdig, und hatte er nicht auch in Aegypten Werthers Leiden mit sich?

Noch Korse mit Leib und Seele, schrieb er in Valence auch eine Geschichte der Korsen, eine schöne Aufgabe für einen jungen Napoleon. Das nicht vollendete Manuskript befindet sich in der Bibliothek zu Paris und wird nun herausgegeben werden. Napoleon schickte das Manuskript an Paoli, welchen er bewunderte, und der damals in der Verbannung zu London lebte. Dieses ist ein Theil seines begleitenden Schreibens an den großen Landsmann:

„Ich ward geboren, als das Vaterland starb. 30,000 Franzosen, auf unsere Küsten gespieen, der Thron der Freiheit in den Blutwellen versinkend, das war das verhaßte Schauspiel, welches zuerst meine Blicke erschreckte. Das Geschrei des Sterbenden, das Geseufze des Unterdrückten, die Thränen der Verzweiflung umgaben meine Wiege seit meiner Geburt. — Sie verließen unsere Insel, und mit Ihnen verschwand die Hoffnung des Glücks; die Sklaverei war der Preis unserer Unterwerfung. Unter der gehäuften Last der dreifachen Kette des Soldaten, des Gesetzgebers und des Steuereinnehmers lebten unsere Landsleute in der Verachtung... in der Verachtung derjenigen, welche die Gewalt der Regierung in der Hand haben. Ist das nicht die grausamste der Martern, die derjenige erleiden kann, welcher Gefühl hat? — Die Verräther am Vaterlande, die feilen Seelen, welche die Liebe zu einem schmutzigen Lohne besticht, haben, um sich zu rechtfertigen, gegen die nationale Regierung und gegen Ihre Person im Besonderen Verleumdungen aus-

gesäet. Die Schriftsteller adoptiren sie und überliefern sie als Wahrheiten der Nachwelt.

Indem ich sie las, gerieth ich in Flammen, und ich habe beschlossen, diese Uebel, die Kinder der Unwissenheit, zu zerstreuen. Ein frühe begonnenes Studium der französischen Sprache, gute Beobachtungen und Denkwürdigkeiten aus den Papieren der Patrioten geschöpft, setzen mich in den Stand, sogar einigen Erfolg zu hoffen ... Ich will Ihre Verwaltung mit der gegenwärtigen vergleichen ... Ich will die Verräther der gemeinen Sache mit dem Pinsel der Schande in Schwarz malen ... Ich will vor das Tribunal der öffentlichen Meinung Diejenigen laden, welche regieren, ihre Quälereien bis in's Kleinste darstellen, ihre geheimen Schliche aufdecken, und wenn es möglich ist, den tugendhaften Minister, welcher den Staat regiert, Herrn von Necker für das beklagenswerthe Schicksal interessiren, welches uns so grausam niederschlägt".

Dies sind die Gesinnungen und dies ist die Sprache des jungen Korsen Napoleon, des revolutionären Demokraten und Schülers des Plutarch. In seiner Geschichte der Korsen sagt er einmal: „wenn das Vaterland nicht mehr ist, muß ein edler Bürger sterben". Es waren dies damals keine Phrasen aus dem Tacitus, es war die glühende Sprache einer zum Großen befähigten Jünglingsseele. Gibt es doch kaum ein Menschenbild, dessen jugendlich rasche Entwicklung man mit gleich leidenschaftlicher Freude verfolgen könnte, als das Bild des jungen Helden Napoleon, etwa bis zum Frieden von Campo Formio. Ein ungewöhnlicher Mensch, ein Halbgott fliegt an uns vorüber, noch unangetastet von der besudelnden Hand des Eigennutzes, bis das schöne Menschenbild nach und nach sich zertrümmert und von uns zu Denen gestellt wird, welche gewöhnliche Despoten waren.

Napoleon kam alle Jahre nach Ajaccio und machte dann seinen Einfluß auf die Erziehung seiner Geschwister geltend. Diese war einfach nach der Art des Landes und altväterisch

strenge. Man möchte sagen, daß man in einem Kollegium oder in einem Konvente lebte. Das Gebet, der Schlaf, das Studium, die Erholung, die Lustbarkeit, die Promenade, alles war geregelt und gemessen. Die größte Harmonie, eine zarte und aufrichtige Liebe herrschte unter allen Gliedern der Familie. Sie war damals das Muster der Stadt, wie sie später ihre Zierde und ihr Ruhm wurde.

Der Archidiakonus Lucian verwaltete das Familiengut mit Oekonomie, und es kostete den jungen Napoleon viel Anstrengung, wenn er vom Großonkel einiges Geld mehr zu seinen Ausgaben erhalten wollte. Indeß er erhielt es. Die ganze Familie fühlte den Einfluß des jungen Mannes und stand unter der Herrschaft dieses gebornen Gebieters. Denn gebieten mußte er einmal, und so ist es sehr charakteristisch, daß er, der Zweitgeborne, nicht allein die jüngeren Geschwister, sondern auch seinen ältesten Bruder schulmeistert, und in ihre Erziehung bestimmend eingreift. Es war bald eine ausgemachte Sache, daß man dem jungen Napoleon zu gehorchen habe.

Ich finde einen authentischen Brief Napoleons an seinen Onkel Fesch, den nachherigen Kardinal, vom 15. Juli 1784 und datirt aus Brienne. Der 15jährige Knabe schreibt hier in der verständigsten und klarsten Anschauung der Lebensverhältnisse über die Laufbahn, die wohl sein ältester Bruder Joseph zu ergreifen habe.

„Mein theurer Onkel, ich schreibe Ihnen, um Sie von der Reise meines lieben Vaters durch Brienne zu unterrichten, welcher nach Paris ging, Marianne (die spätere Elisa von Toskana) nach St. Cyr zu bringen und seine Gesundheit wieder herzustellen. Er ist hier am 21. angekommen mit Lucian und den beiden Demoisellen, die Sie gesehen haben. Diesen letzteren hat er hier gelassen. Er ist 9 Jahre alt, und 3 Fuß 11 Zoll und 10 Linien groß: er ist in der Sechsten im Latein, und wird die verschiedenen Partien des Unterrichtes lernen; er zeigt viel Talent und guten Willen, man darf hoffen, daß etwas Gutes aus ihm werden wird

(que ce sera un bon sujet — Lucian war der Einzige, der es verschmähte, König zu seyn). Er ist gesund, er ist kräftig, lebhaft und unbesonnen, und für den Anfang ist man mit ihm zufrieden. Er weiß das Französische recht gut und hat das Italienische ganz und gar vergessen. Uebrigens wird er meinem Briefe beischreiben; ich werde ihm nichts sagen, damit Sie wissen, wie es mit ihm steht. Ich hoffe, daß er Ihnen nun öfter schreiben wird, als da er in Autun war. . . . Ich bin überzeugt, daß mein Bruder Joseph Ihnen noch nicht geschrieben hat. Wie wollten Sie das verlangen? Er schreibt an meinen lieben Vater höchstens 2 Zeilen, wenn er es noch thut. In Wahrheit, er ist nicht mehr derselbe. Indeß an mich schreibt er sehr oft. Er ist in der rhetorischen Klasse; und er würde besser thun, wenn er arbeitete, denn der Herr Lehrer hat meinem lieben Vater gesagt, daß es im Kollegium (zu Autun) keinen Physiker, noch Rhetoriker, noch Philosophen gebe, der so viel Talent hätte, als er, und der so gut eine Uebersetzung machte. Was den Stand betrifft, den er wählen soll, so war es, wie Sie wissen, zuerst der geistliche, welchen er wählte. Er blieb bei diesem Entschlusse bis auf diese Stunde, wo er nun dem Könige dienen will. Darin thut er aus mehreren Gründen Unrecht.

1) Wie mein Vater bemerkt, hat er nicht Kühnheit genug, um den Gefahren einer Schlacht die Stirne zu bieten; seine schwache Gesundheit erlaubt ihm nicht, die Beschwerden eines Feldzuges zu ertragen; und mein Bruder sieht den Soldatenstand nur von Seite der Garnisonen. Ja, mein lieber Bruder wird ein guter Garnisonoffizier seyn: Gut! da er einen leichten Sinn hat und folglich zu frivolen Komplimenten geschickt ist, wird er mit seinen Talenten immer eine gute Figur in der Gesellschaft machen, aber in einer Schlacht? Das ist's, was mein theurer Vater bezweifelt.

2) Er hat eine Erziehung für den geistlichen Stand empfangen; es ist zu spät, sie zu vergessen. Der Herr Bischof von Autun würde ihm ein großes Benefiz gegeben ha=

ben, und er wäre sicher Bischof zu werden. Welche Vortheile für die Familie! Der Herr Bischof von Autun hat sein Möglichstes gethan, um ihn zu bewegen zu bleiben, und ihm versprochen, daß er es nie bereuen solle. Vergebens: er beharrt. Ich lobe es, wenn er einen entschiedenen Geschmack für diesen Stand hat, den schönsten von allen Ständen, und wenn der große Beweger der menschlichen Dinge (**le grand moteur des choses humaines**), indem er ihn bildete, ihm wie mir eine entschiedene Neigung für das Militär gegeben hätte.

3) Er will, daß man ihn im Militär placirt; das ist ganz gut, doch in welches Corps? Etwa in der Marine? 4) Er versteht nichts von der Mathematik. Es bedürfte zweier Jahre, um sie ihn zu lehren. 5) Seine Gesundheit verträgt sich nicht mit dem Meer. Etwa im Genie? Da brauchte er 4 oder 5 Jahre, um das Nöthige zu lernen. Außerdem denke ich, daß den ganzen Tag beschäftigt zu seyn und zu arbeiten sich nicht mit der Leichtigkeit seines Wesens verträgt. Derselbe Grund wie für das Genie ist für die Artillerie vorhanden, mit der Ausnahme, daß er nur 18 Monate zu arbeiten brauchte, um Eleve zu werden, und eben so viel um Offizier zu werden. Oh! das ist noch nicht nach seinem Geschmacke. Laßt also sehen: er will ohne Zweifel in die Infanterie. Gut, ich verstehe: er will den ganzen Tag nichts zu thun haben, er will den ganzen Tag das Pflaster treten: um so mehr, was ist denn ein winziger Infanterieoffizier? Ein schlechtes Subjekt drei Viertel der Zeit hindurch. Und das wollen weder mein theurer Vater, noch Sie, noch meine Mutter, noch mein Onkel, der Archidiakonus, denn er hat schon kleine Stückchen von Leichtsinn und Verschwendung gezeigt. Folglich, man muß einen letzten Versuch machen, um ihn für den geistlichen Stand zu gewinnen; wo nicht, so wird ihn mein lieber Vater mit sich nach Korsika nehmen, wo er unter seinen Augen seyn wird. Man wird versuchen, ihn in die Gerichtsschreiberei zu geben. Ich

schließe mit der Bitte, mir Ihr Wohlwollen zu erhalten; mich dessen werth zu machen wird für mich die wesentlichste und angenehmste Pflicht seyn. Ich bin mit dem tiefsten Respekt, mein theurer Onkel,

Ihr sehr ergebener und sehr gehorsamer Diener und Neffe

Napoleon de Bonaparte.

P. S. Zerreißen Sie diesen Brief.

Doch können wir hoffen, daß Joseph mit den Talenten, die er besitzt, und den Gesinnungen, welche seine Erziehung ihm eingeflößt haben muß, sich zum Guten besinnen und die Stütze unserer Familie seyn werde. Stellen Sie ihm ein wenig alle diese Vortheile vor."

Mich dünkt, dieser Brief ist ein unschätzbares Dokument. Man blickt da recht tief in den Familienrath der Bonaparte und sieht die kleine Sippschaft recht deutlich vor Augen. Herr Fesch in Ajaccio trug, als er den Brief mit den Nachrichten über den leichtsinnigen Joseph bekam, gerade seinen schafswollenen Kittel und hatte das hölzerne Tabakspfeifchen im Munde; denn so haben ihn noch viele Augenzeugen gesehen. Später trug er den Kardinalshut, der leichtsinnige Junge Joseph aber ward König von Spanien.

Napoleon kann man in diesem Briefe schon als den späteren Tyrannen seiner Familie erkennen. Hier für seine Brüder sorgend, an ihre Zukunft denkend, gab er ihnen dann Königskronen und verlangte unbedingten Gehorsam. Seiner Tyrannei widerstand allein der bürgerliche Lucian und Louis König von Holland.

So oft Napoleon zum Besuche nach Ajaccio kam, lebte und arbeitete er gern in Milelli, einem kleinen den Bonaparte gehörigen Landhause nahe bei Ajaccio, wo man noch heute den alten Eichbaum sieht, unter welchem der Jüngling Bonaparte zu sitzen, zu träumen, zu grübeln pflegte.

Da kam die Revolution in Frankreich, der Sturm auf die Bastille, der Umsturz der bestehenden Dinge.

Der junge Napoleon warf sich mit der ganzen Leiden-

schaft seines Wesens in die Bewegung der Geister. Das Schicksal aber hatte ihn zu anderen Dingen aufgespart, als in dem Kampfe der Revolutionsparteien frühe sich aufzureiben. Von Paris ferne und auf seiner kleinen Insel mußte er die ersten Stürme der neuen Zeit gleichsam vorbereitend mitleben. Korsika wurde seine Schule.

Wir finden ihn in Ajaccio wieder als jungen, exaltirten Revolutionär, in den Klubs Reden halten, Adressen schreiben, die Nationalgarde organisiren helfen; kurz ganz in der Weise, wie wir das aus unseren Erfahrungen kennen, den großen Politiker machen.

Ajaccio war damals der Mittelpunkt der korsischen Revolutionäre, das Haus Bonaparte bald ihr Versammlungsort, die beiden Brüder, Joseph und Napoleon, entschiedene Hauptführer der Demokratie.

Sie versammelten die demokratische Partei in der Kirche San Francesco und redigirten ein Gratulationsschreiben an die Constituante, worin zugleich die bittersten Beschwerden gegen das bisherige Gouvernement von Korsika aufgesetzt und die Forderung ausgesprochen wurde, es möchte Korsika zu einem integrirenden Theile Frankreichs erklärt werden. — Napoleon erkannte seine Zeit; dem korsischen Patriotismus entsagend, wurde er entschieden Franzose und warf sich der Revolution in die Arme.

Im November 1789 kehrte er nach Valence zurück, und bald darauf ist er wieder in Ajaccio, wo der rührige Joseph, während man die Nationalgarde organisirte, sich eifrig um eine Offizierstelle bemühte. Mittlerweile hatte man in Korsika den Antrag gemacht, die Exilirten zurückzurufen, und auf das Betreiben der beiden Brüder Bonaparte und des Abbate Coti ernannte die korsische Landesversammlung vier Deputirte, welche Pasquale Paoli in Frankreich einholen und nach der Insel geleiten sollten; Napoleon wie Joseph schlossen sich der Deputation an.

Als Paoli nach Paris gekommen war, hatte die Constituante am 1. December 1789 die Einverleibung der Insel

Korsika in Frankreich bereits dekretirt, und dies Dekret hatte ihrer politischen Selbstständigkeit für immer ein Ende gemacht. Mirabeau und der Korse Saliceti, Abgeordneter des dritten Standes und der nachher berühmt gewordene Staatsmann und Minister Murats in Neapel, hatten den Antrag gestellt.

Napoleon selbst eilte Paoli in Marseille zu bewillkommnen und war Zeuge der Freudenthränen, welche der edle Patriot vergoß, als er im Kap Corso seinen vaterländischen Boden wieder betrat. Eine Landesversammlung kam in Orezza zusammen, um über die Angelegenheiten der Insel zu berathen und sie zu ordnen. Napoleon und sein Feind, der junge Karl Andrea Pozzo di Borgo, verdienten sich hier bei den Wahlversammlungen die ersten Sporen als öffentliche Redner. Schon um seines Vaters willen mußte er die Aufmerksamkeit Paoli's erregen, der, über die sprühende Genialität und die glänzende Urtheilskraft des jungen Mannes erstaunt, von ihm gesagt haben soll: dieser junge Mann wird Karriere machen, es fehlt ihm nur die Gelegenheit, um ein Mensch des Plutarch zu seyn.

Der junge Napoleon hatte es an allen Machinationen nicht fehlen lassen, um seinem Bruder Joseph zur Präsidentenstelle des Distrikts von Ajaccio zu verhelfen; als ein gewandter Parteimann hatte er die Ortschaften des Gebietes bereist, Stimmen geworben und Geld gespendet. — In Ajaccio war er unermüdlich thätig, den republikanischen Klub in Feuer zu halten, die Priester und die Aristokraten zu überwältigen. Es gab zwischen beiden Parteien einen blutigen Kampf in dem Städtchen, Napoleon schwebte in Lebensgefahr, ein Offizier der Nationalgarde wurde neben ihm getödtet. Er erzählt die näheren Umstände selbst in einem Manifeste, dessen Redakteur er war. Mehrere Tage lang dauerte das Blutvergießen und mehrmals stand das Leben Josephs und Napoleons auf dem Spiele.

Napoleon galt als die Seele des Klubs von Ajaccio. Gleich den jungen Politikern unserer jüngsten Vergangen-

heit, sehen wir ihn eine fulminante Adresse an einen Aristokraten schleudern. Es war dies der Graf Matteo Buttafuoco, welcher zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges der Korsen in französischen Diensten stand und dem Landesfeinde gegen seine eigenen Landesbrüder seinen Arm geliehen hatte. Er war korsischer Adelsdeputirter, hatte gegen die Vereinigung der Stände in Versailles gestimmt und sich auch sonst durch seine aristokratischen Abstimmungen verhaßt gemacht. Gegen diesen Mann nun schrieb der junge Napoleon in seinem Landhause zu Milelli ein Manifest, welches er in Dôle drukken ließ und dann dem Klub von Ajaccio zusandte. Das pomphafte, geistvoll poetische, doch sachlich wohl begründete Pamphlet ist ein merkwürdiger Beitrag zur Kenntniß Napoleons. Es hat all' den excentrischen und phrasenreichen Schwung der jungen Revolutionäre; aber es ist nicht mehr als das bloße Pamphlet eines jungen Demagogen, es ist das Exercitium für die kaiserlichen Edikte, es ist der Kaiser selbst in seinem ersten Fluge. Man kann das Manifest gar nicht entbehren, wenn man Napoleons Werden und Natur von der jugendlichen Entwickelung an erkennen will.

Brief des Herrn Bonaparte an Herrn Matteo Buttafuoco,

Deputirten Korsika's zur Nationalversammlung.

Mein Herr!

Von Bonifazio bis zum Kap Corso, von Ajaccio bis nach Bastia ist nur ein Chorus von Verwünschungen gegen Sie. Ihre Freunde verbergen sich, Ihre Verwandten verleugnen Sie, und der Verständige selber, der sich von der Volksmeinung nie meistern läßt, ist diesmal von der allgemeinen Erbitterung mit fortgerissen.

Was haben Sie also gethan? Welches sind denn die Verbrechen, die einen so allgemeinen Unwillen, ein so vollständiges Verlassen rechtfertigen können? das, mein Herr,

will ich eben ergründen und mich Ihres eigenen Lichtes bedienen.

Die Geschichte Ihres Lebens, zum Mindesten, seit Sie auf den Schauplatz der Angelegenheiten geworfen sind, ist bekannt. Ihre Hauptzüge sind hier in Blutcharakteren gezogen. Indeß es gibt weniger bekannte Details; ich könnte also irren, doch rechne ich auf Ihre Nachsicht und Ihre Zurechtweisung.

In den Dienst Frankreichs getreten, kamen Sie zurück Ihre Verwandten zu sehen; Sie fanden die Tyrannen niedergeschlagen, die Nationalregierung etablirt, und die Korsen, von großen Gesinnungen beherrscht, dem öffentlichen Wohle um die Wette tägliche Opfer bringen. Sie ließen sich durch die allgemeine Gährung nicht verführen; weit entfernt, Sie hörten nur mit Mitleiden dies Geschwätz von Vaterland, Freiheit, Unabhängigkeit, Konstitution, von dem man selbst unsere letzten Bauern aufgebläht hatte. Ein tiefes Nachdenken hatte sie seitdem diese künstlichen Empfindungen schätzen gelehrt, welche sich nur mit dem allgemeinen Schaden aufrecht erhalten. In Wahrheit, der Bauer soll arbeiten und nicht den Helden machen, wenn er nicht vor Hunger sterben, wenn er seine Familie erziehen und die Autorität respektiren soll. Was die Personen betrifft, welche durch ihren Rang und ihr Glück zum Regieren berufen sind, so ist es unmöglich, daß sie lange Zeit so dumm seyn sollten, ihre Gemächlichkeit und ihr Ansehen einer Chimäre zu opfern, und daß sie sich erniedrigen sollten, einem Schuhflicker zu hofiren, um den Brutus zu spielen. Indeß, als Sie auf das Projekt fielen, Herrn Paoli zu fesseln, mußten Sie heucheln. Herr Paoli war der Mittelpunkt aller Bewegungen des Staatskörpers. Wir wollen ihm Talent, selbst ein gewisses Genie nicht absprechen: er hatte eine Weile die Angelegenheiten der Insel auf einen guten Stand gebracht; er hatte eine Universität gestiftet, wo man vielleicht das erste Mal seit der Schöpfung in unseren Bergen die Wissenschaften lehrte, welche der Entwickelung unserer Vernunft förder=

lich sind; er hatte eine Eisengießerei, Pulvermühlen, Befestigungen eingerichtet, welche die Vertheidigungsmittel vermehrten; er hatte Häfen geöffnet, welche den Handel ermuthigend die Agrikultur hoben; er hatte eine Marine geschaffen, welche unsere Kommunikationen begünstigte, indem sie den Feinden verderblich war. Alle diese Einrichtungen waren in ihrem Entstehen nur das Anzeichen von dem, was er eines Tages geschaffen hätte. Die Einheit, der Friede, die Freiheit waren die Vorläufer des Nationalglücks, wenn nichtsdestoweniger ein übel organisirtes, auf falschen Grundlagen gebautes Gouvernement nicht das noch sicherere Vorzeichen des Unglücks gewesen wäre, in welches die Nation gestürzt wäre.

Der Traum Paoli's war, den Solon zu machen; aber er hatte sein Modell schlecht kopirt. Er hatte Alles in die Hände des Volks oder seiner Vertreter gelegt, so daß man nicht existiren konnte als durch sein Gefallen. Seltsamer Irrthum, welcher einem brutalen Löhner einen Mann unterwirft, der durch seine Erziehung, durch seine glänzende Geburt und sein Glück allein zum Herrscher gemacht ist. In die Länge kann eine so fühlbare Verkehrung der Vernunft nicht ermangeln, den Ruin und die Auflösung des Staatskörpers herbeizuziehen, nachdem sie ihn durch aller Art Uebel in Aufruhr gebracht hat.

Nach Wunsch reüssirten Sie. Herr Paoli, von Enthusiasten und Schwindelköpfen unaufhörlich umgeben, stellte sich nicht vor, daß man eine andere Leidenschaft als den Fanatismus der Freiheit und der Unabhängigkeit haben könne. Sie fanden gewisse französische Connaissanzen mit ihm, und er nahm sich nicht Zeit, die Grundsätze Ihrer Moral näher zu prüfen als Ihre Worte. Er ließ sie ernennen, um in Versailles wegen des Abkommens zu unterhandeln, das unter Vermittelung dieses Kabinets in Gang kam. Herr von Choiseul sah Sie und erkannte Sie. Die Seelen von einem gewissen Gepräge weiß man im Augenblick zu schätzen. Bald verwandelten Sie sich aus dem Vertreter eines freien Vol-

kes in den Kommis eines Satrapen; Sie theilten ihm die Instruktionen, Projekte, die Geheimnisse des Kabinets von Corte mit.

Diese Aufführung, welche man hier niedrig und schamlos findet, finde ich für meine Person ganz simpel; doch in jeder Art von Angelegenheit kommt es darauf an zu verstehen und mit kaltem Blute zu urtheilen.

Die Prude richtet die Coquette, und man persiflirt sie darob; das ist in wenig Worten Ihre Geschichte.

Ein Mensch von Grundsätzen beurtheilt Sie nach dem Schlimmsten, aber Sie glauben nicht an Menschen von Grundsätzen. Der Gewöhnliche, welcher stets durch tugendhafte Demagogen verführt wird, kann von Ihnen nicht gewürdigt seyn, der Sie an Tugend nicht glauben. Man darf Sie nur durch Ihre eigenen Grundsätze verurtheilen, wie einen Verbrecher durch die Gesetze; aber diejenigen, welche das Raffinement kennen, finden in Ihrer Handlungsweise nichts als große Einfältigkeit: das kommt also auf das schon Gesagte hinaus, daß man in jeder Art von Angelegenheit zuerst verstehen und dann mit Ruhe urtheilen solle. Im Uebrigen können Sie nicht minder siegreich sich vertheidigen, denn Sie haben nicht das Ansehen eines Caton oder Catinat begehrt; es genügt Ihnen zu seyn wie eine gewisse Welt; und in dieser gewissen Welt ist es Herkommen, daß der, welcher Geld haben kann und das nicht benützt, ein Einfaltspinsel ist; denn das Geld verschafft alles Vergnügen der Sinne, und das Vergnügen der Sinne ist das allein Schäzzenswerthe. Also Herr von Choiseul, welcher sehr freigebig war, gestattete Ihnen nicht zu widerstehen, als Ihr lächerliches Vaterland nach seiner lustigen Gewohnheit Sie für Ihre Dienste mit der Ehre ihm zu dienen bezahlte.

Als der Traktat von Compiègne abgeschlossen war, landeten Herr von Chauvelin und 24 Bataillons auf unseren Küsten. Herr von Choiseul, dem es auf die Schnelligkeit der Expedition gar sehr ankam, gerieth in Unruhe, daß er diese Erregung Ihnen nicht verhehlen konnte. Sie riethen

ihm, Sie mit einigen Millionen herzuschicken. Wie Philipp mit seinem Maulesel Städte einnahm, versprachen Sie ihm Alles ohne Hindernisse zu unterwerfen .... Gesagt, gethan; und Sie über das Meer eilend, warfen die Maske ab, und das Gold und das Gnadendiplom in der Hand, zettelten Sie mit denen Unterhandlungen an, welche Sie für die zugänglichsten hielten.

Das korsische Kabinet stellte sich nicht vor, daß ein Korse sich mehr lieben könne als das Vaterland, es hatte Sie mit seinen Interessen beauftragt. Indem Sie Ihrerseits sich nicht vorstellten, daß ein Mensch das Geld und sich nicht mehr lieben könne als das Vaterland, verkauften Sie sich und hofften alle zu kaufen. Tiefer Moralist, Sie wußten was der Fanatismus eines Jeden gelte; als einige Pfunde Gold mehr oder weniger nüancirten in Ihren Augen die verschiedenen Charaktere.

Indeß Sie täuschten sich; der Schwache wurde wohl erschüttert, aber er ward durch die schreckliche Idee den Busen des Vaterlandes zu zerfleischen entsetzt. Er bildete sich ein, den Vater, den Bruder, den Freund, der in seiner Vertheidigung umkam, seinen Grabstein erheben zu sehen, um ihn mit Flüchen zu ersticken. Diese lächerlichen Vorurtheile waren mächtig genug, Sie in Ihrem Laufe aufzuhalten. Sie seufzten es mit einem kindischen Volke zu thun zu haben; aber, mein Herr, dieses Raffinement von Empfindungen ist der Menge nicht gegeben; so lebt sie in der Armuth und in dem Elende, während der kluge Mensch, sobald ihm nur die Umstände einigermaßen günstig werden, sich schnell zu erheben weiß. Das ist ungefähr die Moral Ihrer Geschichte.

Indem Sie von den Hindernissen Rechenschaft gaben, welche sich der Verwirklichung Ihrer Versprechen entgegenstellten, machten Sie den Vorschlag, das Regiment Royal-Corse hieher kommen zu lassen. Sie hofften, daß sein Beispiel unsere zu guten und zu einfältigen Bauern bekehren würde, daß es sie an eine Sache gewöhnen würde, in der sie so viel Widerstrebendes fanden; auch in dieser Hoffnung

wurden Sie noch getäuscht. Haben nicht die Rossi, Marengo und einige andere Narren dieses Regiment bis so weit enthusiasmirt, daß die gesammten Offiziere durch eine authentische Akte erklärten, lieber ihre Diplome zurückzuschicken als ihren Eid oder noch heiligere Pflichten zu verletzen?

Sie fanden sich auf Ihr alleiniges Beispiel beschränkt. Ohne aus der Fassung zu kommen, warfen Sie sich an der Spitze einiger Freunde und eines französischen Detachements nach Vescovato; aber der schreckliche Klemens jagte sie aus dem Neste. Sie retirirten sich nach Bastia mit den Gefährten ihres Abenteuers und ihrer Familie. Diese kleine Affaire brachte Ihnen wenig Ehre; Ihr Haus und die Häuser Ihrer Genossen wurden verbrannt. In Ihrem Sicherheitsorte mokirten Sie sich über diese Anstrengungen der Ohnmacht.

Man will Ihnen hier dreist zumuthen, daß Sie Royal-Corse gegen seine Brüder haben bewaffnen wollen. Man will desgleichen wegen des geringen Widerstandes von Vescovato Ihnen den Muth absprechen. Diese Beschuldigungen sind wenig begründet; denn die erste ist eine unmittelbare Konsequenz, ist ein Mittel der Ausführung Ihrer Projekte, und wie wir behauptet haben, daß Ihre Handlungsweise sehr simpel gewesen sey, so folgte daraus, daß diese nebensächliche Beschuldigung gehoben ist. Was den Mangel an Muth betrifft, so sehe ich nicht, daß die Aktion von Vescovato ihn bestätige; Sie gingen nicht dahin, um im Ernste einen Krieg zu führen, sondern um durch Ihr Beispiel diejenigen zu ermuthigen, welche in der Gegenpartei schon wankten. Und dann, welches Recht hatte man zu verlangen, daß Sie die Frucht zweier Jahre von guter Aufführung riskirten, um sich tödten zu lassen wie einen Soldaten? aber Sie mußten in Bewegung gerathen, da Sie Ihr Haus und die Häuser Ihrer Freunde die Beute der Flammen werden sehen. Guter Gott! wann werden die bornirten Menschen aufhören auf Alles Werth legen zu wollen? Indem Sie Ihr Haus brennen ließen, zwangen Sie Herrn von Choiseul Sie

zu entschädigen. Die Erfahrung hat die Richtigkeit Ihrer Rechnung bestätigt; weit über den Werth des Verlorenen hat man Sie bezahlt. Es ist wahr, daß man sich beklagt, daß Sie Alles für sich in Anspruch nahmen und nur eine Kleinigkeit den Elenden gaben, welche Sie verführt hatten. Um zu wissen, was Sie thun durften, ist es nur zu wissen nöthig, ob Sie es mit Sicherheit thun konnten; nun, arme Leute, welche Ihres Schutzes so sehr benöthigt waren, waren weder in der Lage reklamiren zu können, noch selbst das Unrecht, das man Ihnen anthat, deutlich genug einsehen zu können; sie konnten nicht die Mißvergnügten machen und gegen Ihre Autorität sich auflehnen: ein Abscheu ihren Landsleuten, wäre ihre Rückkehr nicht einmal sicher gewesen. Es ist also wohl natürlich, daß, wenn Sie so einige tausend Thaler fanden, Sie dieselben nicht entwischen ließen; das wäre eine Dummheit gewesen.

Die Franzosen, trotz ihres Goldes, ihrer Diplome, der Disciplin ihrer zahlreichen Bataillons, der Leichtigkeit ihrer Escadrons, der Geschicklichkeit ihrer Artillerie geschlagen, vernichtet bei Penta, bei Vescovato, bei Oreto, bei S. Nicolao, bei Borgo, Borbaggio, Oletta, verschanzten sich äußerst entmuthigt. Der Winter, die Zeit ihrer Ruhe, war für Sie, mein Herr, die der größten Arbeit; und wenn Sie über die Hartnäckigkeit der Vorurtheile nicht triumphiren konnten, welche in dem Geiste des Volkes tiefe Wurzeln geschlagen haben, so gelang es Ihnen, einige seiner Häupter zu verführen, denen Sie, obwohl mit Mühe, ihre guten Gesinnungen zu rauben vermochten, was, vereint mit den 30 Bataillons, die im folgenden Frühjahre Herr de Vaux mit sich brachte, Korsika unter das Joch warf, Paoli und die Begeistertsten zum Rückzuge zwang.

Ein Theil der Patrioten war gefallen während der Vertheidigung ihrer Unabhängigkeit, ein anderer hatte eine proskribirtes Land, jetzt das ekle Nest der Tyrannen, geflohen; aber eine große Zahl hatte weder sterben noch fliehen dürfen: sie waren der Gegenstand der Verfolgungen. Seelen, welche

man nicht hatte bestechen können, waren von einem anderen Gepräge. Man konnte die französische Herrschaft nur auf ihrer vollständigen Vernichtung befestigen. Ach! dieser Plan wurde nur zu pünktlich ausgeführt. Die Einen starben als Opfer der Verbrechen, die man ihnen unterschob; die Anderen, durch die Gastfreundschaft und das Vertrauen verrathen, hauchten auf dem Schaffot ihre Seufzer aus, ihre Thränen unterdrückend. In großer Zahl durch Narbonne-Fritzlar in den Thurm von Toulon gesperrt, durch schlechte Nahrung vergiftet, durch ihre Ketten gemartert, mit den unwürdigsten Mißhandlungen überhäuft, lebten sie einige Zeit in den Krämpfen des Todeskampfes, nur um den Tod mit langsamem Schritte sich nahen zu sehn ... O Gott, Zeuge ihrer Unschuld, warum hast du dich nicht zu ihrem Rächer gemacht!

In diesem allgemeinen Elend, mitten unter dem Geschrei und dem Seufzen dieses unglücklichen Volkes fingen Sie unterdeß an, die Frucht Ihrer Mühen zu genießen. Ehren, Würden, Pensionen regneten auf Sie, Ihre Besitzthümer würden sich noch reißender vermehrt haben, wenn nicht die Dubarry, Herrn von Choiseul stürzend, Sie eines Protektors, eines Schätzers Ihrer Dienste beraubt hätte. Der Schlag entmuthigte Sie nicht; Sie kehrten von der Seite der Bureaus wieder; Sie erkannten allein die Nothwendigkeit emsiger zu seyn. Man fühlte sich dadurch geschmeichelt, Ihre Dienste waren so notorisch!... Alles ward Ihnen zugestanden. Nicht zufrieden mit dem Teiche von Biguglia, verlangten Sie einen Theil der Ländereien mehrerer Gemeinden. Warum wollten Sie diese ihrer berauben? fragt man. Ich meiner Seits frage, welche Rücksichten durften Sie für eine Nation nehmen, von der sie wußten, daß sie Sie verabscheue?

Ihr Lieblingsprojekt war, die Insel unter 10 Barone zu theilen. Wie! nicht genug, daß Sie die Ketten Ihres Vaterlandes hatten schmieden helfen, Sie wollten sie auch der absurden Feudalherrschaft unterwerfen! Aber ich lobe

Sie, daß Sie den Korsen das größte Uebel zufügten, das Ihnen möglich war; Sie waren in einem Kriegsstande mit ihnen, und im Kriegsstande war es ein Axiom, Schaden thun zu seinem Vortheil.

Doch gehen wir über alle diese Miseren hinweg; kommen wir zur Gegenwart und endigen wir einen Brief, welcher durch seine schreckliche Länge Sie zu ermüden nicht verfehlen wird.

Die Lage der Dinge Frankreichs weissagte außerordentliche Ereignisse; sie fürchteten ihren Rückschlag in Korsika. Dieselbe Raserei, von welcher wir vor dem Kriege besessen waren, begann zu Ihrem großen Aerger dieses liebenswürdige Volk außer sich zu bringen. Sie begriffen die Folgen davon; denn wenn die großen Gesinnungen die Meinung beherrschten, wurden Sie aus einem rechtschaffenen Manne nur ein Verräther, und noch schlimmer, wenn die großen Gesinnungen das Blut unserer warmen Mitbürger in Bewegung setzten; wenn je eine nationale Regierung daraus folgte, was wurde aus Ihnen? Ihr Gewissen also begann Sie zu beunruhigen. Erschreckt, niedergeschlagen, gaben Sie sich doch nicht auf; Sie entschlossen sich, Alles gegen Alles zu setzen, aber Sie thaten es als ein Mann von Kopf; Sie nahmen ein Weib, um Ihren Halt zu vergrößern. Ein Ehrenmann, welcher auf Ihr Wort seine Schwester Ihrem Neffen gegeben hatte, sah sich hintergangen. Ihr Neffe, dessen väterlich Gut Sie verschlungen hatten, um ein Erbe zu vermehren, welches das seinige seyn sollte, fand sich mit einer zahlreichen Familie in's Elend gesetzt.

Nachdem Sie Ihre häuslichen Angelegenheiten geordnet hatten, warfen Sie einen Blick auf das Land. Sie sahen es von dem Blute seiner Märtyrer rauchen, bedeckt mit vielen Opfern und überall nur Rachegedanken athmen. Aber Sie sahen hier den wilden Soldaten, den frechen Schreiber, den gierigen Steuereinnehmer ohne Widerspruch herrschen und den Korsen unter der dreifachen Kettenlast nicht zu denken wagen, weder an das, was er war, noch an das, was er noch

seyn konnte. In der Freude Ihres Herzens sagten Sie sich: die Sachen gehn gut, es handelt sich nur darum, sie so zu erhalten, und augenblicks verbanden Sie sich mit dem Soldaten, mit dem Schreiber und mit dem Zollpächter. Es war von nichts mehr die Rede, als darauf zu denken, Deputirte zu haben, welche von diesen Gesinnungen beseelt waren; denn was Sie betraf, so konnten Sie nicht glauben, daß eine Ihnen feindliche Nation Sie zu ihrem Vertreter wählte. Aber Sie sollten die Meinung ändern, als die Berufungsschreiben durch eine vielleicht absichtliche Absurdität feststellten, daß der Adelsdeputirte in einer allein aus 22 Personen zusammengesetzten Versammlung gewählt werden solle; es handelte sich nur darum, 12 Stimmen zu gewinnen. Ihre Mitverbündeten vom hohen Rathe waren äußerst thätig: Drohungen, Versprechungen, Liebkosungen, Geld, alles ward aufgeboten: Sie reüssirten. Die Ihrigen waren in den Kommunen nicht so glücklich: der erste Präsident fiel durch, und 2 in ihren Ideen exaltirte Menschen — der eine war Sohn, Bruder, Neffe der eifrigsten Vertheidiger der Volkssache; der andere hatte Sionville und Narbonne gesehn, und über seine Ohnmacht seufzend, war seine Seele mit den Schrecken, die er hatte ausüben sehen, erfüllt — diese beiden Menschen waren proklamirt und begegneten den Wünschen der Nation, deren Hoffnung sie wurden. Der geheime Unwille, die Wuth, welche bei ihrer Ernennung Alle angriff, macht Ihren Manövern und dem Kredit Ihrer Verbündeten Ehre.

Als Sie in Versailles angekommen waren, wurden Sie ein eifriger Royalist; in Paris mußten Sie mit einem fühlbaren Kummer sehen, daß die Regierung, welche man auf so vielen Trümmern errichten wollte, dieselbe war, die man bei uns in so viel Blut ertränkt hatte.

Die Anstrengungen der Schlechten waren unmächtig; die neue Konstitution, von Europa bewundert, ist die Sorge jedes denkenden Wesens geworden. Es blieb Ihnen nur noch eine Rettung, und die war glauben zu machen, daß diese Konstitution für unsere Insel nicht passe, da sie doch genau

dieselbe war, welche so gute Erfolge bewirkte, und die uns zu entreißen es so vielen Bluts bedurfte.

Alle Abgeordneten der alten Verwaltung, welche in Ihre Kabale natürlich eingingen, dienten Ihnen mit aller Wärme des persönlichen Eigennutzes. Man faßte Memoiren ab, in denen man behauptete, die Vortheile zu erfahren, welche für uns das bestehende Gouvernement hätte, und in denen man darstellte, daß jede Veränderung dem Wunsche der Nation zuwider sey. In derselben Zeit hatte die Stadt Ajaccio Wind von dem, was man anzettelte: sie erhob ihr Haupt, formirte ihre Nationalgarde, organisirte ihr Komité. Dieser unerwartete Zwischenfall brachte Sie in Schrecken. Die Gährung theilte sich überall mit. Sie beredeten den Minister, vor dem Sie in Angelegenheiten Korsika's die Einsicht voraus hatten, daß es nöthig sey, Ihren Schwiegervater, Herrn Gaffori, dahin zu schicken, den würdigen Vorläufer des Herrn Narbonne, welcher an der Spitze seiner Truppen die Unverschämtheit hatte, mit Gewalt die Tyrannei aufrecht halten zu wollen, die sein verstorbener Vater, glorreichen Andenkens, durch sein Genie geschlagen und niedergeworfen hatte. Unzählige Schnitzer ließen die Mittelmäßigkeit der Talente Ihres Schwiegervaters nicht verborgen bleiben: er besaß nur die Kunst, sich Feinde zu machen. Allerseits sammelte man sich gegen ihn. In dieser dringenden Gefahr erhoben Sie Ihre Blicke und sahen Narbonne. Narbonne hatte, einen günstigen Augenblick benützend, den Plan gefaßt, in einer Insel, welche er durch unerhörte Grausamkeiten verwüstet hatte, den Despotismus zu befestigen, welcher sein Gewissen quälte. Sie stimmten ihm bei: der Plan ist entworfen, 5000 Mann haben Ordre erhalten; die Dekrete, das Provinzialregiment, um ein Bataillon zu vermehren, sind expedirt; Narbonne ist abgereist. Diese arme Nation, ohne Waffen, ohne Muth, ist ohne Hoffnung und ohne Hülfsquellen den Händen dessen überliefert, der ihr Henker war.

O unglückselige Mitbürger! welcher gehässigen Intri-

gue solltet ihr zum Opfer fallen! ihr würdet sie gemerkt haben, wenn es zu spät war. Welches Mittel, ohne Waffen 10,000 Menschen zu widerstehn? Ihr selber hättet die Akte eurer Degradation unterschrieben, die Hoffnung wäre entflohen, die Hoffnung wäre erstickt, und Tage des Unheils wären unabläßig sich gefolgt. Das freie Frankreich hätte euch mit Verachtung angesehn, das bekümmerte Italien mit Unwillen, und Europa, über diese beispiellos tiefe Erniedrigung erstaunt, hätte aus seinen Annalen die Züge gestrichen, welche eurer Tugend Ehre machen. Aber eure Gemeindedeputirten durchdrangen den Plan und gaben euch zur rechten Zeit Kunde. Ein König, welcher stets nur das Glück seiner Völker wünschte, durch Herrn Lafayette, diesen standhaften Freund der Freiheit, aufgeklärt, wußte die Intriguen eines perfiden Ministers zu vernichten, den die Rache fortwährend antrieb, euch zu schaden. Ajaccio zeigte sich in seiner Adresse entschlossen; dort war mit so viel Energie der klägliche Zustand dargestellt, in welchen euch das am meisten despotische Regiment gebracht hatte. Das bis dahin noch schlummernde Bastia erwachte beim Geräusche der Gefahr und ergriff die Waffen mit dieser Entschlossenheit, welche es immer ausgezeichnet hat. Arena kam von Paris nach der Balagna, voll von diesen Gesinnungen, welche Alles zu unternehmen und keine Gefahr zu fürchten fähig machen. Die Waffen in der einen, die Dekrete der Nationalversammlung in der anderen Hand, machte er die öffentlichen Feinde erbleichen. Achille Murati, der Eroberer von Capraja, welcher die Verzweiflung bis nach Genua getragen hatte, dem, um ein Türenne zu seyn, nur die Umstände und ein größerer Schauplatz fehlten, erinnerte die Gefährten seines Ruhms, daß es Zeit sey, ihn wieder zu gewinnen, daß das Vaterland in Gefahr nicht Intriguen, die es nie verstand, sondern Eisen und Feuer nöthig habe. Beim Geräusche eines so allgemeinen Stoßes kehrte Gaffori in das Nichts zurück, aus dem ihn wider Willen die Intrigue hatte hervorgehen lassen. Er zitterte in der Festung von Corte. Narbonne eilte von

Lyon weg, in Rom seine Schande und seine höllischen Pläne zu begraben. Wenige Tage später, Korsika ist an Frankreich gekettet, Paoli zurückgerufen, und in einem Augenblick ändert sich die Aussicht und bietet euch eine Laufbahn, welche ihr zu hoffen nie würdet gewagt haben.

Verzeihen Sie, mein Heer, verzeihen Sie: ich habe die Feder ergriffen, um Sie zu vertheidigen, aber mein Herz hat sich gewaltsam gegen ein System empört, in dessen Gefolge Verrath und Perfidie waren. Und wie? Sohn dieses selben Vaterlandes, haben Sie nie Etwas für es gefühlt? Und wie? war Ihr Herz denn ohne Bewegung beim Anblicke der Felsen, der Bäume, der Häuser, der Gegenden, welche die Schauplätze Ihrer Spiele in der Kindheit waren? Als Sie zur Welt kamen, trug es Sie an seinem Busen, nährte Sie mit seinen Früchten. Als Sie in die Jahre der Vernunft kamen, setzte es auf Sie seine Hoffnung, ehrte es Sie mit seinem Vertrauen, sagte es zu Ihnen: „Mein Sohn, du siehst den elenden Zustand, in welchen mich die Ungerechtigkeit der Menschen versetzt hat: mich sammelnd in meiner Leidenschaft, gewinne ich die Kräfte wieder, welche mir eine sichere und unfehlbare Wiederherstellung versprechen; aber man bedroht mich auf's Neue; eile, mein Sohn, eile nach Versailles, kläre den großen König auf, zerstreue seinen Argwohn, bitte ihn um seine Freundschaft.

O wohl! ein wenig Gold machte Sie zum Verräther an seinem Vertrauen, und bald sah man Sie um ein wenig Gold das vatermörderische Schwert in der Hand seine Eingeweide zerreißen. Ach! mein Herr, ich bin weit entfernt Ihnen Uebles zu wünschen; aber fürchten Sie . . . es gibt Gewissensbisse, welche rächen. Ihre Mitbürger, welche Sie verabscheuen, werden Frankreich aufklären. Die Güter, die Pensionen, Früchte Ihrer Verräthereien, werden Ihnen genommen seyn. In der Abgelebtheit des Alters und des Elends, in der schauderhaften Einsamkeit des Verbrechens, werden Sie lange genug leben, um von Ihrem Gewissen ge-

peinigt zu seyn. Der Vater wird Sie seinem Sohne, der Lehrer seinem Schüler zeigen, ihnen sagend: „Jünglinge, lernt das Vaterland, die Tugend, die Treue, die Menschlichkeit achten.

Und Sie, deren Jugend, Anmuth und Unschuld man prostituirt, Ihr reines und keusches Herz zittert unter der Berührung einer Verbrecherhand? Achtungswerthe und unglückliche Frau! . . . .
. . . .

Bald wird die Ehrenkette und das Gepränge des Reichthums verschwinden; die Verachtung der Menschen wird sich auf Sie häufen. Werden Sie in der Brust dessen, welcher der Urheber davon ist, einen Trost suchen, dessen Ihre sanfte und liebende Seele nicht entbehren kann? Werden Sie in seinen Augen Thränen suchen, um sie mit den Ihren zu mischen? Wird Ihre bebende Hand, auf sein Herz gelegt, ihm die Bewegung des Ihrigen zu sagen suchen: Ach! wenn Sie bei ihm Thränen finden, werden es die der Gewissensangst seyn. Wenn sein Herz schlägt, werden es die Konvulsionen des Bösen seyn, welcher stirbt die Natur, sich und die Hand, welche ihn führt, verfluchend.

O Lameth! o Robespierre! o Petion! o Volney! o Mirabeau! o Barnave! o Bailley! o La Fayette! seht, das ist der Mensch, welcher es wagt an Euerer Seite zu sitzen. Ganz vom Blute seiner Brüder triefend, mit Verbrechen jeder Art besudelt, stellt er sich frech unter dem Generalskleide, dem ungerechten Lohne seiner Schurkereien, dar! Er wagt es sich Repräsentanten der Nation zu nennen, er, der sie verkauft hat, und Ihr duldet es! Er wagt es die Augen zu erheben, Eueren Diskursen zuzuhören, und Ihr duldet es! Wenn dies die Stimme des Volkes ist, so hatte er nie mehr als die von 12 Edelleuten. Wenn dies die Stimme des Volkes ist, so mußte Ajaccio, Bastia und der größte Theil der Kantons das an seinem Bilde thun, was sie an seiner Person hatten thun wollen.

Aber Ihr, welche der Irrthum des Augenblicks, viel=

leicht der Mißbrauch der Minute verleitet, den neuen Veränderungen Euch zu opponiren, werdet Ihr einen Verräther leiden können; den, welcher unter der kalten Außenseite eines verständigen Mannes die Gier eines Lakaien verbirgt? Ich kann es mir nicht denken. Ihr werdet die Ersten seyn, ihn mit Schimpf und Schande fortzujagen, sobald man Euch über das Gewebe von Schurkereien wird aufgeklärt haben, dessen Künstler er gewesen ist.

Ich habe die Ehre, mein Herr, Ihr sehr unterwürfiger und sehr gehorsamer Diener zu seyn.

Bonaparte.

Aus meinem Kabinet von Milelli, den 23. Januar, im 2. Jahre.

Aus meinem Kabinet von Milelli — — es klingt ganz imperatorisch. Man wird sagen müssen, daß dieser kühne, schonungslose, gewaltige Brief des 21jährigen Jünglings, halb Robespierre, halb Marat, den besten Pamphleten der Revolutionsberedsamkeit nimmer nachsteht. — —

Im Jahre 1791 sollten zwei Bataillone in Korsika gebildet werden. Die Soldaten sollten ihre Chefs selbst ernennen. Da ist es merkwürdig zu sehen, wie der nachherige Cäsar Napoleon es für die höchste Ehre und ein fast unerreichbares Glück erachtete, sich zum Chef eines Bataillons emporzuschwingen. Die Schwierigkeiten waren sehr groß wie die Energie des jungen Kandidaten. Ihm standen die angesehensten Männer von Ajaccio entgegen, auch der reiche Peraldi. Letzterer machte Napoleon lächerlich, er spottete über seine Figur, seine Taille, seine geringen Aussichten. Napoleon, ganz in Wuth, forderte ihn. Peraldi nahm das Duell an. Sein Nebenbuhler wartete auf ihn bis zum Abend an der kleinen schön gelegenen Kapelle der Griechen, unruhig auf- und abwandelnd; aber Peraldi erschien nicht, die Sippschaft hatte das Duell hintertrieben.

Madame Letitia opferte ihr halbes Vermögen, um de

geliebten Sohne das Kommando des Bataillons zu verschaffen. Ihr Haus war für Napoleons zahlreiche Partei stets geöffnet, ihr Tisch stets gedeckt. In den Zimmern und auf der Flur lagen stets Matratzen bereit, um den bewaffneten Anhängern Aufnahme für die Nacht zu geben. Man lebte dort wie im Vertheidigungszustande der Vendetta. Die Lage war bedrohlich. Napoleon war nie so aufgeregt als in dieser Zeit; er schlief die Nächte nicht, und Tags ging er unruhig in den Zimmern umher, oder berieth sich mit dem Abbé Fesch und seinen Parteigängern. Er war nachdenklich und blaß, die Augen voll Feuer, die Seele voll Leidenschaft. Vielleicht ging er dem Konsulate und dem Kaiserthume ruhiger entgegen als dem Range eines Majors der Nationalgarde von Ajaccio.

Der Kommissär, welcher die Wahl leiten sollte, war angekommen, und im Hause der Peraldi hatte er sich einlogirt. Dies war fürchterlich. Man beschloß also einen 18. Brumaire, einen kleinen Staatsstreich auszuführen. Die Partei Napoleon bewaffnet sich, der trotzige und wilde Bagaglino, ein Parteimann Napoleons, bis an die Zähne bewaffnet, dringt Nachts in das Haus Peraldi, wo man mit dem Kommissär eben bei Tische sitzt. „Madame Letitia will Euch sprechen", ruft Bagaglino drohend, „aber sogleich." — Der Kommissär folgt ihm, die Peraldi wagen es nicht ihn zurückzuhalten; die Napoleonisten entführen den Gast, und sie zwingen ihn sich in die Casa Bonaparte einzuquartieren, unter dem Vorwande, daß er bei den Peraldi nicht frei sey. Dieser Staatsstreich zeigt den Napoleon fix und fertig.

Die Casa Bonaparte hielt sich nun im Kriegszustande, aber Peraldi wagte nichts. Nun erschien der Tag der Wahl. In der Kirche San Francesco sollte sie vollzogen werden. Es gab einen Sturm, Geronimo Pozzo di Borgo ward von dem Rednerstuhl gerissen und nur mit Mühe geschützt. Das Resultat der Wahl war dieses: Quenza, von der Partei Bonaparte, wurde der erste Chef, Napoleon der zweite nach ihm. Der Sieg war fast vollständig, und das unerreichbare

Ziel fast erreicht, Napoleon war zweiter Befehlshaber eines Bataillons!

Von dieser Zeit an lebte Napoleon nur in seinem Bataillon, dessen Seele er war. Hier machte er seine praktischen militärischen Studien, ehe er in's Feld abging, wie er in dem Klub von Ajaccio die Schule des Politikers durchmachte. Unterdeß wuchs die Spannung zwischen der Gegenpartei, den Aristokraten, den von eidscheuen Priestern bearbeiteten Bürgern und dem Nationalbataillon von Tag zu Tage. Wenn man die heutigen Bergkorsen sieht, kann man sich ungefähr eine Vorstellung von dem Aussehen und der Natur jenes Bataillons Quenza=Napoleon machen. Nicht ohne Grund wird der Bürger von Ajaccio diesen Trupp in der Dressur begriffener Montagnards gefürchtet haben. Am Ostertage des Jahres 1792 kam es denn zu einem blutigen Kampfe zwischen dem Volke von Ajaccio und dem Bataillon. Er entspann sich auf dem Diamantplatze und dauerte unter vielem Blutvergießen mehrere Tage, ohne daß die Civilbehörden oder Militärkommandant Maillard sich in's Mittel legten. Napoleon entging glücklich aller Lebensgefahr. Nachdem sich nun der Sturm gelegt hatte, setzte er ein Rechtfertigungsschreiben im Namen seines Bataillons auf, und adressirte es an das Departement, an den Kriegsminister und an die Legislative. Es erschienen darauf drei Kommissäre in Ajaccio; sie statteten einen günstigen Bericht über die Führung des Bataillons ab, aber es wurde aus Ajaccio entfernt. Napoleon ging nach Corte, wo ihn Paoli mit Kälte empfing.

Im Mai desselben Jahres reiste er nach Paris, um seine Schwester Elisa aus S. Cyr zu holen. Der Umsturz der politischen Dinge überraschte ihn hier und zertrümmerte die Aussichten auf ein Armee=Avancement, die er in Paris zu verwirklichen gehofft hatte. Die leidenschaftliche Natur des Korsen wurde davon so mächtig ergriffen, daß man sagt, er habe Selbstmordgedanken gehegt. Er ward sie los in einem Dialoge über den Selbstmord. Napoleon verließ Paris bald

nach dem schrecklichen 2. September und kehrte nach Korsika zurück.

Der Mann also, welcher bestimmt war Europa umzugestalten, mühte sich in derselben Zeit, wo Dumouriez mit den ersten Waffenthaten der jungen Republik die Welt in Erstaunen setzte, in dem wilden Korsika ab den Kabalen seiner Gegner Stand zu halten und selber Kabalen zu schmieden, und setzte täglich sein Leben dem Dolchstoß oder der Flintenkugel aus. In Corte wieder angekommen, entließ ihn der General Paoli mit Strenge. Ihre Wege gingen vollständig auseinander, denn in der Seele des jungen Bonaparte regten sich nun andere Wünsche als die, in die Fußstapfen des edlen Patrioten zu treten. Hätte er das gethan, wäre sein Herz für die Freiheit Korsika's entzündet geblieben, dann zeigte mir heute vielleicht ein wilder Ziegenhirt in den Bergen irgend einen Schauerort und sagte: seht, hier ist der große Korsenhäuptling Napoleon Bonaparte gefallen, er war fast so gewaltig wie Sampiero.

Paoli gab Napoleon den Befehl sich nach Bonifazio zu verfügen, um der Expedition gegen Sardinien sich anzuschließen. Murrend gehorchte Napoleon. — Acht Monate blieb er in Bonifazio, die nöthigen Anordnungen zu treffen, so weit er damit beauftragt war. Am 22. Januar, einen Tag nach der Hinrichtung Ludwig Capets, hätte Napoleon in Bonifazio fast das Leben verloren. Marinesoldaten, wüthendes Gesindel aus Marseille, waren an's Land gekommen und hatten mit dem Korsenbataillon Händel angefangen; als nun Napoleon herbeieilte, Ruhe zu schaffen, empfingen sie ihn mit dem Gebrülle ça ira, riefen, daß er ein Aristokrat sey, und auf ihn einstürmend wollten sie ihn an die Laterne hängen, bis es dem Maire, dem Volke und den Soldaten gelang die Bande zu verjagen.

Die Unternehmung auf Sardinien unter Truguets Oberbefehl eingeleitet, um den Hof von Turin zu schrecken, schlug vollständig fehl. Man will wissen, daß Paoli an dem Mißlingen gearbeitet hatte. Zwar hatte er 1000 Mann

Nationalgarden unter den Befehl seines vertrautesten Freundes Colonna-Cesari gestellt, aber, wie dieser später selbst erzählte, ihm gesagt: „Erinnere dich, Cesari, daß Sardinien der natürliche Verbündete unserer Insel ist, daß es in allen Verhältnissen uns mit Lebensmitteln und mit Munition versorgt hat, daß der König von Piemont immer der Freund der Korsen und ihrer Sache gewesen ist". Das Geschwader, welches unter Colonna's Befehlen stand, verließ endlich den Hafen von Bonifazio und segelte gegen die Insel Santa Maddalena. Napoleon stand unmittelbar unter Colonna und war mit der Artillerie beauftragt. Der junge Artillerist brannte vor Ungeduld, es war seine erste Waffenthat. Einer der Ersten sprang er an's Land und schleuderte mit eigener Hand eine Brandkugel in das Städtchen Maddalena. Aber seine vorzüglichen Anordnungen hatten keinen Erfolg; die Sarden machten einen Ausfall, Colonna ließ ohne Weiteres zum Rückzuge blasen.

Der junge Napoleon weinte vor Wuth, er machte, Colonna heftige Vorstellungen, und da dieser ihn mit Nichtachtung anhörte, wandte sich Napoleon gegen einige Offiziere und sagte: Er versteht mich nicht. — Colonna herrschte ihm darauf zu: Ihr seyd ein Unverschämter! Der junge geborne Soldat kannte seine Pflicht, schwieg und stellte sich an seinen Posten. Ein Paradepferd ist er und nichts Anderes, sagte er nachher. So war die erste Waffenthat Napoleons unglücklich, sieglos und ein Rückzug.

Als er darauf nach Bonifazio zurückgekehrt war, erfuhr er, daß Paoli, welcher nun die Maske abzuwerfen sich genöthigt sah, das Bataillon Quenza aufgelöst habe. Dies geschah im Frühlinge des Jahres 1793, zu der Zeit, als der Konvent Saliceti, Delcher und Lacombe als seine Kommissäre auf die Insel schickte. Lucian Bonaparte und Bartolommeo Arena hatten Paoli denuncirt. Napoleon aber hatte an der Denunciation keinen Theil, vielmehr gebot ihm das Andenken seines Vaters und sein Edelmuth den großen Landsmann zu vertheidigen. Er schrieb selbst Paoli's Apologie

und sandte sie dem Konvente zu, und dies war eine That, welche ihn ehrt. Diese merkwürdige Schrift ist aufbehalten, doch an einigen Stellen lückenhaft; sie lautet:

„Repräsentanten!

Ihr seyd die wahren Organe der Volkssouveränität. Alle euere Dekrete sind von der Nation diktirt oder durch sie unmittelbar vollzogen. Jedes euerer Gesetze ist eine Wohlthat und erwirbt euch einen neuen Anspruch auf den Dank der Nachwelt, welche euch die Republik verdankt, und auf den der Welt, welche von euch die Freiheit datiren wird.

Ein einziges eurer Dekrete hat die Bürger der Stadt Ajaccio tief niedergeschlagen; dasjenige, welches einem 70jährigen schwachen Greise befiehlt sich an euere Barre zu schleppen, und ihn einen Augenblick neben den gottlosen Wühler oder den feilen Ehrgeizigen stellt.

Paoli sollte ein Wühler oder ein Ehrgeiziger seyn?

Aufwiegler! und warum? Etwa um sich an der Familie der Bourbons zu rächen, deren perfide Politik sein Vaterland mit Jammer überhäufte und ihn zur Verbannung zwang? Aber endete jene nicht eben mit der Tyrannei, und habt ihr nicht eben seinen Groll, wenn er ihn noch bewahrt, in dem Blute Ludwigs gesättigt?

Aufwiegler! und warum? Etwa um die Aristokratie des Adels und der Priester wieder herzustellen? Er, welcher seit seinem 13. Jahre ..... er, welcher, kaum an die Spitze der Angelegenheiten gelangt, das Lehnswesen zerstörte, und keine andere Auszeichnung kannte, als die des Bürgers? er, welcher, 30 Jahre sind es her, gegen Rom kämpfte und exkommunicirt ward (dieses ist eine Unrichtigkeit), welcher der Güter der Bischöfe sich bemächtigte, um sie zu geben, nach Venedig .... in Italien ....

Aufwiegler! und warum? Um Korsika an England zu liefern, er, welcher es nicht an Frankreich hat liefern wollen trotz der Offerten Chauvelins, der nicht Titel noch Gunstbezeugungen schonte!

Korsika an England geben! Was würde er gewinnen,

wenn er in dem Kothe Londons lebte? Warum blieb er nicht dort, als er exilirt ward?

Paoli sollte Egoist seyn? Wenn Paoli Egoist ist, was kann er noch mehr begehren? Er ist der Gegenstand der Liebe seiner Landsleute, welche ihm nichts verweigern; er steht an der Spitze der Armee; er befindet sich am Vorabend des Tages, wo er das Land gegen einen fremden Angriff vertheidigen soll.

Wenn Paoli ehrgeizig war, so hat er Alles bei der Republik gewonnen: und wenn er sich anhänglich zeigte an ... seit der konstituirenden Versammlung, was muß er nicht heute thun, wo das Volk Alles ist?

Paoli ehrgeizig! Repräsentanten, als die Franzosen von einem verderbten Hofe regiert waren, als man weder an die Tugend noch an die Vaterlandsliebe glaubte, hatte man ohne Zweifel sagen müssen, daß Paoli ehrgeizig war. Wir haben den Tyrannen den Krieg gemacht; das hat nicht seyn sollen aus Liebe zum Vaterlande und zur Freiheit, sondern aus Ehrgeiz der Führer! In Koblenz also muß Paoli für ehrgeizig gelten; aber in Paris, in dem Centrum der französischen Freiheit, muß Paoli, wenn man ihn wohl kennt, der Patriarch der französischen Republik seyn; so wird die Nachwelt denken, so glaubt es das Volk. Folgt meiner Stimme, laßt die Verleumdung schweigen und die gründlich verderbten Menschen, welche sie als Mittel gebrauchen. Repräsentanten! Paoli ist mehr als ein Greis von 70 Jahren, er ist schwächlich! Ohne dies würde er an eure Barre gegangen seyn, um seine Feinde zu vernichten. Wir sind ihm Alles schuldig, bis auf das Glück eine französische Republik zu seyn. Er genießt stets unser Vertrauen. Nehmt, was ihn betrifft, euer Dekret vom 2. April zurück und gebt diesem ganzen Volke die Freude wieder ...."

Bald darauf indeß überwarf sich der junge Revolutionär mit Paoli völlig und bis zur tödtlichen Feindschaft. Der greise Patriot fand in dem jungen Manne den heftig-

sten Gegner nicht seiner Person, sondern seiner **Ideen**. Man erzählt, Paoli habe ihn damals noch nicht ganz erkannt und ihm angedeutet, daß er damit umgehe, Korsika von Frankreich loszureißen und eine Verbindung mit England anzuknüpfen. Entrüstet sey Napoleon aufgefahren, und Paoli sey nun in Feuer und Flammen und in den leidenschaftlichsten Haß gegen Napoleon gerathen. Pasquale's Anhang war zahlreich, und auch die Festung Ajaccio in den Händen seines Freundes Colonna. Paoli und Pozzo di Borgo, damals Generalprokurator, vor den Konvent geladen, trotzten daher der Aufforderung und lebten jetzt unter der Acht des Konventes und im offenen Kriege gegen die Franzosen.

Nun bestellten die drei Repräsentanten Napoleon Bonaparte zum Generalinspektor der Artillerie Korsika's, und gaben ihm auf, die Citadelle von Ajaccio zu erobern. Er versuchte es, doch alle seine Anstrengungen, die Festung seiner Vaterstadt zu erzwingen, scheiterten. Während dieser Unternehmung schwebte sein Leben in äußerster Gefahr. Er besetzte nämlich den Thurm von Capitello am Golfe von Ajaccio mit etwa 50 Mann, um von hier aus zu Lande zu operiren, während die Kriegsfahrzeuge von der See her bombardirten. Ein Sturm wehte die Flotte aus dem Golfe, und Napoleon blieb von ihr abgeschnitten in dem Thurme allein und mußte durch 3 Tage, von Pferdefleisch sich nährend, sich vertheidigen, bis einige Hirten von den Bergen ihn aus seiner Lage befreiten und er über Wasser die Flotte wieder erreichte.

Mißmuthig reiste er nach Bastia, zu Lande. Unterwegs aber erfuhr er, daß sein Leben bedroht sey, daß Marius Peraldi das Volk aufgewiegelt habe, ihn festzunehmen und an Paoli auszuliefern, der ihn wolle erschießen lassen, sobald er seiner habhaft würde. In Vivario barg ihn der Pfarrer, in Bocognano wurde er von seinen Freunden mit äußerster Noth der Volkswuth entrissen; er versteckte sich dort in einem Zimmer und entschlüpfte Nachts durch ein Fenster auf die

Straße. Glücklich entkam er nach Ajaccio. Aber auch hier noch heftiger bedroht, rettete er sich aus seinem Hause in eine Grotte, nahe bei der Kapelle der Griechen, wo er eine Nacht sich verborgen hielt. Seine Freunde schifften ihn endlich glücklich ein, und so gelangte er über Meer nach Bastia. Unterdeß richtete sich die Wuth der Paolisten auch auf Napoleons Familie. Madame Letitia erschrak vor den Anzeichen der nahen Gefahr und floh mit ihren Kindern nach Milelli, von einigen getreuen Paesanen aus Bastelica und Bocognano begleitet. Mit ihr waren Louis, Elisa, Paolina und der Abbé Fesch; Hieronymus und Karolina blieben im Hause Ramolino versteckt. Auch in Milelli nicht sicher, entfloh die geängstigte Familie während der Nacht nach dem Meere zu in die Gegend des Thurmes von Capitello, in der Hoffnung, die angekündigte französische Flotte daselbst erwarten zu können. Die Flucht durch dieses schwierige Bergland war mühsam, denn es gibt dort keine anderen Wege als über das Gestein, durch die Macchia und über die Bergwasser. Madame Letitia hielt die kleine zierliche Paolina an der Hand, Fesch ging mit Elisa und mit Louis; voraus marschirte ein Trupp von Partisanen aus Bastelica, dem Geburtsorte Sampiero's, dahinter die Männer von Bocognano, bewaffnet mit Dolchen. Flinten und Pistolen. So irrte die Familie Napoleons über die Berge und erreichte nach vieler Anstrengung, über Felsen kletternd und durch die Wasser watend, das Ufer von Capitello, wo alle sich im Buschwalde verbargen.

In eben dieser Zeit hatte Napoleon in Bastia ein kleines Schiff bestiegen und war der französischen Flotte vorangesegelt, welche von Bastia ausgelaufen war, um bei Ajaccio zu landen und das Kastell der Stadt zu nehmen. Napoleon stieg bei den Blutinseln an's Land, wo viele der Hirten seiner Familie ihre Heerden halten, und dort erfahrend, daß seine Familie auf der Flucht sey, schickte er Hirten nach allen Gegenden aus sie aufzusuchen. Er wartete die Nacht hindurch in heftiger Angst auf Botschaft. Es ward Mor-

gen; er saß unter einem Felsen, sorgenvoll an das Schicksal der Seinigen denkend — plötzlich stürzt ein Hirt auf ihn zu rufend: rettet Euch! Ein Trupp Menschen, aus Ajaccio ausgezogen, Bonaparte und seine Familie einzubringen, eilte auf ihn zu — Napoleon sprang in's Meer. Sein kleines Schiff, eine Chebeque, hielt die Verfolger durch sein Feuer zurück, und glücklich nahm ihn das Boot auf.

An demselben Tage segelte Bonaparte in den Golf ein, und an der Küste hinstreichend, bemerkte er Menschen am Ufer, welche Zeichen gaben, daß sie aufgenommen werden wollten. Das war seine Mutter Letitia und seine Geschwister.

Man schaffte nun die leidende Familie schnell nach Calvi, wo sie Gastfreundschaft fand. Das Haus Bonaparte aber war von dem wüthenden Volke verwüstet und geplündert worden. Ihre Rettung hatte die Familie allein der Umsicht des Korsen Costa zu verdanken, welchem Napoleon noch in seinem Testamente aus Erkenntlichkeit die Summe von 100,000 Franken vermachte.

Der junge Bonaparte selbst segelte nach einem vergeblichen Versuche auf Ajaccio, von der Flotte nicht unterstützt und endlich abgerufen, gleichfalls nach Calvi, und von hier aus Korsika verlassend, erscheint er in Toulon wieder.

So hatte ihn Pasquale Paoli selbst in die Weltgeschichte hineingetrieben. Zwei Männer, die sich als erbitterte Feinde gegenübergestanden, Marbeuf und Paoli, und das ist der Despotismus und die Demokratie, hatten Napoleon den Weg seiner Laufbahn gewiesen. Als nun Napoleon Konsul wurde und sein Gestirn glänzend über der Welt stand, war Paoli's Stern lange untergegangen. Tief bewegt es mich, denke ich mir da den edlen Greis Pasquale als verschollenen Verbannten einsam in seinem Hause zu London, wie er in uneigennütziger Freude auf die Kunde von Napoleons Konsulernennung sein Haus illuminirt, den Groll vergessend und hoffend, daß der große Korse ein Hort der Menschheit seyn werde. In einem Briefe sagte er: „Napoleon hat unsere Vendetta an allen denen vollzogen, welche

die Ursache unseres Falles gewesen sind. Ich wünsche nur, daß er sich seines Vaterlandes erinnern möge". Er blieb in der Verbannung: Napoleon rief ihn nicht zurück, vielleicht weil er fürchtete, die Eifersucht der Franzosen zu erregen.

In den Tagen seines Glückes vergaß Bonaparte sein kleines Vaterland, undankbar und schwach wie alle Emporkömmlinge, welche an die dunkle Stelle ihrer Geburt nicht gern erinnert seyn wollen. Er that nichts für das arme Land, und die Korsen haben ihm das nicht vergessen können. Sie erinnern sich auch noch heute daran, daß der Kaiser, als sich ihm einst ein Korse vorstellte, diesen trocken fragte: Nun, wie steht's in Korsika, ermorden sich die Korsen noch immer? — Seit seiner Flucht aus Korsika besuchte er die Heimathsinsel nur noch einmal, als er von Aegypten kam. Am 29. September 1799 lief sein Schiff in den Hafen von Ajaccio ein; mit ihm waren Murat, Eugen, Berthier, Lannes, Andreossi, Louis Bonaparte, Monge und Berthollet. Nachts saß er dort an Bord und las die Journale bis tief in den folgenden Tag hinein. Er wollte nicht an's Land, aber seine Begleiter waren neugierig seinen Heimathsort kennen zu lernen, und er widerstand nicht länger ihren Bitten und den Bitten der Bürger von Ajaccio. Ein Mann, der damals als Kind die Landung Napoleons mit angesehen hatte, erzählte mir davon. „Seht, sagte er, dieser Platz war mit jauchzenden Menschen bedeckt und das Volk füllte die Dächer; es wollte den räthselhaften Mann sehen, der noch vor wenigen Jahren als schlichter Offizier und als einer der Hauptdemokraten Ajaccio's hier herumgegangen war. Er stieg ab in der Casa Bonaparte. Er ging auf dem Diamantplatze spazieren. Da muß ich Euch eine Geschichte erzählen, welche ihm Ehre macht. Als Napoleon noch in Ajaccio war, waren die Priester und Aristokraten auf ihn sehr erbittert. Eines Tages will er in sein Haus zurückkehren; er ist gerade an die Ecke dieser Straße gekommen, da sieht er einen Priester, meinen eigenen Verwandten, am Fenster jenes Hauses stehen, die

Flinte auf ihn angelegt. In demselben Augenblicke bückt sich Napoleon, und die Kugel schlägt über ihm weg in die Wand — ein Augenblick früher, und es gab keinen Kaiser Napoleon in der Welt. Jenem Priester nun begegnete der General Bonaparte auf dem Diamantplatze. Der Geistliche, dessen wohl eingedenk, daß er einst auf ihn geschossen hatte, wich nach der anderen Seite der Straße aus. Aber Napoleon sah ihn, kam auf ihn zu, gab ihm die Hand und erinnerte ihn heiter an die Vergangenheit. Seht, er war darin kein Korse, und große Menschen vergessen leicht Beleidigungen". Aber Napoleon war wohl ganz Korse, als er den Herzog von Enghien erschießen ließ. Diese That war die That eines korsischen Banditen, und kann erst recht begriffen werden, wenn man weiß, was die Sitte der Blutrache in Korsika erlaubt, den Mord nämlich auch an den unschuldigen Gliedern der feindlichen Sippschaft. Nicht ganz konnte Napoleon sein korsisches Naturell verleugnen, und so war er auch romantisch, theatralisch, abenteuerlich wie die Korsen es zum Theil sind. Aegypten, Rußland, Elba sind Stellen in seiner Geschichte, wo er nichts war als ein großer und genialer Abenteurer.

In Ajaccio ging er damals mit seinen Begleitern auf die Jagd; und einen Tag brachte er in Milelli zu, wo er einst das Pamphlet gegen Buttafuoco geschrieben hatte. Wie viele bewundernswürdige Thaten lagen nun schon hinter ihm, wie viele Fürsten und Völker hatten nun schon die Gewalt seines Schwertes und der Donner seiner Phrase niedergeworfen. Er rief seine Hirten, reichlich belohnte er jenen Bagaglino, der ihm einst seinen ersten Staatsstreich ausgeführt hatte. Seine Heerden, seine Aecker vertheilte er. Auch seine Amme Camilla Ilari kam herbei; sie umarmte ihn mit Schluchzen, sie brachte ihm eine Flasche voll Milch zum Geschenke; in ihrer naiv einfältigen Weise sagte sie: mein Sohn, ich habe dir die Milch meines Herzens gegeben, nimm jetzt die Milch meiner Ziege. Napoleon schenkte ihr ein wohnliches Haus in Ajaccio und reichliches Ackerland,

und als er Kaiser geworden war, fügte er noch eine Pension von 3600 Franken hinzu. — Nach einem Aufenthalte von 6 Tagen ging er von Ajaccio weiter nach Frankreich unter Segel.

Seitdem besuchte er seine Heimathsinsel nie mehr; aber das Schicksal zeigte sie eines Tages noch seinen Augen, als er, ein geschlagener Mann, beseitigt von der Weltgeschichte und für ihre Zwecke aufgebracht, auf dem winzigen Felsen von Elba stand. Da zeigte ihm das ironische Schicksal die dunkle Stelle, von wo er einst als Kind der Fortuna in die Welt gezogen war, sein Glück zu suchen.

Später, auf Sankt Helena, kehrten seine Gedanken immer wieder zu Korsika zurück. Sterbende pflegen ihren Lebensgang in Gedanken zurückzuwandern und am liebsten bei ihrer Kindheit zu verweilen. Viel sprach er von seiner Heimath. In den Kommentaren sagt er einmal: „Meine guten Korsen waren in der Zeit des Konsulats und des Kaiserreichs nicht mit mir zufrieden. Sie behaupteten, ich hätte wenig für mein Vaterland gethan . . . Meine Feinde und mehr meine Neider spionirten um mich; alles, was ich für meine Korsen that, ward wie ein Diebstahl ausgeschrieen und wie ein Unrecht gegen die Franzosen. Diese nothwendige Politik hatte mir das Gemüth meiner Landsleute abgewendet und sie gegen mich erkältet. Ich bedaure sie, doch ich konnte nicht anders handeln. Als die Korsen mich unglücklich sahen, als sie mich von manchem undankbaren Franzosen mißhandelt, als sie Europa gegen mich verschworen sahen, da vergaßen sie Alles wie Menschen von fester und unverdorbener Tugend, und fanden sich bereit sich für mich zu opfern, wenn ich es gewollt hätte . . . Welche Erinnerungen hat mir Korsika gelassen! Ich denke noch mit Freude an seine schönen Gegenden, an seine Berge, ich erinnere mich noch jetzt an den Duft, den es aushaucht. Ich würde das Loos meines schönen Korsika's verbessert haben, ich würde meine Mitbürger glücklich gemacht haben, aber der Umsturz ist gekommen, und ich habe meine Pläne nicht ausführen können“.

Die erste Frage, welche Napoleon an den Korsen Antommarchi, seinen Arzt richtete, als er in S. Helena zu ihm in's Zimmer trat, war diese: Haben Sie einen Filippini? — Viele Landsleute seiner Insel hatten ihn in seiner Laufbahn begleitet gehabt, viele hatte er erhoben. Mit demselben Colonna, welcher Paoli's Freund gewesen war und der ihn einst befeindet hatte, war er bis zu seinem Ende innig befreundet. Beiden Männern, Paoli wie Napoleon, blieb Colonna Freund, ohne zu heucheln, denn er war ein edler Mensch. Er war der Erste, welcher um Napoleons Flucht aus Elba wußte, und in seinem Testamente von S. Helena vertraute ihm der Kaiser die Sorge um seine Mutter. Colonna unterzog sich ihr gewissenhaft und bis an Letitia's Tode blieb er bei ihr als ihr Freund und Hausmeister. Dann zog er sich nach Vico bei Ajaccio zurück.

Aus eines Korsen Händen nahm der sterbende Napoleon die letzte Oelung auf Sankt Helena; es war der Priester Vignale, welcher nachher in Korsika ermordet wurde. So starb er unter seinen Heimathsbrüdern, die ihn nicht verlassen hatten.

* * *

Indem ich die Geschichte Napoleons, sein glanzvolles Kaiserreich, die Völker und die Fürsten, welche dieser jähe Wandelstern zu seinem Hofe heranzog, die Fluth von Ereignissen und von Geschicken, die er über die Welt warf, mir vergegenwärtigte, überkam mich in seinem nun öden, todtenstillen Hause eine Traurigkeit und eine Befriedigung zugleich. — Alle jene ungeheuren Leidenschaften, welche nimmersatt die halbe Welt verschlangen, wo sind sie nun, was bewegen sie noch? Sie sind wie ein Traum, wie eine große Fabel, welche die Säugamme Zeit ihren Kindern erzählt. Dank sey der Zeit. Sie ist die stille und geheimnißvolle Macht, die Alles wieder ebnet, selbst die himmelaufragenden Herrscher. Sie ist der heilsame Ostracismus, das wahre Scherbengericht.

Wo ist Napoleon? Was blieb von ihm übrig? — —

Ein Name und eine Reliquie, welche ein leicht zu blendendes Volk nun öffentlich anbetet. Wie die verhaltene Leichenfeier Napoleons vom Jahre 1821 erscheint mir das, was nun jenseits des Rheins geschah. Aber die Todten stehen nicht mehr auf. Nach den Göttern kommen die Gespenster und nach der Welttragödie das Satirspiel. — Ein Leichengeruch geht durch die Welt, seitdem sie drüben, jenseits des Rheins, einen todten Mann aufgeweckt haben.

Ich ging aus dem Hause der Letitia in ihre Sargkapelle.

Die Straße des Königs von Rom führt zu der Kathedrale von Ajaccio. Die Kirche ist ein schwerer Bau mit schlichter Façade, das Innere ist bunt und ziemlich ländlich. Schwere Pfeiler trennen es in 3 Schiffe, die Kuppel ist klein, wie die Tribüne. — Rechts nun befindet sich am Chore eine kleine schwarz ausgeschlagene Kapelle. Zwei mit schwarzem Sammet überdeckte Särge stehen darin vor einem ganz dörflich ausgezierten Altare. Zu Fuß und zu Haupt eines jeden Sarges sind schwere hölzerne Kandelaber aufgestellt, und ein ewiges, doch ausgelöschtes Lämpchen hängt über jedem. Auf dem Sarge zur Linken liegt ein Kardinalshut und ein Immortellenkranz; auf dem Sarge zur Rechten eine Kaiserkrone und ein Immortellenkranz. — Das sind die Särge des Kardinals Fesch und der Madame Letitia. Im Jahre 1851 hat man sie aus ihren italischen Grüften hieher gebracht. Letitia war am 2. Februar 1836 in ihrem römischen Palaste am venetianischen Platze gestorben und ihr Sarg stand seitdem in einer Kirche der kleinen Stadt Corneto bei Rom.

Kein Marmor, kein Kunstwerk, kein Gräberpomp — nichts ziert die Stätte, wo eine Frau begraben liegt, welche einen Kaiser, 3 Könige und 3 Fürstinnen gebar. — Mich überraschte die bewußtlose Ironie und der tief tragische Sinn, welcher in dieser fast ländlichen Einfalt von Letitia's Gruftkapelle liegt. Sie gleicht einer fürstlichen Todtengruft aus

Theaterkoulissen. Ihr Sarg ruht auf einem hohen hölzernen Gestelle, von Holz sind die plumpen Kandelaber und das Gold ist Schaum. Sammet dünkt der Ueberhang der Kapelle, doch ist er von gemeinem Tafft und die langen silbernen Fransen daran sind Silberpapier. Jene goldene Kaiserkrone auf dem Sarge ist von Holz und mit Goldschaum überklebt. Nur der Immortellenkranz Letitia's ist ächt.

Nie hat, so lange die Welt steht, einer Mutter Herz höher geschlagen, als das Herz des Weibes in diesem Sarge. Ihre Kinder sah sie eines nach dem andern auf der höchsten Sonnenhöhe menschlicher Herrlichkeit, und eines nach dem andern sah sie dieselben stürzen. Sie hat dem Schicksal die Schuld bezahlt.

Ja, wahrlich — wer an diesem Sarge steht, hat Mühe seiner Rührung zu gebieten — es ist eine so schmerzlich bewegende und so große Tragödie eines Mutterherzens darin verschossen. Welch ein unverschuldetes Schicksal, und wie kam es, daß in dem Schooße einer heitern, jungen und schlichten Frau so weltgeschichtliche Mächte, menschen- und städteverschlingende Gewalten reifen mußten? —

Hinrichtung der Grafen Egmond und Hoorne 1567 und 1568.

Nachdem die Unruhen in den Niederlanden im Jahre 1567 durch die Statthalterin Margaretha von Parma und die niederländischen Edeln bereits gestillt waren, beschloß der König Philipp II. auf das Anrathen des Herzogs Alba und der Mehrzahl seiner Räthe dessen ungeachtet den Herzog mit einem Heere dahin zu senden, damit er die Nie-

derländer vollends zum Gehorsam und zur katholischen Religion zurückbringen sollte. Auf diese Nachricht that der Prinz Wilhelm von Oranien, den man den Schweigenden nennt, der Statthalterin seinen Entschluß kund alle seine Aemter und Würden niederzulegen und sich nach Deutschland zu begeben. Vergebens ließ sie ihn ersuchen da zu bleiben: er erwiederte, daß seine Gemahlin protestantisch sey und daß er um ihrer Gefahr willen sich zurückziehen müsse. Er selbst trat erst nachher zum Protestantismus über. Als die erste Bitte nicht fruchtete, ließ ihn die Statthalterin ersuchen, doch vorher noch mit Egmond sich über diesen Gegenstand zu besprechen. Dies Gesuch war dem Prinzen von Oranien sehr lieb, weil er selber wünschte, noch einmal seinen Freund Egmond zu warnen.

Am 3. April 1567 kamen sie in Willebrock, einem Dorfe bei Antwerpen, zusammen und beredeten sich über die Lage der Dinge. Die Anwesenheit des Geheimschreibers der Statthalterin legte dem Prinzen Zwang auf: deshalb führte er nach einer kurzen Verhandlung den Grafen Egmond bei Seite, offenbarte ihm den eigentlichen Grund seines Kommens und rieth auch ihm zur Flucht. Dem Grafen wollte nicht von ferne der Gedanke in den Sinn, daß der König von Spanien gegen ihn als den Sieger von St. Quentin und Gravelingen jemals etwas Böses beschließen könne. Er erwiederte dem Prinzen, daß er schon deshalb nicht fliehen könne, weil seine Güter, ohne die er nicht standesmäßig zu leben vermöge, alle in den Niederlanden lägen. Der Prinz von Oranien dagegen war zugleich ein Fürst des deutschen Reiches, und Karl V. hatte ihm bei seiner Abdankung im Jahre 1556 sogar die Kaiserkrone zur Bewahrung und Ueberbringung nach Deutschland anvertraut. Egmond war der Meinung, daß der Sinn des Königs Philipp II. zur Versöhnung geneigt sey, wenn man nur das Verbot der Predigten aufrecht erhielte und die Kirchenstürmer nach wie vor unnachsichtlich bestrafe. Als Oranien sah, daß alle seine Vorstellungen vergeblich waren, sprach er: „So bleib denn

hier und erfülle Dein Geschick. Du wirst die Brücke seyn, über welche die Spanier in's Land kommen, und welche sie abbrechen werden, sobald sie hier sind". Man fügt hinzu, daß sie beim Abschiede sich scherzend begrüßt haben sollen: „Leb wohl, Graf ohne Kopf!" und von der anderen Seite: „Leb wohl, Prinz ohne Habe!" Aber gewisser ist, daß der schweigsame Prinz im Vorgefühl des Geschickes, welches seinen Freund erwartete und welches er abzuwenden den letzten Versuch gemacht hatte, ihn mit Thränen in den Augen umarmte. Dann schieden sie auf Nimmerwiedersehen. Es war Niemand bei diesem Gespräche zugegen als ein Calvinist, der sich Beiden ungesehen im Kamine verborgen hatte.

Oraniens Abreise war der Anfang allgemeiner Bestürzung, und Tausende machten sich mit Hab und Gut von dannen, um sich eine bessere Heimath zu suchen. Sofort berichtete die Herzogin von Parma diese Lage der Dinge nach Madrid und bat den König, ihren Halbbruder, flehentlich, daß er doch nun nicht mehr ein Heer unter Alba schicken möge, da die Ruhe vollständig wieder hergestellt sey. Aber Philipp blieb bei seinem Vorsatze, und wenige Tage nachher schiffte Alba mit seinem Heere von Carthagena aus nach der Küste von Savoyen, dessen Herzog den Durchzug gewährte. Die Schaar war nur klein: es waren ihrer etwa 8000 Fußgänger und noch nicht 2000 Reiter; aber alle waren altgediente Krieger, von denen Alba sagte, daß sie die Knochen und Sehnen und Adern seiner Streitmacht seyen, die noch mehr mit Fleisch zu umkleiden ihm nicht schwer seyn würde. Auch nach seiner Landung in Savoyen schickte ihm Margaretha von Parma Boten entgegen mit der Bitte, daß er wenigstens nicht mit zu starker Heeresmacht ankommen, sondern lieber noch einen Theil entlassen möge. Allein er entgegnete: „Ich folge dem Befehle meines Königs. Ich habe einmal ein Volk von Eisen bezwungen und sollte jetzt nicht ein Volk von Butter bezwingen können?" Es war dennoch zwischen dem Volke von Eisen und dem Volke von Butter einiger Unterschied, der freilich Alba's Denkungsweise

nicht zugänglich war. Er dachte bei seinem Gleichnisse nicht daran, daß, wer die Butter in der Hand behalten will, sie nicht drücken darf, sondern vorsichtig anfassen und sanft behandeln muß.

Der Zug von Savoyen aus durch Burgund war nicht ohne Gefahr. Eines Tages stieg das spanische Heer von einem Abhange nieder, zur Rechten ragten steilrecht die Felsen empor, links neben ihm schäumte die Isere, vor ihm floß ein kleinerer Strom, der doch ohne Brücke nicht überschritten werden konnte. Man sah, daß eine kleine Macht den Uebergang hätte wehren und die Spanier dem Verderben preisgeben können; aber angsterfüllt bargen sich die nahwohnenden Bürger hinter die Mauern ihrer Städte, besonders die Genfer, deren Stadt der Hauptsitz der Calvinisten war. Ihre Furcht war viel größer, als die mehr gerechtfertigte der Spanier. Alba ließ ihnen Allen keine Zeit, sich von ihrem Schrecken zu erholen; denn in raschen Eilmärschen zog er hindurch. Gleichzeitig vermied er Alles, was nur irgendwie die Landleute reizen konnte, und jedem Diebstahl und jeder Plünderung wurde unnachsichtlich der Strang gedroht. Trotz der gewöhnlichen Kriegesführung jener Zeit kannten die Spanier Alba's Sinn, und keine Klage ward wider sie erhoben.

Zu Dietenhofen (Thionville), an der Grenze der Niederlande, kamen ihm die Abgesandten der Herzogin entgegen, um ihn willkommen zu heißen. Er zeigte ihnen seine Vollmacht, kraft deren ihm der Oberbefehl in Kriegsangelegenheiten gegeben war, der Herzogin die bürgerlichen Angelegenheiten verblieben; aber er deutete genugsam an, daß er außer dieser Vollmacht noch andere geheime Befehle besäße, denen gemäß ihm in allen Dingen die Oberleitung zukam. Auf dem Weiterzuge durch Brabant kamen ihm nach einander die niederländischen Edeln entgegen, auch Egmond war unter ihnen. Als der Herzog seiner ansichtig wurde, sagte er zu den Umstehenden: „Seht, da kommt ein großer Ketzer!" Die Worte waren so laut gesprochen, daß auch Egmond sie vernahm. Er stutzte; aber die Wahrscheinlichkeit

dafür, daß sie unter diesen Umständen nur ein Scherz seyn sollten: Egmond trat vor und begrüßte den Herzog. Dieser erwiederte den Gruß mit gleicher Freundlichkeit und schlang nach damaliger Sitte seinen Arm um den Hals des Grafen, als wären sie die vertrautesten Freunde. Eben so empfing Alba einige Tage nachher den Admiral Grafen von Hoorne und ersuchte denselben, ihm nach Brüssel zu folgen, weil er Briefe des Königs für ihn in seinem Koffer habe. Hoorne versprach, daß er sich baldigst dort einfinden werde. Daß Oranien fortgegangen sey, hatte Alba schon früher vernommen.

Als Alba in der Nähe von Brüssel anlangte und ihm wiederum Boten der Herzogin mit ihren Einladungen entgegenkamen, weigerte er sich, die Stadt zu betreten, bis sie spanische Besatzung eingenommen hätte. Diese Forderung klang der Herzogin seltsam, weil sie selber dort verweilte und Brüssel sich immer als eine getreue Stadt erwiesen hatte: dennoch ward Alba's Begehren erfüllt. Die Herzogin ermahnte alle Städte des Landes, ihm Gehorsam zu beweisen, und beide schienen im vollen Einverständnisse zu handeln; aber inzwischen meldete die Herzogin am 8. September nach Madrid, daß man die Zahl der Geflohenen bereits auf 100,000 schätze. Sie wußte noch nicht, was am selben Tage in Alba's Rathe beschlossen war.

Am 9. September 1567 lud Don Ferdinand, der Sohn des Herzogs Alba, die beiden Grafen Egmond und Hoorne nebst anderen Edelleuten zu sich zum Gastmahle ein. Beide erschienen in dem Palaste Kuilemburg, wo Alba Hof hielt. Der Herzog bat sie nach Tische, eine frühere Berathung über die Verstärkung der Festungswerke von Dietenhofen fortsetzen zu wollen. Während sie bei Tafel saßen, umstellte eine Abtheilung spanischer Soldaten nach der anderen ohne Trommelschlag den ganzen Palast. Nach aufgehobener Tafel begab sich Egmond mit Don Ferdinand zum Kartenspiel, und verfügte sich dann, als die bestimmte Stunde erschienen war, zum Herzoge. Dort wurde gemäß dem Gutachten der Grafen über die Befestigung von Dieten=

hofen ein Beschluß gefaßt, und dann schieden sie von einander. Im selben Augenblicke kam ein Diener von Don Ferdinand, um Egmond zur Fortsetzung des Spieles einzuladen. Egmond willigte ein und begab sich durch mehrere Zimmer dahin auf den Weg. In einem der Säle trat Sanchio d'Avila, ein Hauptmann von der Leibwache des Herzogs, auf den Grafen zu, forderte im Namen des Königs seinen Degen und erklärte ihn selber für seinen Gefangenen. Der verwunderte Graf glaubte nicht recht gehört zu haben und verlangte die Wiederholung der Worte. D'Avila erfüllte sein Begehren. Vergebens berief sich der Graf auf die Privilegien seines Landes, auf die der Ritter des Ordens vom goldenen Vließe: der Spanier war dafür taub und wiederholte nochmals seinen Befehl. Da machte Egmond sein Wehrgehenk los und überreichte dem Hauptmann sein Schwert mit den Worten: „Es hat sich doch manchmal in des Königs Diensten treu erwiesen". Dann ward er in's Gefängniß abgeführt. Eben so erging es Hoorne, der seinen Weg durch einige andere Zimmer genommen hatte. Ihm trat Hieronimo de Salinas mit einigen Bewaffneten entgegen, und Hoorne mußte trotz seines Sträubens und seiner Berufung auf die Privilegien des Landes und des Ordens, dem auch er angehörte, dem Spanier seine Waffe abgeben.

Sogleich nach der That sandte Alba an die Herzogin von Parma einen Boten mit der Nachricht des Geschehenen, der er hinzufügte, daß er im Auftrage des Königs so habe handeln müssen. Margaretha war auf's Bitterste gekränkt und beschloß an diesem Tage die Niederlegung ihrer Würde und die Heimkehr nach Spanien. Aber nicht minder waren die Bewohner von Brüssel überrascht. Die Besetzung des kuilemburgischen Palastes durch die Spanier hatte sie schon mehrere Stunden hindurch in Spannung gehalten, und als nun das Gerücht des Geschehenen von Mund zu Munde lief, verbreitete sich mit demselben Trauer und Entsetzen überall. Eine dumpfe Niedergeschlagenheit bemächtigte sich der Gemüther, daß es mit den Edelsten des Landes dahin gekommen sey, und die allgemeine Betrübniß fand nur in dem Gedan-

ken einige Linderung, daß wenigstens Wilhelm von Oranien dies vorausgesehen und klüglich vorher ausgewichen sey. In ähnlicher, aber doch sehr verschiedener Weise soll auch der Kardinal Granvella gedacht und sich geäußert haben, der vor dem allgemeinen Hasse der Niederländer früher hatte weichen müssen und nach Italien gegangen war. Als er in Rom die Kunde erhielt, daß Alba die Grafen Egmond und Hoorne gefangen genommen hätte, fragte er schnell: „Hat er auch den Schweigenden?" Auf die Verneinung dieser Frage erwiederte Granvella: „Dann hat er gar Nichts; denn an dem Schweigenden ist mehr gelegen, als an allen Anderen zusammen". Allerdings war der Vater ihm entgangen; aber dafür nahm Alba den 13jährigen Sohn desselben und ließ ihn nach Spanien bringen, wo er 28 Jahre lang gefangen gehalten wurde.

Alba begnügte sich mit den beiden Grafen nicht, sondern bemühte sich auch, ihre Geheimschreiber und ihre Papiere in seine Hände zu bekommen. Dann war er darauf bedacht, sie in sicheren Gewahrsam bringen zu lassen. Es war damals Sitte, daß die Obersten der Landschaften, wenn sie einem Befehlshaber eine Burg zur Bewahrung gaben, ein Glas entzwei schnitten, dessen eine Hälfte sie nahmen, die andere dem Befehlshaber übergaben. Alba zwang den Grafen Egmond, der bis dahin Statthalter von Flandern und Artois gewesen war, die Hälfte des Glases, dessen anderen Theil der Kommandant von Gent hatte, ihm auszuliefern, und ließ dann beide Gefangene mit einer Bedeckung von 3000 Spaniern unter Don Alfonso de Ulloa dahin abführen. Dort wurden sie lange Zeit in enger Haft und aller Zuspruch ihrer Freunde ihnen fern gehalten.

Nachdem ihm dieser erste Hauptstreich gelungen, setzte Alba eine Versammlung von 12 Männern nieder, die er den Rath der Unruhen, das niederländische Volk den Blutrath nannte. Die Thaten desselben rechtfertigten diesen Namen; denn innerhalb der nächsten 5 Jahre verurtheilte dieser 18,000 Menschen zum Tode durch Henkershand. Die Luft des freien Himmels, welche Gott den Menschen und

allen Geschöpfen zum Athmen gegeben hat, schien nun selber in einen pesthauchenden Kirchhof verwandelt zu seyn; denn vor den Thoren der Städte, an den Heerstraßen, so weit das Auge blickte, erhoben sich Galgen und Rad mit verwesenden menschlichen Leibern, oder die Asche der Scheiterhaufen mit halbverbrannten Gebeinen lag dort umher. Der Klang der Blutglocke war ein tägliches Ereigniß, und wenn der schauerliche Ton in die Ohren und bis zu den Herzen der angsterfüllten Menschen drang: so eröffnete sich ein reiches Feld der Muthmaßungen, welcher ihrer Freunde, ihrer Verwandten nun wieder dem Tode geweiht sey. Dazu kamen endlose Einziehungen von Gütern, von beweglichem und unbeweglichem Vermögen, so daß bald Handel und Wandel stockte unter allen diesen Schlägen und der dumpfen Schwüle in den Gemüthern der Menschen.

Auch Wilhelm von Oranien ward vor den Rath der Unruhen geladen; aber er hatte längst den sicheren Boden des deutschen Reiches unter seinen Füßen. Es ward ihm zur Last gelegt, daß er gestrebt habe die Regierung des Landes in seine Hände zu bekommen, daß er die Landeseinwohner zum Ungehorsam aufgehetzt, Meuterer in seinen Schutz genommen, Ketzer begünstigt habe und ähnliche Beschuldigungen. Oranien schrieb darauf an den königlichen Anwalt, daß er sich gegen solche Beschuldigungen verantworten würde, aber nicht vor Alba, den er als seinen Richter nicht anerkenne. Also ward er in Abwesenheit verurtheilt: er wurde für immer verbannt und seine Güter eingezogen; aber er rüstete unterdessen auf dem Boden deutscher Fürsten zur Befreiung seines Vaterlandes. Drei Heere sollten zu gleicher Zeit in die Niederlande einbrechen, das eine von Frankreich aus, das andere von Jülich, das dritte von Emden aus. Die beiden ersten Versuche schlugen völlig fehl, das dritte Heer unter der Anführung von Wilhelms Bruder, Ludwig von Nassau, drang mit Erfolg in der Provinz Gröningen vor, so daß Alba sich genöthigt sah den Grafen von Aremberg mit einer Heeresabtheilung gegen Ludwig zu entsenden. Aber auch de

Graf von Aremberg ward geschlagen und fiel selber bei Hilligerlee unweit des Klosters Wittewerum im Gröningerlande. Da mußte Alba sich entschließen selber mit bedeutender Macht gegen die bedrohte Gegend aufzubrechen; aber bevor dies geschah, wollte er sich durch neue Hinrichtungen im Rücken sichern und darum mußten Egmond und Hoorne sterben.

Eine Reihe von Schreckensurtheilen ging vorher. Zuerst ward der Palast Kuilemburg in Brüssel bis auf den Grund geschleift und an die Stelle desselben ein Pfeiler gesetzt mit einer Aufschrift in vier Sprachen: „Zum ewigen fluchwürdigen Gedächtniß, daß einst in diesem Palaste eine Anzahl Edelleute der Niederlande zusammengetreten sey, um eine Schrift aufzusetzen gegen den Gottesdienst der römisch-katholischen Kirche und die königliche Majestät von Spanien. Also geschehen 1568 am 28. Mai". Am folgenden Tage wurden alle Ausgewanderten bei Verlust des Lebens und der Habe zur Rückkehr aufgefordert. In der zweitfolgenden Nacht erhob sich mitten auf dem Markte zu Brüssel ein Schaffot und auf diesem wurden am nächsten Morgen unter dem Wirbeln der Trommeln 19 Edelleute enthauptet.

Zwei Tage nachher, am 3. Juni 1568, langten die beiden Grafen Egmond und Hoorne auf einem Wagen unter der Bedeckung von zehn Fähnlein Fußgänger und einem Fähnlein Reiter zu Brüssel an und wurden am Markte in das sogenannte Brodhaus gebracht. Während ihrer mehr als 8monatlichen Haft in Gent war von ihren Freunden Alles zu ihrer Befreiung aufgeboten. Von vielen regierenden Häusern wurden Fürbitten für sie eingelegt und der Kaiser Maximilian II. selbst hatte Sabine, der Gemahlin Egmonds, einer geborenen Pfalzgräfin von Bayern, geantwortet, daß für das Leben ihres Mannes Nichts zu befürchten sey. Er kannte weder Philipp II., noch Alba. Desgleichen bemühte sich Maria von Montmorency, die Schwester des Grafen von Hoorne; allein alle Berufungen auf die Privilegien des Landes, die der Ritter des Or-

dens vom goldenen Vließe waren vergebens. Die Erinnerung an die Siege Egmonds bei St. Quentin und Gravelingen schien bei Philipp ganz vergessen und war bei Alba nur ein Sporn zur Hinwegräumung seines Nebenbuhlers im Kriegsruhm. Die Bewohner von Brüssel flüsterten dazu unter einander, daß Alba einmal mehrere tausend Dukaten an Egmond im Spiele verloren und zu einer anderen Zeit in der Uebung der Waffen sich ihm nicht gleich gezeigt habe und deshalb Rache brüte gegen den glücklicheren Nebenbuhler. Schon einige Monate vorher waren die beiden Gefangenen gezwungen worden auf die ihnen vorgelegten Punkte ohne Beihülfe von Rechtsgelehrten zu antworten. Die Anklageschrift gegen Egmond bestand in 88 Artikeln, die gegen Hoorne aus 64. Sie enthielten hauptsächlich die Beschuldigungen der Theilnahme an Oraniens verbrecherischem Beginnen, des Schutzes der gegen die Kirche und den König verbundenen Edeln, die Schonung der Bilder- und Kirchenstürmer in den ihnen untergebenen Landschaften, der Vernachlässigung des katholischen Gottesdienstes und in Folge alles dessen die Anklage des Hochverrathes.

Am 1. Juni des Jahres 1568 wurden die Prozeßakten geschlossen und am 4. Juni in dem Rathe der Unruhen diese Beschuldigungen für erwiesen angesehen und die Grafen demgemäß zum Tode durch das Schwert verurtheilt. — Die Niederländer haben bemerkt, daß es für den Herzog von Alba eine vollständige Unmöglichkeit gewesen sey innerhalb dieser Frist die Akten mit allen Beweisstücken für und wider vollständig und genau durchzulesen. Das Urtheil wurde gefällt und ausgesprochen allein auf den Namen des Herzogs von Alba, der sich darin nannte: „Oberrichter in dem Kriminalrathe der Gefangenen Seiner Majestät". Nach der Verfassung der Niederlande kam es nicht einmal dem Könige als Grafen zu in eigener Person Recht zu sprechen, sondern die Verträge verbürgten einem jeden Niederländer das Recht, daß er nur vor seinen ordentlichen Richter gezogen werden konnte. Aber der König Philipp II. hatte nach geschehener Berathung mit der spanischen Inquisition alle seine U-

terthanen in den Niederlanden mit wenigen namentlichen Ausnahmen des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig gesprochen, und Alba beauftragt diesem Urtheile gemäß zu verfahren. — Zur Schärfung der Strafe an den beiden Grafen ward für Recht erkannt, daß ihre Häupter nach dem Vollzuge der Hinrichtung auf Stangen gesteckt und so lange dort bleiben sollten, als es dem Herzog Alba belieben würde. Einige Niederländer berichten, daß dieser Spruch nicht bloß vom Herzoge Alba, sondern auch vom Könige Philipp II. unterzeichnet gewesen sey. Diese Nachricht stützte sich auf folgende Erzählung. Als im Jahre 1580 Graf Philipp Egmond, ein Sohn des Hingerichteten, aber damals Offizier im spanischen Heere, von den Niederländern gefangen ward, machten einige derselben ihm bittere Vorwürfe, wie doch der Sohn eines Mannes, der von dem spanischen Könige so schmählich und schändlich ermordet sey, es über sich vermöge für denselben König die Waffen zu tragen. Darauf erwiederte Philipp Egmond, daß er den Tod seines Vaters nicht dem Könige zur Last legen könne. Der König habe dem Herzoge für den Zug nach den Niederlanden ganze Koffer voll Papiere von seiner Hand unterzeichnet anvertraut. Alba habe eins dieser mit der Unterschrift des Königs versehenen Papiere angefüllt mit dem Urtheil und demnach falle dieser Mißbrauch nicht dem Könige zur Last. Ob nun diese Vertheidigung des jungen Grafen Egmond für sich selbst und für den König Philipp wirklich eine Vertheidigung sey, lassen wir unerörtert. Dagegen kann es kaum einem Zweifel unterworfen seyn, daß der König in den Tod der beiden Grafen eingewilligt und denselben gewollt habe; denn Egmond selber hat, wie sich bald ergeben wird, den Urtheilsspruch angesehen als den des Königs selber.

Am selben Tage, an dessen Abend das Urtheil gefällt ward, erlangte Sabina, die Gemahlin Egmonds, Eingang zum Herzoge Alba, fiel vor ihm auf die Kniee und flehte ihn an, daß er das Leben ihres Mannes schonen möge. Er antwortete ihr, sie möge sich zufrieden geben, ihr Gemahl

werde morgen ausgehen. Welche Wahrheit für sie in diesen dunklen Worten lag, sollte ihr erst am anderen Tage klar werden. Nach der Fällung des Urtheils ließ der Herzog in der Nacht den Bischof Martin Rithovius von Ypern zu sich entbieten und übergab ihm das Papier, mit dem Befehle, das Gemüth der Grafen auf den Tod vorzubereiten. Rithovius entsetzte sich vor solchem Auftrage, er stürzte auf die Kniee und bat um Gnade; aber Alba erwiederte, daß hier nicht Gnade, sondern nur Recht walten dürfe, und gebot ihm kurzweg zu gehorchen. Noch einmal begann Rithovius und bat wenigstens nur um Aufschub. Alba entgegnete, daß es einem Bischof nicht zukäme, sich in Rechtssachen zu mischen, sondern daß es seine Pflicht sey als Beichtvater zu dienen und zwar sofort und ohne irgend eine Einwendung.

Es war eine Stunde vor Mitternacht, als die Thür von Egmonds Gefangenzelle sich vor dem Bischofe öffnete. Seufzend übergab er dem Verwunderten das Blatt, das diesem der Todesbote war. Egmond las die Worte und fragte dann entsetzt, ob kein Aufschub und keine Gnade möglich sey. Statt der Antwort erzählte ihm der Bischof, wie Herzog Alba seine Bitten aufgenommen habe. Der Graf erwiederte: „Ich muß wohl nächst Gott dem Herzoge noch Dank wissen, daß ihm das Heil meiner Seele so sehr am Herzen liegt und daß er mir deshalb solchen Beichtvater sendete“. Dann aber brach sein Zorn in vollem Maße hervor und er sprach: „Es ist doch wahrlich ein grausames und frevelhaftes Urtheil. Ich kann nicht glauben, daß ich während meines ganzen Lebens Seine Majestät auf irgend eine Weise erzürnt habe, daß ich solche Strafe verdiente; denn in allem meinen Thun und Lassen war der Nutzen des Königs die Seele meiner Handlungsweise. Habe ich dennoch unwissentlich eine Schuld auf mich geladen, so weiß ich, daß Gott sie mir vergeben und mein Tod allen Schaden und alle Schande auslöschen wird. Er wird meine geliebte Ehegefährtin und meine unschuldigen Kinder nicht leiden lassen. — D

meine treuen und ruhmvollen Dienste sind solches Lohnes nicht würdig".

Dann wandte Egmond sich wieder an den Bischof Rithovius und fragte ihn um seine Meinung, was zu thun sey. Rithovius erwiederte: „Es ist nichts Anderes für Euch übrig, als der Welt Lebewohl zu sagen und Euch frei und ledig von allen irdischen Gedanken Gott zuzuwenden, damit Ihr ruhig und getrost dem Tode entgegengehen mögt". Darauf beichtete der Graf vor dem Bischofe, hörte die Messe an und empfing das geweihte Brod aus seiner Hand. Nochmals fragte er Rithovius, welches Gebet er zu sprechen habe, wenn seine Sterbestunde herannahe. Der Bischof erwiederte: „Es gibt kein besseres als dasjenige, welches unser Herr Jesus Christus seinen Jüngern selbst gelehrt hat". Egmond betete das Vaterunser und dankte Gott, daß er ihn doch nicht so ganz unversehens aus dem irdischen Leben hinweggenommen hätte; aber dann wandten sich seine Gedanken wieder zu seiner Frau und zu seinen Kindern und er beklagte ihr Geschick. Der Bischof erneuerte seine Mahnung, daß der Graf sich alle anderen Gedanken als die an seinen Schöpfer aus dem Sinne schlagen müsse, und Egmond brach in die Worte aus: „Es ist doch eine Gebrechlichkeit und Eitelkeit der menschlichen Natur, daß zu einer Zeit, wo Gott schon den ganzen Menschen für sich fordert, die Seele noch nicht loslassen will von dem Gedanken an die, die uns die Liebsten sind".

Es war nun tief in der Nacht. Egmond sah, daß ihm noch einige Stunden Frist verstattet waren, und benutzte sie im Beiseyn des Bischofs zu einem Schreiben an den König Philipp II.. Es lautete folgendermaßen:

Sire!

Das Urtheil, welches Ew. Majestät über mich zu fällen beliebte, habe ich heute Nacht empfangen und Nichts ihm entgegenzusetzen, als die Geduld es zu tragen, die Gott mir verliehen hat. Dennoch behaupte ich, daß ich nie Etwas unternommen, noch gedacht habe, was gegen Ew. Königliche

Person, den Dienst derselben, oder gegen den alten allgemeinen Glauben irgendwie verstoßen hätte, vielmehr habe ich in diesem Dienst weder mein Leben, noch meine Habe geschont und dem Tode in tausendfacher Gestalt in's Auge geblickt. Wenn während der Unruhen mein Thun oder Lassen in irgend einer Beziehung einen anderen Anschein hatte, als diesen, so war es die Noth der Zeit, die mich dazu zwang, und nicht irgend welche Böswilligkeit von meiner Seite. Deshalb bin ich der festen Ueberzeugung, daß, wenn Ew. Majestät erst zuverläßig das hier Geschehene erkannt haben werden, es nicht verborgen bleiben kann, mit welchem Unrechte gegen mich verfahren ist. Dessen rufe ich Gott zum Zeugen an und flehe zu ihm, vor dessen Richterstuhle ich noch heute erscheinen werde, daß er es mir verzeihen wolle, wenn ich Etwas unterlassen habe, was ich meinem Könige und den Provinzen zu leisten schuldig war. Noch eine Bitte habe ich an Ew. Majestät, die ich thue vor den Schranken des Todes, nämlich daß Ew. Majestät um meiner anderen Dienste willen sich über meine tief gebeugte Frau, meine unschuldigen Kinder und meine armen Diener erbarmen wollen. Es ist das letzte Gesuch, welches ich bei Ew. Majestät vorbringe, und welches, wie ich hoffe, mir nicht abgeschlagen wird. In dieser Zuversicht befehle ich meine Seele in die Hand des allmächtigen Gottes.

Brüssel, 5. Juni 1568.

Ew. Majestät
demüthiger, getreuer Unterthan und
Diener beim Herannahen seines Todes
Lamoral von Egmond.

Der Bischof nahm den Brief an und versprach ihn sicher zu bestellen; aber zur Vorsicht, wenn dieser verloren ginge, nahm Egmond noch selber eine Abschrift, die er nach verschiedenen Nachrichten entweder dem Herzoge Alba, oder seiner Gemahlin zur Besorgung zustellen ließ. Es ist Grund zu glauben, daß dieses Schreiben zu Händen des Königs

Philipp II. gelangt sey; denn die eingezogenen Güter des Grafen wurden nachher seiner Familie zurückgegeben.

Nachdem dies vollendet war, fragte der Graf den Bischof, was er davon hielte, ob er vor seinem Tode auch noch einige Worte an das Volk richten sollte. Der Bischof erwiederte, daß die Spanier das Schaffot so dicht umringen würden, daß das ferner stehende Volk seine Stimme kaum vernehmen und dann seine Worte vielleicht unrecht verstehen würde; jene dagegen seyen der Landessprache zu wenig kundig und deshalb halte er Schweigen für besser. Es ist möglich, daß der Bischof auch besorgt war vor Worten von langem herben Nachgeschmack. Egmond fügte sich seinem Rathe. Dann verließ ihn der Bischof und der Graf setzte sich nieder, um von seinem Wamms und Hemde den Halskragen abzutrennen. Nachdem dies geschehen war, warf er sich auf die Kniee zum Gebete.

Auf gleiche Weise empfing zur selben Stunde in der Nacht Graf Hoorne die Todesbotschaft. Auch er fügte sich in das Unvermeidliche mit gleicher Entschlossenheit wie sein Freund Egmond. Unterdessen arbeiteten wenige Schritte von ihnen auf dem Markte die Zimmerleute an dem Gerüste, das mit schwarzem Tuche nach allen Seiten umhängt ward. In der Frühe des Morgens am 5. Juni, dem Sonnabend vor Pfingsten, zogen 19 Fähnlein Spanier aus ihren Quartieren und umstellten rings das Schaffot. Zwei andere begaben sich an den Hof der Gefangenen, um vom Brodhause aus ein Spalier zu bilden, innerhalb dessen die Gefangenen hinschreiten sollten. Ein anderes Fähnlein machte vom frühen Morgen an die Runde durch die Stadt. Es wird erzählt, daß Egmond inständigst um den Vorgang zum Tode gebeten haben soll, um Hoorne nicht leblos zu sehen, da dieser nur auf sein Anrathen nach Brüssel zu Hofe gekommen sey.

Diese seine Bitte ward erfüllt. Um 11 Uhr Morgens öffnete sich die Thür des Brodhauses und Egmond trat hervor, angethan mit einem rothen Rock von Damast, darüber mit einem schwarzen goldbordirten Mäntelchen. Auf

seinem Haupte trug er einen schwarzen Sammethut mit schwarzer und weißer Feder und ein Taschentuch in seiner Hand. Als die Spanier ihm den letzten Gang ankündigten, hatten sie einen Strick mitgebracht, um dem Gefangenen die Hände zu binden; allein Egmond wies dies unwillig zurück und jene gaben nach. Während er daherschritt, umgaben ihn der Oberst Julian Romero, der Hauptmann Falinas und der Bischof von Ypern, alle mit Trauerkleidung angethan. Egmond trug ein Buch in seiner Hand und las während des Gehens den 51. Psalm. Auf dem Schaffot erhoben sich zwei Stangen mit eisernen Spitzen, am Boden lagen zwei schwarzsammtne Kissen und daneben stand ein kleiner Tisch mit einem silbernen Kreuze. Der Profoß saß zu Pferde vor dem Schaffot mit einer rothen Ruthe in der Hand, der Scharfrichter war unter dem Gerüste verborgen.

Als Egmond die Stufen hinangestiegen war, schritt er einige Male auf den Bretern auf und nieder und sprach dabei seine Klage aus, daß es ihm nicht vergönnt sey, sein Leben zu lassen im Dienste des Königs und des Landes. Aber noch einmal erwachte in ihm die Hoffnung des Lebens. Er wandte sich zu Julian Romero und fragte, ob denn wirklich und gewiß sein Tod unwiderruflich beschlossen sey. Romero zuckte die Achseln und schwieg. Da biß Egmond die Zähne zusammen, warf seinen Mantel ab und kniete nieder auf das Kissen. Der Bischof reichte ihm das Kreuz zum Küssen und betete eine Weile mit ihm. Dann trat Rithovius zurück, Egmond warf seinen Hut ab, kniete wieder hin und zog eine seidene Mütze bis über die Augen. Also des Streiches wartend sprach er leise: **Heere, in uwe handen beveel ik mynen geest** (Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geist). Unterdessen war der Scharfrichter heraufgestiegen und auf den ersten Hieb rollte Egmonds Haupt dahin. Der Leib und das Blut wurden sofort mit einem schwarzen Tuche bedeckt. Der französische Gesandte sah das Trauerspiel aus einem versteckten Orte an und die

Niederländer erzählen, daß er beim Anblick des fallenden Hauptes gesagt habe: „Da fällt das Haupt, das Frankreich zweimal hat erzittern lassen“. In dumpfem Schweigen standen die Bürger von Brüssel rings umher; aber es ist nicht unwahrscheinlich, was von Mehreren berichtet wird, daß auch spanischen Soldaten die Thränen aus den Augen brachen.

Sofort hiernach ward der Graf von Hoorne herbeigeführt. Er ging frei einher wie Egmond, eingehüllt in einen schwarzen Mantel, aber baarhäuptig. Auf dem Gerüst empfahl er sich Gott, flehte um die Vergebung seiner Sünden und bat auch die Umstehenden ihm zu helfen in diesem Gebet. Man fragte ihn, ob er nun nicht gestehen wollte, wie schwer er sich gegen den König vergangen hätte; aber er weigerte sich eines solchen Bekenntnisses. Auch er hatte den Halskragen seines Wammses und seines Hemdes im Gefängniß abgeschnitten: deshalb warf er nur seinen Mantel von sich, kniete nieder auf das Kissen, zog seine Mütze über die Augen und sprach dieselben Worte wie Egmond, jedoch lateinisch. Dann that auch an ihm der Scharfrichter nach seinem Geheiß.

Die Köpfe der beiden Männer wurden auf die eisernen Spitzen der Stangen gesteckt und verblieben dort 2 Stunden lang. Alle Gefahren vor den Angebern vermochten es nicht zu hindern, daß sich viele Menschen herzudrängten, um ihre Tücher in das Blut zu tauchen; denn vornehmlich Egmond war der Liebling des Volkes. Einige Spanier waren auch der Meinung, daß der Herzog klüger gehandelt hätte, die Hinrichtung geheim vollziehen zu lassen; aber seinem Sinne entsprach das nicht; er wollte herrschen durch Schrecken und nur durch diesen. Die Leichen der beiden Männer wurden ihren Freunden übergeben und in ihre ehemaligen Provinzen hinweggeführt. Ein Theil der Geistlichkeit geleitete sie durch die Stadt, doch mit mehr Gepränge die Leiche Egmonds, weil es schien, daß Hoorne nicht so treu in der römisch-katholischen Religion gestorben sey.

Also war das Ende der beiden Männer, die hervorragten unter den ersten Adligen des Landes. Egmond, ein hoher, wohl gewachsener Mann, kräftig und gesund, starb im 47. Jahre seines Lebens und hinterließ eine Wittwe mit 11 Kindern, 3 Söhnen und 8 Töchtern. Hoorne, der aus einem der angesehensten Geschlechter Frankreichs, dem Hause Montmorency, abstammte, war 50 Jahre alt, aber unverheirathet.

Nachdem Alba also seinen Willen erlangt, brach er mit Heeresmacht auf gegen Ludwig von Nassau. Er erreichte diesen innerhalb der Niederlande nicht, also brach er ein in das Gebiet des deutschen Reiches und schlug ihn in der vernichtenden Schlacht bei Jemgum in Ostfriesland. Aus den eroberten Kanonen ließ Alba sich ein Standbild gießen und stellte es auf dem Markte von Brüssel auf. Er war auf der Höhe seiner Macht, keine Widersetzlichkeit regte sich im Lande und die Heere der Ausgewanderten waren vernichtet. Aber die Hoffnung des Landes beruhte auf Wilhelm dem Schweigenden.

Fürst Talleyrand.

(Skizze von Lord Brougham.)

Schon öfter bot sich Gelegenheit, Talleyrand (mit seinem ganzen Namen Charles Maurice, Fürst von Talleyrand-Perigord) neben den hervorragenden Männern zu nennen, die in der ereignißvollen Periode der französischen Revolution eine Rolle spielten; auch werden wir sowohl auf diesem Schauplatze, noch in einem anderen Theile der neuesten Annalen vergeblich einen Namen suchen, welcher dem Geschichtschreiber einen interessanteren Stoff zu bieten vermöchte. Seine ganze

Geschichte ist von der Periode seiner Kindheit bis zu den letzten Scenen seines Lebens, welches bis zum äußersten, aber noch immer kräftigen und unverfallenen Greisenalter verlängert ward, voll sonderbarer Eigenthümlichkeiten. Er war geboren (1754 zu Paris), um eine der ältesten Familien Frankreichs zu repräsentiren, allein ein Unglücksfall verschaffte ihm die unheilbare Lähmung eines Beines und die grausamen Gewohnheiten seiner verhätschelten Kaste bewirkten, daß seine Familie zu diesem Unglück noch den Verlust des Rechtes der Erstgeburt hinzufügte. Er ward zum Vortheil eines Bruders bei Seite geschoben, dessen geistige Fähigkeiten durch die Natur bei Weitem mehr verkrüppelt waren, als sein Körper durch Unfall; er mußte in den geistlichen Stand treten, damit seine Familie ihn versorgte und zugleich sich vom Halse schaffte. Ein mächtiges Haus fand jedoch im alten Frankreich keine große Schwierigkeit, wollte dasselbe Beförderung in der Kirche für ein Mitglied suchen, mochte letzteres den Pflichten derselben auch noch so abgeneigt, und hinsichtlich der Fähigkeiten, diese zu verrichten, auch noch so leichtsinnig seyn. Der junge Perigord ward anstatt zahlloser frommer Geistlicher und gelehrter Theologen bald befördert, und (1788) zum Bischof von Autun in einem Alter gemacht, wo er wahrscheinlich wenig Zeit zum Nachdenken über sein geistliches Amt bei den Verschwendungen der französischen Hauptstadt hatte, woran er ungeachtet seines persönlichen Unglücks und des dadurch ihm aufgedrungenen Standes mit allem Eifer eines starken und unzähmbaren Charakters Antheil nahm. Seine Fähigkeiten waren vom ersten Range, und der Glanz, in welchem sie bald bemerkbar wurden, war darauf berechnet, ihm den besten Erfolg in der pariser Gesellschaft zu sichern, worin schon sein Rang ihm eine hohe Stellung angewiesen hatte.

Das große Ereigniß der Revolution verwandelte bald darauf alle Franzosen in Politiker, verlieh den Staatsangelegenheiten das ungetrübte Monopol des Interesses, welches früher die Vergnügungen der Gesellschaft ausschließlich

besaßen, und bewaffnete die politischen Talente mit dem Einfluß, welchen die höheren Eigenschaften eines feineren Geschmacks und eleganter Sitten bis dahin ungetheilt besessen hatten. Talleyrand trug nicht lange Bedenken, welche Partei er ergreifen sollte. Er schlug sich zur revolutionären Seite und handelte mit derselben, indem er sich den patriotischen Mitgliedern der Geistlichkeit anschloß, die ihre Einkünfte oder Forderungen des Landes aufgaben und ihre ausschließlichen Privilegien den Rechten des Staates opferten. Als aber die Heftigkeit der republikanischen Führer alle Grenzen der Klugheit, Gerechtigkeit, Menschlichkeit verachtete und das ganze Land in Anarchie und Blut zu versenken suchte, verließ er den Schauplatz der Begebenheiten und begab sich zuerst nach England, wo er ein bis zwei Jahre blieb, und dann nach Amerika, wo er bis zu der Zeit verweilte, in welcher die regelmäßigere Regierung des Direktoriums die Heftigkeit der Revolution mäßigte und die Ordnung im Staate wiederherstellte. Seit dieser Zeit nahm er stets die höchsten Stellen entweder zu Hause oder im diplomatischen Dienste ein, mit Ausnahme desjenigen Theiles der Restauration, wo die unheilbare Thorheit dieser Fürsten, die, wie er selbst sagte, aus der langen Verbannung zurückgekehrt waren, ohne etwas erlernt oder vergessen zu haben, es für zweckmäßig und klug hielt, den geschicktesten und erfahrensten Mann des Landes bei Seite zu setzen, damit die Polignacs und andere einfältigen Kreaturen ihres legitimen Hofes bei ihren Berathschlagungen überwiegenden Einfluß ausübten.

Diese fortwährende Anstellung Talleyrands bietet den Grund zur hauptsächlichsten Beschuldigung, welche gegen seinen politischen Charakter erhoben wird. Der einflußreichste Minister und Rathgeber des Direktoriums ward plötzlich der erste Rathgeber der Konsular-Regierung. Als Napoleon die ganze Staatsgewalt an sich riß, blieb Talleyrand sein Minister. Als die Unabhängigkeit der Schweiz rauh angegriffen ward, präsidirte er im Departement der auswärtigen Angelegenheiten. Als das Kind und der Kämpfer

des Jakobinismus diesen seinen Vater in den Staub getreten, und sich selbst mit dem Kaiserpurpur umhüllt hatte, als er den Papst mißhandelte, und die eiserne Krone Italiens sich auf die Stirne setzte, blieb der republikanische Erzbischof in seinem Dienste. Als derselbe Mann, welcher später mit solcher Beredsamkeit gestand, „als General, Konsul, Kaiser verdanke er Alles dem Volke", seine Schuld dadurch abzutragen suchte, daß er jedes Volksrecht mit Füßen trat, ward auch der Advokat für Freiheit an seiner Seite erblickt, und hielt die Feder, aus welcher alle Reskripte des Despotismus flossen. Als der adoptirte Franzose, welcher sterbend mit derselben gewaltigen und starken Beredsamkeit wünschte, seine Asche möge am Strome der Seine unter dem Volke, das er so sehr geliebt habe, ruhen, die Wärme seiner Zuneigung durch Geschenke, wie die Konskription sonder Gnade bewies, und seine Zärtlichkeit in Kriegsproklamationen aushauchte, welche ganz Frankreich und Europa in Flammen hüllten: blieb der philosophische Staatsmann, der Freund menschlicher Verbesserung, der Philanthrop, welcher auf die Natur des Menschen und auf den Bau der Regierungen beider Welten spekulirt hatte, welcher seinen ursprünglichen Stand verließ, weil die Ansprüche desselben den Fortschritten der Gesellschaft feindlich waren, unzertrennlich an die Person des militärischen Regenten, des kriegerischen Tyrannen gefesselt. Obgleich Talleyrand fortwährend klügeren Rath ertheilte, wie ihn Napoleon befolgte, trug er doch kein Bedenken, die Ordonnanzen auszuführen, die er am meisten mißbilligte. Das Ende des grenzenlosen, unüberlegten, schlecht berechneten Ehrgeizes ward durch seine Ausschweifungen beschleunigt. Napoleon wurde geschlagen: fremde Heere besetzten Frankreich, und der Minister des Kaisers schloß sich ihnen an, um die Bourbons wiederherzustellen. Mit diesen handelte er eine Zeit lang und verließ sie nicht eher, als bis sie die Neigung ihrer schwachen und grundsatzlosen Seelen zum Selbstmord enthüllten, um mit Werkzeugen zu regieren, die nur zu Handlungen der Schmeichelei

und Niederträchtigkeit führen, und nur vom Geiste der blinden und wüthenden Bigotterie beseelt waren. Der Sturz der Dynastie brachte Talleyrand noch einmal auf die Bühne; seitdem war er stets der werthvollste, geschickteste und vertrauteste Rathgeber der neuen Regierung. Man darf kaum leugnen, daß diese Stellen aus Talleyrands Leben eine Neigung, der glücklichen Partei sich anzuschließen, andeuten, ohne besondere Rücksicht auf das Verdienst derselben zu nehmen. Werden so deutliche Thatsachen dem Leser vorgelegt, so besitzt derselbe nicht allein Materialien, ein Urtheil über den Charakter, worauf sie Bezug haben, zu fällen, sondern man kann auch beinahe sagen, daß ihm die feineren Züge vor Augen liegen, ohne daß ein Historiker sie ihm zu zeichnen brauche. Allein das gerechte Urtheil des Historikers ist noch nothwendig, um das Gemälde zu vollenden; er muß die Umrisse ausfüllen und sie verbessern, wenn sie wegen des unvollkommenen Materials zu hastig gezogen sind. Andere Punkte aus einem Leben können vorgebracht, Erklärungen über zweifelhafee Handlungen gegeben werden; scheinbare Inkonsequenzen kann man ausgleichen, und Beschuldigungen, die anfangs richtig vorgebracht schienen, durch eine gründlichere und vernünftigere Ansicht des ganzen Gegenstandes erschweren, vermindern oder zurückweisen. Es wäre abgeschmackt, wollte man die Schlüsse aus Talleyrands politischem Leben durch eine genaue Untersuchung gänzlich hinwegbeweisen, oder irgendwo durch Aufrichtigkeit erklären; man erweist ihm jedoch nur Gerechtigkeit, wenn man in der Darstellung seiner Verdienste einige Dinge mit einbegreift, welche gewöhnlich von denjenigen nicht beachtet werden, die sein Betragen tadeln, und die von ihm, als von einer Person, die gänzlich der Grundsätze entbehrte und der der Eigennutz ausschließlich als Gott galt, nur deshalb sprechen, weil er in den verschiedensten politischen Systemen eine Rolle gespielt hat.

Sein Benehmen gegen die Adelskaste, wozu er gehörte, ist mit besonderer Strenge gerügt worden. Dieser Kaste ver-

dankte er aber allein grausame und herzlose Unterdrückung wegen eines Unglücks, das ihn schon in seiner Wiege traf. Er ward nicht allein enterbt, sondern durfte im eigentlichen Sinne des Wortes nicht einmal unter dem Dache seines Vaters schlafen. Sein Verfahren in heiligen Dingen, welches seinem Stande als Priester nicht geziemte, bietet Stoff zu gewichtigerem Tadel. Allein er ward gezwungen in einen Stand zu treten, den er verabscheute; somit trifft der Vorwurf diejenigen, die ihn zwangen, nicht aber ihn selbst, da er sich für das Kleid, was er tragen mußte, durchaus nicht eignete. Ebenfalls darf man auch nicht vergessen, wie es bisher immer gewesen ist, sobald man ihn wegen seines geistlichen Standes angriff, daß er die Vertheidigung desselben, voll Muth, zu einer Zeit übernahm, wo ihn seine Ergebenheit an einen unpopulären Staatskörper der Vernichtung aussetzte; es ist ferner eben so wahr, und wird von Talleyrands Verleumdern ebenfalls nicht erwähnt, daß er in's Exil ging, sein Vermögen zurückließ und lieber von dem Verkauf seiner schriftstellerischen Arbeiten lebte, als daß er sich durch einen Antheil an den Ausschweifungen der ersten Revolution hätte beflecken sollen. Wenn man die Verschwendung seiner Jugend anführt, so übergeht man die Strenge seiner Studien in der Sorbonne, wo er als ein junger Mann von stolzem Benehmen und stillen Gewohnheiten bekannt war, der unter seinen Büchern begraben lebte. Neider, die seinen Witz nicht leugnen konnten und von dem Reize seines Gesprächs überwältigt wurden, haben ihm jede solidere Fähigkeit und das Verdienst abgesprochen, der Gesellschaft wichtigere Dienste geleistet zu haben; sie vergaßen aber dabei die tief durchdachte Abhandlung über Lotterien, welche den Grund zu seinem Ruhme legte, so wie seine Werke über Erziehung, über Maße und Gewichte, über die Kolonial-Politik, welche den Bau vollendeten. Der Muth, womit er sich Napoleons spanischem Kriege widersetzte, hat das Urtheil nicht gemildert, welches man über seine Neigung, sich den Umständen zu fügen, oder vielmehr der Zeit zu dienen, gefällt hat, eben sowohl wie die

noch gefährlichere Energie, womit er die Geistlichkeit seiner Diöcese zu einer Zeit vertheidigte, worin der politischen Aufrichtigkeit alle Arten von Gefahr geboten wurden; man übergeht ferner seine Ausschließung von der Staatsgewalt durch die restaurirte Dynastie, deren Rückkehr nach Frankreich hauptsächlich das Werk seiner Hände war, deren Dienst er jedoch lieber verließ, als daß er an der Erniedrigung seines Vaterlandes hätte Theil nehmen sollen. Auch hat man keine Rücksicht auf die schwierige Lage der Dinge, auf die drohenden Gefahren einer hoffnungslosen Anarchie einerseits, und einer vollkommenen Eroberung andererseits genommen, denen Frankreich durch das Kriegsglück und durch die Wechselfälle einer Revolution ausgesetzt war, — eine Alternative, die sich ihm mehr als einmal bei den kritischen Lagen darbot, die er sowohl zu seinem eigenen Interesse, wie zu dem seines Vaterlandes entscheiden mußte. Alle diese Umstände muß man zugleich mit den bloßen Thatsachen seines häufigen Parteiwechsels erwägen, wenn man seinem Andenken nicht die gröbste Ungerechtigkeit erweisen will.

Ist aber auch die Rechtschaffenheit dieses berühmten Mannes ein unvermeidlicher Gegenstand des Streites, und muß unsere Meinung, in Betrachtung derselben, durch einigen Zweifel verdunkelt werden, oder läßt dieselbe sich wenigstens nur mit Schwierigkeit als vortheilhaft aufstellen, so kann über die Talente, womit er begabt war, und über die Art, wie er sie ausbildete, durchaus kein Zweifel herrschen: dort ist der Anblick unbewölkt und rein. Seine Fähigkeiten waren von großer Gewalt und Ausdehnung. Wenig Menschen besaßen einen stärkeren natürlichen Verstand, oder haben ihn zu den Zwecken, worin er zu gebrauchen war, besser ausgebildet. Sein eigenthümlicher Scharfblick konnte sogleich jeden Gegenstand, worauf er gerichtet war, durchdringen. Sein schnelles Auffassungsvermögen entwirrte mit einem Blick alle Verwickelungen und zeigte ihm jede Sache klar und deutlich; sein gesunder, einfacher und männlicher Verstand entfernte mit einem Schlage die Schale und

drang sogleich in den Kern. Eine Wolke von Worten war bei ihm so gut wie weggeworfen; er bekümmerte sich gar nichts um alle Deklamation; scharfsinnig aufgestellte Sätze, schöne Vergleiche, Spitzen und epigrammatische Sentenzen fuhren sämmtlich ohne Wirkung über sein Haupt dahin. So auch stürmten die Leidenschaften unbeachtet bei ihm vorüber, dessen Temperament durch nichts gestört und dessen Schritte auf ein bestimmtes Ziel niemals gehindert werden konnten. Es war belehrend, des Studiums würdig und wunderbar, betrachtete man ihn, wie er mit einem Blicke seines scharfen Auges, oder mit einer Bewegung seines Kinnes den wortreichsten Schwätzer mit allen weithergeholten und fein ausgesponnenen Gründen außer Fassung brachte, wobei er sich nicht einmal herabließ, mit den tiefen Tönen seiner mächtigen Stimme ein Wort oder eine Interjektion hervorzustoßen, noch viel weniger den lockeren Bau durch eine unwiderstehliche Bemerkung einzureißen, oder mit einem versengenden Sarkasmus zu entzünden. Jeglicher, der mit ihm sich unterhielt, oder auch nur einem Gespräch beiwohnte, lernte sogleich, wie gefährlich es war, sich bei ihm in weitläufige Prosa, oder falsches Raisonnement, oder in schäumende Deklamationen einzulassen; welch unheilvollen Irrthum Jeglicher beging, der des Veteranen gutmüthiges Lächeln für unschuldige Unempfindlichkeit in Betreff des Lasterhaften, und seinen scheinbar passiven Mangel aller Energie für Trägheit der Seele hielt. Es gibt noch viele lebende Beispiele von Personen mit nicht geringen Geistesgaben, die in der Windstille seiner gelassenen Gesellschaft an den genannten Klippen Schiffbruch erlitten.

Sein politischer Scharfsinn stand aber über allen großen Eigenschaften, und stammte von der natürlichen, schon erwähnten schnellen Auffassungsgabe und von jener vollkommenen Kenntniß der Menschen, dem sichern und schnellen Takt in Beurtheilung der Charaktere, wozu seine lange und mannigfache Erfahrung die Fähigkeiten seines männlichen und feinen Verstandes gereift hatte. Gilt es

als höchste Vollkommenheit eines praktischen Staatsmannes, daß er durch thörichte Maßregeln niemals irre geführt und durch schlaue Leute nie betrogen werden kann, so wird man auf Niemanden blicken, welcher größeren Anspruch auf diesen Ruhm besäße. Seine Staatskunst war aber nicht von gewöhnlichem Schlage. Er verachtete die thörichten, leichten, falschen und überlieferten Maximen eines allgemeinen Mißbrauches, wenn er mit neuen Menschen und mit neuen Maßregeln zu thun hatte, eben so wie er auf die Dummheit Anderer herabsah, deren Einfalt gleichsam als Zeitungsannonce für Betrüger und Enthusiasten gilt, um jene bei der Nase herumzuführen. Seine Geschicklichkeit war in der Erkenntniß groß, ob er sein Zutrauen schenken oder zurückhalten sollte; er wußte genau, die ganze Schwierigkeit der politischen Kunst bestehe in dem Urtheil, ob eine dargebotene Person oder ein dargebotener Entwurf zur richtigen oder unrichtigen Klasse gehöre. Die Behauptung, er habe niemals Andere betrogen, würde unwahr seyn, allein noch unrichtiger die Annahme, er sey jemals während seines Lebens betrogen worden. So auch setzte er die höchste Verachtung gegen die affektirte Weisheit jener Leute, welche sich deshalb für praktisch halten, weil sie jeden Vorschlag, woran die Welt wenig oder gar nicht gewohnt war, und welcher auf selten angewandten Grundsätzen beruht, zu verwerfen pflegen. Sein Plan über Erhaltung des Friedens und die Unabhängigkeit Belgiens läßt sich als Beispiel einer feinen und tiefen Politik anführen. Er gedachte dies Land zum Sitz der Künste und Wissenschaften zu machen, mit so viel Kraft, als zur Erhaltung des inneren Friedens genügte, und voll Vertrauen auf den Schutz, welchen der allgemeine Abscheu gegen feindliches Verfahren, hinsichtlich einer solchen Macht, gewähren würde, der gegenwärtig in ganz Europa vorherrschen muß.

Obgleich Talleyrand niemals die Redekunst ausbildete, so verlieh dennoch sein glänzender Witz, welcher eine bleibende Ader voll Verstand und origineller Beobachtung

belebte, nebst seiner außerordentlichen Meisterschaft über alle Hülfsquellen der Sprache, worin er sich ausdrückte, den Produkten seiner Feder wie seinem Gespräche einen Reiz und eine Grazie, welche nur Wenige erreichten und Niemand sicherlich übertraf. Seine vollkommene Vertrautheit mit den besten Schriftstellern seines Vaterlandes ergab sich sowohl aus allen seinen Schriften, wie aus seiner Unterhaltung, die jedoch so vollkommen nach dem Ton der feinsten Gesellschaft gestimmt war, daß auch niemals der geringste Schein von Pedanterie sich zeigte. Wollten wir Beispiele von glücklicher Wendung aus seinen Schriften citiren, so brauchten wir nur blindlings irgend eine Stelle aus seinen Werken herauszunehmen. Die folgende Beschreibung eines amerikanischen Pflanzers mag genügen, um seine Gewandtheit zu zeigen, womit er moralische und natürliche Beschreibungen gab. Die Schriftsteller einer weniger strengen Schule mögen den poetischen Effekt beneiden, und vielleicht die Möglichkeit erkennen, spitzig und epigrammatisch ohne Affektation und sentimental ohne faden Ausdruck zu seyn:

„Der amerikanische Holzhauer interessirt sich für nichts; jedes feinere Gefühl ist ihm fremd; die von der Natur so zierlich vertheilten Zweige, das schöne Grün, die lebhafte Farbe, die einen Theil des Gehölzes belebt, ein stärkendes Grün, das ein anderer verdunkelt, Alles dies gilt ihm nichts; seine Erinnerung verweilt an keinem Orte; seine einzige Idee besteht in der Anzahl der Beilhiebe, die einen Baum umzuhauen erforderlich sind. Nie hat er gepflanzt; dies Vergnügen ist ihm unbekannt. Der von ihm gepflanzte Baum würde zu nichts ihm taugen; niemals wird er selbst so lange leben, um ihn niederhauen zu können; die Zerstörung schafft ihm seinen Unterhalt; überall wird zerstört; jeder Ort ist ihm gut genug; er hegt keine Anhänglichkeit zu dem Felde, worauf er seine Arbeit verwendete, weil diese nur in Mühen besteht und keine süße Idee damit verbunden ist. Alles, was aus seinen Händen hervorgeht, hat vor seinen Augen die Stufen des Wachsthums nicht vollendet,

welche dem Landbauern solche Freude gewähren; er folgt nicht mit den Blicken dem Schicksal seiner Produkte; er kennt nicht das Vergnügen der neuen Versuche. Verläßt er einen Ort, ohne sein Beil zu vergessen, so läßt er dort, wo er Jahre lang gelebt hat, keinen Kummer zurück".

Es wäre ein schwieriges Unternehmen, wollte man eine angemessene Idee seiner unnachahmlichen Unterhaltung, dem Gemisch des starken männlichen Verstandes, und der ausgesucht witzigen Wendungen geben, worin sie Ueberfluß besaß, ohne selbst dabei das Interesse und den soliden Werth zu berücksichtigen, den dasselbe durch einen reichen Schatz von Anekdoten bot, die er in der möglichst geringen Anzahl glücklicher und passender Worte erzählte. Seine Gewalt im malerischen und wunderbar gedrängten Ausdruck würde kaum genügen, ein Bild der mannigfachen und auffallenden Schönheiten seiner Konversation zu geben. Einfach und natürlich, und dennoch reich an plötzlichen und unerwarteten Wendungen — voll Spitzen, dennoch offenbar mit der Eingebung des Augenblicks, und deshalb mehr für den Zweck geeignet als die ausgearbeitete Phrase, die das Nachdenken eines Tages erfordert, so daß ein witziges Wort häufig dem Satze, daß sogar ein Ton mehrere Worte ersetzte — die stets vollkommen passend gewählte und hingestellte Phrase: — Alles dies ist buchstäblich genau kein Gemälde der Phantasie, sondern die bloße Abkürzung und Kopie des Originals; dennoch genügt es kaum, die Umrisse zu ziehen, und gibt noch viel weniger das Kolorit und die Schatten wieder. Ihn umglänzte eine fortwährende Heiterkeit der Sitte, welche das muntere Aeußere der guten Laune sogar unmittelbar vor oder nach dem Blitze darbot, womit sein witziger Spott einen Gegenstand oder eine Person in Lächerlichkeit gehüllt hatte, oder wenn seine Satire mit augenblicklichem und zerstörendem Strome herabgestürzt war; er zeigte ferner eine boshafte Schlauheit, wenn eine mehr als gewöhnliche Wirkung hervorgebracht werden mußte, welche dem Pinsel des Beschreibers wie dem Versuche des Nachahmers trotzte; er

offenbarte Manieren von vollkommener Bequemlichkeit, Grazie und Gewandtheit; er sprach mit eigenthümlich tiefer und modulirter Stimme, und sein Gesicht war dabei gleicher Weise geeignet, ernste Achtung, bescheidene Zurückweisung und schmeichelhafte Gefälligkeit zu zeigen. Von Allem dem muß man aber wirklich Zeuge gewesen seyn, um unsere Worte genau zu verstehen. Seine witzigen Aussprüche, seine **Mots**, wie die Franzosen sagen, sind berühmt, gewähren jedoch nur einen unvollständigen Begriff seiner ganzen Unterhaltung. Sie erweisen übrigens seine Gewalt im Witz und das Glück seines gedrängten Ausdrucks; ihr Styl ist ohnedem eigenthümlich, so daß Niemand in Verlegenheit geriethe, wem er sie zuschreiben sollte, würden sie ihm ohne Namen gezeigt. Sie sind aber weit davon entfernt, auch nur zu einer Skizze seiner Konversation demjenigen zu dienen, der dieselbe jemals mit anhörte. Wenige Beispiele mögen jedoch hier und zwar französisch angeführt werden, um eine Probe seiner charakteristischen Gedrängtheit und seiner glücklichen Wahl des Ausdruckes zu bieten.

Ein Herr hielt einst in einer Gesellschaft eine Lobrede auf die Schönheit seiner Mutter, und zwar unberufener Weise, da er selbst keinen Antheil dieser Eigenschaft von der Ehe seiner Aeltern ererbt hatte. **C'était donc Monsieur votre père qui n'était pas trop bien**, war Talleyrands Bemerkung, welche den Gesellschaftszirkel von diesem Gesprächsgegenstand erlöste. — Als Rulhieres, der bekannte Verfasser eines Werkes über die polnische Revolution, gesagt hatte: **Je n'ai fait qu'une mechanceté de ma vie**, antwortete Talleyrand: **Et quand finira-t-elle?** — **Genève est ennuyeuse, n'est-ce-pas?** fragte ein Freund des großen Diplomaten. **Surtout quand on s'y amuse**, war die Erwiederung. — **Ah, je sens les tourments d'enfer**, sagte eine Person, bei welcher man frühere Ausschweifungen voraussetzte. **Déjà?** war die Frage, die man Herrn v. Talleyrand zuschreibt.

Wir müssen jetzt noch über seinen Charakter und sein Temperament im häuslichen Leben berichten. Beide waren

im höchsten Grade ausgezeichnet. Ist die Behauptung, ein Leben in Staatsgeschäften verhärte das Herz, als wahrhaft anzunehmen, eine Behauptung, die jedoch mit Recht bezweifelt werden kann; ergibt sich dies ferner als eine bei Weitem gewissere Richtung bei Menschen, deren Leben mannigfachen Glückswechsel erfuhr; ist endlich die Annahme beinahe gewiß, jeglicher Mensch, der in der Jugend den bitteren Becher grausamer und unnatürlicher Behandlung aus Händen erhielt, die ihn hätten pflegen sollen; wenn vor Allem eine in nordischer Intrigue und Verschwendung zugebrachte Jugend, wie sie Talleyrand eben so wie die meisten hervorragenden Engländer durchlebte, beinahe stets die sanfteren häuslichen Gefühle ausrottet, und selbstsüchtiges Unkraut in den kalten, vernachlässigten Busen pflanzt: so verdient Talleyrand gewiß kein geringes Lob wegen seiner gutmüthigen und edlen Natur. Wir besitzen ein vollkommenes Recht zu der Erwähnung, er habe eine bemerkenswerthe Ausnahme von dieser Regel gebildet. Während es als thörichte und nutzlose Uebertreibung erscheinen würde, wollte man ihn darstellen, als habe er sein Interesse, seinen Ehrgeiz oder Vortheil zu irgend einer Zeit nicht beachtet, ist es dennoch eben so wahr, daß sein Charakter bis zum letzten Augenblick gutmüthig und wohlwollend blieb; daß er nicht allein während des Sturmes der revolutionären Anarchie den stärksten Abscheu vor heftigen und grausamen Thaten hegte, sondern auch seinen Einfluß übte, die Excesse, welche Andere dazu verleiteten, zu mildern; daß seine Liebe zum Frieden in allen seinen gesegneten Zweigen, entweder Ruhe zu Hause oder Freundschaft und Gutwilligkeit nach Außen der unaufhörliche Zweck seiner Arbeiten war; daß er im häuslichen Leben ein vorzüglich sanftes Temperament, warme und standhafte Zuneigungen zeigte. Bisweilen freilich trieb ihn seine Abneigung gegen heftiges Verfahren auf einen Punkt, der seine gewohnte Ruhe im Urtheil und seine fortwährende charakteristische Neigung zur Gerechtigkeit, letztere sogar, wenn es sich um Gegner handelte, an ihrer freien

Entwickelung verhinderte. So konnte er nie mit Ruhe von Carnot sprechen, weil dieser während der Schreckensregierung seinem Vaterlande zu dienen und dasselbe zu retten fortfuhr, indem er den Krieg, der es gegen Europa vertheidigte, leitete, wobei er vergaß, wie viel weniger Entschuldigung für sein eigenes Verfahren unter dem ruchlosen und tyrannischen Direktorium von 1797 und 1798, unter den Konskriptionen Napoleons, und unter der militärischen Besetzung Frankreichs durch die Alliirten anzuführen war; selbst wenn man annähme, er habe Anarchie und Eroberung fortwährend zu verhindern gesucht: während die unbeugsame und starre, aber strenge und unbefleckte Tugend des erlauchten Republikaners auf ganz andere Weise sich darbietet.

Talleyrand starb am 17. Mai 1838. Sein Vermögen belief sich auf 18 Millionen Franken. Die von ihm hinterlassenen Memoiren sollen erst 30 Jahre nach seinem Tode veröffentlicht werden.

Inhalt.

Seite

Die Tudors auf dem Throne Englands, nach Dahlmann ... 3

Die Urzustände Deutschlands, von Scherr ... 107

Die Casa Bonaparte zu Ajaccio, von Gregorovius ... 147

Hinrichtung der Grafen Egmond und Hoorne 1567 und 1568 ... 194

Fürst Talleyrand, von Lord Brougham ... 211

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Meyer's Geschichts-Bibliothek für allgemeine Kunde des Kultur- und Vö
lkerlebens

Bd.: 19,1

Hildburghausen [ca. 1840]

H.misc. 118 h-19,1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10738284-1